Universitäts- und Landesbibliothek Bonn

Richard Rothe, Doctor und Professor der Theologie und Großh. Bad. Geh. Kirchenrath zu Heidelberg: ein christliches Lebensbild

Rothe, Richard (Theologe)

Wittenberg, 1874

X. Die erste Heidelberger Wirksamkeit (1837-1849)

urn:nbn:de:hbz:5:1-26216

Visual Library

X.

Die erste Heidelberger Wirksamkeit.

Die Zeit der ersten Heidelberger Amtsthätigkeit Rothe's ist zugleich der letzte Abschnitt, über den Schenkel's werthvolle Mittheilungen aus handschriftlichen Aufzeichnungen des Verstorbenen sich erstrecken. Wie früher so sei daher auch hier zuvörderst auf diese lebensfrischen Schilderungen verwiesen, die zunächst Rothe's Empfang im Kreise seiner Collegen (die ihn sofort mit dem Doctortitel begrüßten) und die damaligen Universitätsverhältnisse (es waren nur 14 Theologen inscribirt) vorführen, und dann auf sein eigenes Leben und den Kreis seiner Thätigkeit im Einzelnen eingehen. Wir hören hier, wie er im Frühjahr 1839 das Seminar mit der berühmten Rede, auf die auch wir näher zurückkommen müssen, eröffnete. Wir hören weiter, wie die ihm übertragenen Collegien über die Ethik ihn von der Unmöglichkeit überzeugten, der bisherigen Methode zu folgen, und von der Nothwendigkeit, diese Aufgabe rein auf speculativem Wege zu lösen, und wie ihm so unter der Hand etwas wirklich Neues erstand. Wir vernehmen ferner von seiner allgemeinen Beliebtheit als Prediger, und wie zumal die sogenannten Pietisten, und darunter auch solche, die ihm gar nicht den Eindruck lebendiger Christen machten, sich ihm förmlich aufdrängten. Wir verfolgen hier Rothe auch in seinen angenehmen geselligen Verbindungen und sehen endlich, welchen hohen Genuß es ihm gewährte, daß sein ehrwürdiger geistesfrischer Vater noch die letzten Lebensjahre in Heidelberg in seinem Hause verbrachte.

Es ist eine Zeit von fünf Jahren, welche die Schenkel'schen Mittheilungen an unserm Auge vorbeiführen. Sie erstreckt sich bis zum Sommer 1842, jener kritischen Periode in seinem Leben, wo er in Ems so lebensgefährlich erkrankte, daß auch, nachdem die Gefahr endlich gehoben war, doch noch das ganze folgende Semester über der Reconvalescenz hinging; — wo er aber zugleich nun klar die Pflicht erkannte, das, was ihm an geistigem Gewinn aus den bisherigen Arbeiten erwachsen war, nicht mehr in sich zu verschließen. Der Vorbereitung auf den Tod folgte die Herausgabe der Ethik. Wie Rothe schon in der Vorrede zu diesem gewaltigen Werke selbst den inneren Zusammenhang beider Thatsachen angedeutet, so hat Schenkel ihn noch aus einem ihm vorliegenden Briefe Rothe's näher erwiesen.*)

Mit der Herausgabe der Ethik schließt nun leider die Reihe der Schenkel'schen Artikel. Die beabsichtigte Fortsetzung**) ist unterblieben.

Dagegen danken wir demselben Herausgeber auch aus der Heidelberger Zeit eine Reihe werthvoller Predigten. Ihnen gesellen sich zahlreiche Ergänzungen in Hübbe's „Nachlese" hinzu. Und außerdem mehren sich in dieser ersten Heidelberger Periode die eigenen Veröffentlichungen Rothe's. Seiner „Denkschrift" bei der Eröffnung des badischen Predigerseminars sind an kleineren Schriften noch die Grabreden auf Thibaut und Abegg, mehrere von ihm selbst herausgegebene Predigten aus der Zeit der freigemeindlichen Bewegung, schließlich die Vorrede zu Auberton's „Oetinger" und die Rectoratsrede von 1848 gefolgt. Vor Allem aber gehört, wie schon oben erwähnt, sein Hauptwerk, die Ethik, dieser Zeit an.

Wir wenden uns aber auch jetzt zunächst wieder zu den Briefen Rothe's selber, die uns für die nun folgende Periode ohnedem viel

*) Allg. kirchl. Zeitschrift 1868, IV, S. 220. — Vgl. Rothe's eigenen Ausdruck (in der zweiten Aufl. S. XIV): „Einen vorläufigen Abschluß glaubte ich doch machen zu sollen, besonders im Hinblick auf die Unsicherheit der irdischen Tagesstunden, die mir noch weiter zugemessen sein möchten."

**) Vgl. a. a. O. Seite 222. — Bei diesem Anlaß sei gleichzeitig erwähnt, daß die I, S. 22 als „Tagebuch" bezeichneten „Aufzeichnungen von Rothe's Hand", auf die sich Schenkel's dankenswerthe Artikel über Rothe stützen, nicht den Namen eines Tagebuches tragen können, vielmehr einer späteren Zeit seines Lebens angehören, nach seinem eigenen Wunsche aber nicht veröffentlicht werden sollen.

reichlicheren Stoff bieten als für die vorhergehende. Tritt doch die Correspondenz mit Heubner jetzt wiederum in den Vordergrund! Und ihr schließen eine größere Zahl anderer Verwandtenbriefe sich an. Mit welchem Interesse überhaupt der kinderlose Rothe an dem Geschicke seiner einzelnen Verwandten Theil nahm, beweist eine schlichte aber rührende Aufzeichnung einer der in seinem Hause verkehrenden Nichten:

Alle kleinen und großen Ereignisse im Familienleben wurden dem Onkel mitgetheilt, der an allem den herzlichsten Antheil nahm; über alles wurde er befragt und war unermüdlich Auskunft zu geben; oft hat er im Familienkreise in den Abendstunden den Seinigen vorgelesen; ganz besonders aber war er liebenswürdig in dem Verkehr mit Kindern.

Schon bei seiner Ankunft in Heidelberg war die Rothe'sche Familie durch ein Glied des Heubner'schen Hauses vermehrt. Und bereits sein erster Brief aus Heidelberg, der theilweise schon früher*) benutzt wurde, erwähnt dieser Nichte Dorothea. Im Uebrigen gibt der genannte Brief, vom 29. September 1837, Bericht über die Reise und die ersten Eindrücke von dem neuen Wohnsitze. Ein baldiger Besuch Heubner's wird mit der Motivirung: „Es ist wunderschön hier, ein wahrer Tempel Gottes, in dem man anbeten muß" erbeten. Den Einzelmittheilungen über die Reise und den Empfang in Heidelberg aber entnehmen wir das Folgende:

Von unsrer Reise, die ohne allen Unfall von statten gegangen ist, hat Dir Dorchen wohl schon einiges berichtet. Durch ein Irrefahren des Kutschers kamen wir erst am Abende des zweiten Tages nach Naumburg, wo es nun leider zu spät geworden war, um einen Besuch in Pforte zu machen. Sage darüber unserm Schmieder, wenn Du ihn sehen wirst, mein herzliches Bedauern. Am 3ten Tage waren wir zu Mittags in Weimar und gegen halb 5 Uhr Nachmittags in Erfurt. Am 24ten Mittags in Eisenach und des Abends in Bach (im Geiste Dir und den lieben Brüdern im Seminar innig nahe und mit Eurem Gebete mich vereinigend). Am 25ten Mittags in Fulda, über Nacht in Schlüchtern. Am 26ten gegen 2 Uhr Mittags in Frankfurt a. M. Den 27ten gegen 5 Uhr Abends zogen wir hier bei dem heitersten Sonnenschein ein. Der Herr weiß mit welchen Empfindungen, Gedanken, Gebeten und Gelübden. Er wolle mein Flehen erhören und alles zu Seiner Ehre, und dazu allein ausschlagen lassen. Höret auch Ihr nicht auf, um das Gleiche für uns zu beten, so wie wir Eurer aller täglich in unserm Gebet gedenken, gemeinsam und

*) Vgl. oben S. 15. 16.

einsam. Bisher habe ich ein freudiges Vertrauen. In der That ist uns in den 36 Stunden, die wir hier sind, nichts als freundliches begegnet, und so viel unverkennbar aufrichtige Liebe und Vertrauen entgegengebracht worden, daß wir kein Gefühl haben müßten, wenn wir uns dadurch nicht erquickt fühlten. Einen äußerst wohlthuenden Eindruck hat Umbreit auf mich gemacht, einen ganz andern, als ich seinen Büchern nach erwartete, — eine höchst edel und Zutrauen erweckend ansprechende Mischung von würdevollem Ernst und freundlicher Offenheit, durchweg zart, innig und schlicht. Er sprach sich auch über seinen christlichen Glauben gegen mich auf eine so einfache Weise und mit so unverkennbar tiefem und wahrem Gefühl, dabei mit so ruhiger Besonnenheit aus, daß es mir im Innersten wohlthat. An ihm einen christlichen Freund zu finden habe ich schon nach unserm Zusammensein am gestrigen Nachmittag ein mich gewiß nicht täuschendes Vertrauen. Sein Wesen erinnert mich mehrfach an den sel. Hrn. v. Meyer, mit dem er auch eine gewisse Aehnlichkeit in den Gesichtszügen hat. Von dem theuern Abegg schreibe ich nicht erst besonders. Das Seminar soll erst zu Ostern 1838 in's Leben treten; vielleicht können wir indeß schon diesen Winter mit einigen Uebungen im Kleinen beginnen.

Tholuck ist hier gewesen und hat auch gepredigt; deßgleichen in Straßburg, das er auf der Weiterreise nach der Schweiz und namentlich nach Genf berührt hat. Er hat seinen Wagen hier zurückgelassen, und wir werden ihn auf der Rückreise hier noch sehen. Auch Olshausen, de Wette und Röstell sind hier gewesen; Lücke wird noch erwartet. Marheineke ist schon wieder abgereist.

Schon dieser Brief schließt nun, ebenso wie die ihm zunächst folgenden, mit einer ganzen Reihe von Einzelgrüßen an die in Wittenberg zurückgebliebenen Freunde und Schüler. Wir heben daraus ein für allemal neben den stets wiederholten Begrüßungen des Professor Lommatzsch und des Diakonus Seelfisch die folgenden Namen von meistens jüngeren Freunden hervor:

Bahr, noch Rothe's eigener Studiengenosse im Seminar, damals Diakonus in Wittenberg *), starb als Pfarrer zu Stumsdorf 1871.

Dr. Denicke, damals Kreisphysikus, Rothe's Hausarzt.

Deinhardt, damals Subrector am Wittenberger Gymnasium, später Gymnasial-Director in Bromberg.

Luther, damals Diakonus in Wittenberg, später Pfarrer in Niedereichstädt.

*) Vgl. Rothe's Recension einer Bahr'schen Predigt, I, S. 248.

Melcher, 1830—1832 im Seminar, damals Prediger an der Berliner Charité, später Oberprediger in Freienwalde und als solcher wegen einer wissenschaftlichen Arbeit pensionirt, jetzt Vorsteher einer Erziehungsanstalt.

Rüdiger, damals Oberlehrer an der Lutherschule, starb als Consistorialrath und Pastor zu Helmsdorf bei Schöneberg im Ratzeburg'schen.

Seyler, bald nach Rothe Mitglied des Seminars, damals Diakonus und Garnisonprediger in Wittenberg, später Oberpfarrer in Annaburg.

Steinmeyer, kurze Zeit vor Rothe's Berufung nach Heidelberg zum Hülfsprediger des Seminars ernannt, später Rothe's Nachfolger in Bonn, jetzt Professor in Berlin.

Stöckert, damals Hülfsprediger des Seminars (1835—1838), starb als Oberpfarrer zu Calbe a. d. S.

Teichler, seit 1833 in Wittenberg, seit 1839 in Berlin, starb 1856 als Pfarrer zu Maßnitz, Kr. Zeitz.

Thielemann, damals Pfarrer zu Dabrun bei Wittenberg.

Thümmel, damals Pfarrer zu Eutzsch bei Wittenberg, jetzt Pfarrer in Zeuden.

Trescher, Kreisgerichts-Director in Wittenberg, gest. 1842.

Dem zweiten Briefe Rothe's, vom 5. November 1837, der auch auf die kirchlichen Zustände Badens im Allgemeinen eingeht, entnehmen wir die folgenden Mittheilungen:

Wir haben seither noch immer viel äußere Unruhe gehabt. Die häusliche Einrichtung ging sehr langsam von statten, und nun wir eben mit dem Gröbsten der Einrichtung zustande gekommen sind, erfahren wir, daß wir nächste Ostern unsre Wohnung wieder verlassen müssen, weil die Eigenthümerin des Hauses, die jetzt in Mannheim lebt, sie selbst wieder zu beziehen beabsichtigt. Auf den 6ten werde ich, so Gott will, meine Vorlesungen anfangen: Moral, Br. an die Römer und Katechetik. Möge der Herr sich in Gnaden zu mir bekennen und zu allem meinem hiesigen Thun. So gering auch die Zahl der hier Theologie Studirenden jetzt ist, (im vorigen Sommer betrug sie 14) zu thun wird es lange genug geben; denn der kirchliche Zustand liegt sehr, sehr darnieder; es ist eine große Interesselosigkeit in religiöser Beziehung in den Gemeinden und in den Geistlichen im Durchschnitt eine mächtige Vis inertiae. Doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß das Seminar einen kleinen Anfang zum besseren anbahnen wird. Ostern wird es nun bestimmt in's Leben treten. Der Curator der

Univers. Staatsrath Nebenius war die vorige Woche hier, und wir haben nun den Plan der Anstalt im Detail verabredet. Es ist eine Freude mit diesem Mann zu verkehren, so viel Einsicht, guter Wille und jede peinliche Form entfernende Cordialität vereinigen sich in ihm. Ueberhaupt muß ich den badischen höchsten und höhern Staatsbeamten eine schlichte Herzlichkeit nachrühmen, mit der sie sich einem auf die natürlichste Art von der Welt gleichstellen, so daß man meint, längst bekannt und vertraut mit ihnen zu sein. Welches Local das Seminar erhalten wird, steht immer noch nicht fest; eins allerdings von denjenigen, welche durch die Verlegung der Irrenanstalt von hier nach Achern (im Oberlande) disponibel werden werden, vermuthlich das jetzt von dem akademischen Hospital eingenommene Local. Leider werden aber jedenfalls 3 bis 4 Jahre darüber hingehen, bis wir von dem uns zuzuweisenden Gebäude werden Besitz nehmen können, da der Bau des großen Landirrenhauses in Achern erst in diesem Sommer begonnen hat. Vom 16ten bis 19ten v. M. bin ich in Karlsruhe gewesen, wo ich das wohlwollendste Vertrauen gefunden habe. Der Großherzog ist die schlichte Leutseligkeit und das Wohlwollen selbst, fast etwas schüchtern. Er versicherte mich, daß er das Bedürfniß einer Hebung des relig. Zustandes des Landes und die Wichtigkeit des Seminars für diesen Zweck lebhaft empfinde und seinerseits nichts unterlassen werde, was das Gedeihen der Anstalt fördern könne und meine persönliche Zufriedenheit mit meinem neuen Verhältniß. Sein ältester Bruder, der Markgraf Wilhelm, ein ebenso schlichter Herr, der den Eindruck ausgezeichneten Verstandes macht, sprach sich auf eine schöne christliche Weise über das aus, was der badischen Geistlichkeit eigentlich Noth thue und dem Lande überhaupt bei allem dem Segen im Aeußeren, mit dem es von Gott beglückt sei. Hüffell nahm mich mit der äußersten Güte auf. . . . . Es ist mir doch gewiß geworden, daß er wirklich nicht ohne christliche Anregung ist und gern ein frisches Leben in der badischen Geistlichkeit anzünden möchte. Im Kreise meiner Collegen ist mir fortwährend sehr wohl. Umbreit wird mir von Tage zu Tage lieber. Paulus ist mir vom ersten Augenblicke an mit einem liebenswürdigen Wohlwollen entgegengekommen, ungeachtet wir die gewaltigen Differenzen in unsern Ueberzeugungen bestimmt gegen einander ausgesprochen haben. Seines hohen Alters ungeachtet hat er eine jugendliche Lebendigkeit des Geistes und mit dieser verbindet er in seinem ganzen persönlichen Verhalten eine ruhige, besonnene Milde, die ihn wirklich liebenswürdig kleidet. Die Facultät hat mich in den ersten Tagen meines Hierseins mit dem Doctorat überrascht, und bald nachher habe ich helfen müssen einen Doctor creiren, auf Neander's dringende Bitten, einen Wittenberger, Carl Vogt.*)

*) Der spätere Professor und Superintendent in Greifswalde.

Führen uns diese beiden Briefe Rothe's an Heubner schon von selbst in den Kreis ein, in welchem Rothe von nun an eine so fruchtbringende Wirksamkeit entfalten sollte, so stehen neben ihnen zugleich die ergänzenden Mittheilungen an seinen andern Schwager Hahn. Der erste Anlaß zu seinem ausführlichen Briefe an diesen, vom 4. Januar 1838, ist ein Trauerfall im Hahn'schen Hause, der Tod von dessen Tochter Johanna. Rothe schreibt daher zunächst über diese Heimsuchung:

Mit den entgegengesetztesten Empfindungen lege ich die beiden Briefe vor mich, für die ich Dir zu danken habe, und die freudigen Empfindungen des Dankes, mit denen ich den ersteren vom 12. v. M. am Morgen des 24. empfing, wollen jetzt in mir nicht wieder aufkommen vor der tiefen Trauer, in welche mich und meine Luise am vorletzten Tage des alten Jahres der zweite vom 24. versetzte. Wie hätten wir in den Tagen des Festes geahnet, welchen Trauerflor der Herr über Euer Haus ausgebreitet hatte. Gewiß wir empfinden Euren Schmerz mit, als wenn wir durch keine Entfernung des Raumes von Euch geschieden wären; und was gäben wir nicht darum, wenn wir jetzt ein Stündchen in Eurem Trauerhause verweilen und mit Euch weinen könnten! Wenn uns gleich schon in Deinem ersteren Briefe die Nachricht von der Krankheit der lieben Johanna in Sorgen setzte, so war sie doch von so beruhigenden Versicherungen begleitet, daß wir uns ernstlichen Befürchtungen nicht hingaben. Aber des Herrn Gedanken sind andere gewesen! gewiß höhere als die unsrigen und Gedanken des Friedens! Dieses freilich am augenscheinlichsten für die liebe Heimgegangene selbst, die diesmal schon ein Weihnachtsfest gefeiert haben wird, wie Ihr es ihr nicht hättet bereiten können mit aller Eurer Liebe. Doch auch Ihr, lieben Geschwister, werdet es schon jetzt erfahren haben, daß es dieselbe Hand der ewigen Liebe ist, die das theure Kind wieder von Euch zurückgenommen hat, von der Ihr es empfinget und mit ihm so viele Jahre hindurch eine Quelle so süßer Freude und so seliger Dankbarkeit. Nun alle diese Gnade, die sich für Euch an den Besitz der theuren Tochter knüpfte, ist Euch auch jetzt nicht verloren gegangen, nunmehr sie dahin in sichre Hut hinübergenommen worden ist, wo Eure Herzen jetzt nur desto mehr ihren Schatz haben werden. Unser vereintes Gebet ist es, daß der Gott alles Trostes, der allein wirksam zu trösten vermag, Euch in Eurem Leide stärken und aufrichten und namentlich auch Dir, geliebte Schwester, die körperliche Kraft wieder schenken möge, die durch Anstrengung und Schmerz so sehr erschöpft sein mag. Er wird auch hier Gebet erhören und Euch mit Seiner Stärke ausrüsten, auch in diesem Falle ihn zu ehren durch kindlich aufrichtige Ergebung in seinen heiligen Rath. Könnten wir Euch nur mittragen helfen! uns wenigstens

wäre es ein Trost, wenn Ihr auch dort der guten Seelen genug habt, die Eure Trauer theilen.

Der weitere Verlauf des Briefes berichtet allerdings zuerst noch von einem der von jetzt an in stets gesteigertem Maße zunehmenden Krankheitsanfälle der Frau, geht aber bald auf specielle Mittheilungen über den Stand der Seminarangelegenheit wie über die badischen Verhältnisse im Allgemeinen ein:

Meine Frau wird ihren Dank für das schöne Geschenk der lieben Schwester Christel selbst aussprechen. Sie hat leider das alte Jahr mit einem Anfall ihres Gesichtsschmerzen-Uebels beschlossen und das neue auch noch damit begonnen. Seit heute indeß hat das Uebel zu weichen begonnen. Leider muß ich sie morgen in aller Frühe auf einige Tage verlassen, indem ich vor einigen Tagen von dem Minister Winter die Aufforderung erhalten habe, zum 6. nach Karlsruhe zu kommen, um an den Berathungen des Hrn. Curators mit der evangel. Kirchensection behufs einer definitiven Beschlußnahme über die Einrichtung des Seminars Theil zu nehmen. Es ist dieß eine sehr unangenehme Commission, da ich aus den mir mitgetheilten Acten ersehe, daß alles darauf ankommen wird, das Seminar den Händen der Kirchensection zu entwinden, die dasselbe unter ihre unmittelbare Leitung bringen wollen, was — worüber hier auch im Lande selbst nur Eine Stimme ist, — wenn es gelänge, ein großes Uebel wäre. Zum Glück darf ich wohl auf den Beistand des Ministers und des St. R. Nebenius rechnen, und glücklicherweise hat auch die 2. Kammer die Summe für das Seminar unter ausdrücklicher Erklärung der Erwartung votirt, daß dasselbe ein von der Kirchensection unabhängiges Institut werde. Die Reise kommt mir jetzt, wo, seit gestern, die Vorlesungen grade erst wieder begonnen haben, doppelt ungelegen. Das alte Jahr habe ich mit Predigen (über Ps. 138, 8: Herr, Deine Güte ist ewig ꝛc.) beschlossen. Von der Kanzel herab ist einem hier wirklich eine schöne Thür geöffnet; viel offene Ohren findet man, wenn man Gottes Wort bringt, so viel die Kirche ihrer nur fassen kann, aus allen Ständen, und wenn man den Aeußerungen der Leute trauen darf, auch offene Herzen. Auch die Studirenden sind nicht unempfänglich, wenn sie auch nicht allzuviel zu fassen vermögen, fleißig und still. Auch habe ich unter der Geistlichkeit des Landes schon Bekanntschaften gemacht, die mich sehr erfreut haben. Dahin rechne ich auch insbesondere einen Pfarrer Hörner in Hochsachsen, einen Verwandten meines l. Freundes Erbkam, welchen letzteren ich bei dieser Gelegenheit Dir bestens empfohlen haben will und schönstens zu grüßen bitte. Mein collegialisches Verhältniß ist wirklich der Art, wie es wohl nirgends sonst sich finden dürfte. Abegg, Umbreit, Ullmann und ich wir werden uns von Tage zu Tage lieber, und mein Verhältniß zu ihnen ist mir gleich sehr zur Förderung und zur Freude. Ullmann gewinnt

bei näherer Bekanntschaft immer mehr, und Umbreit ist eine gar treue, reine Seele. Mit Paulus und Lewald stehe ich in dem freundlichsten Verhältniß, und bei dem ersteren besonders bringe ich wirklich gern mitunter ein Stündchen zu, nie ohne von ihm den wohlthuenden und ich möchte sagen erbauenden Eindruck eines in nicht gewöhnlicher Weise wohlgeordneten Gemüths zu empfangen. Der bestimmt ausgesprochene Dissensus stört die gegenseitige Mittheilung nicht. Paulus war sehr erfreut über Deine Grüße, die er bestens erwiedert, und will nicht für Deinen Gegner betrachtet sein. Auch er nimmt herzlichen Antheil an Deinem Schmerz. Besonders aber soll ich Dir von Abegg, Umbreit und Ullmann unter den schönsten Grüßen ihre innige Theilnahme bezeugen. Ich muß bis jetzt immer noch bei der Ueberzeugung beharren, nicht nur, daß es des Herrn Wille gewesen ist, der mich hierher geführt hat, sondern auch, daß es ein gnädiger Wille gewesen ist, über den ich mich nie zu beklagen haben werde. Das Lesen erster Collegia ist freilich eine unbequeme Sache, zumal bei meiner Art und in meinen Jahren. Ich bin in dieser Hinsicht jetzt mit meiner Arbeit ganz so gestellt, wie ein angehender Privatdocent, und werde daran noch eine Weile zu kauen haben. Indessen ist das doch mir selbst eine gute Schule.

Von nicht minder allgemeinem Interesse sind die weiteren Berichte des Briefes vom 13. Januar 1838 an Heubner, der mit Neujahrs- und Christfestwünschen und Gebeten beginnend, bald wieder zu einer Beschreibung der Heidelberger Verhältnisse wird:

Ich kann nun auf mehr als ein Vierteljahr meines hiesigen Lebens zurückblicken, und noch immer bin ich der freudigen Gewißheit, daß der Herr mich hierher gerufen hat, und so mancherlei auch die mit dem Eintritt in ganz neue Berufs- und Lebensverhältnisse unvermeidlich verknüpften Unbequemlichkeiten sind, muß ich doch noch immer diese Führung Gottes als eine für mich gnädige betrachten. Es ist nur gut, daß ich mich wieder in einer neuen Weise zusammennehmen muß, und bis jetzt habe ich keine Ursache zu der Besorgniß, daß der Boden um mich her unempfänglich sein wird. Die theologischen Studenten sind zwar im Vergleich mit unsern Seminaristen bedeutend zurück in ihrer Entwickelung; aber sie zeigen zum großen Theil Ernst und viel Fleiß und einen noch uneingenommenen Sinn für das, was ihnen entgegengebracht wird, namentlich von christlicher Wahrheit. Ich habe schon einige recht redliche Seelen unter ihnen gefunden. Für ein christliches Wort von der Kanzel herab ist wirklich in einem weiten Kreise Empfänglichkeit vorhanden und gefühltes Bedürfniß danach, so daß ich hoffen darf, daß es, wenn ich erst regelmäßig zu predigen haben werde, nicht ohne einen Segen von Gott abgehen wird. Bis jetzt habe ich 3 Mal gepredigt am 24. p. Trinit., am 1. Adv. und am letzten Tage des Jahres. Von Seiten meiner

Collegen und meiner Vorgesetzten in Karlsruhe wird mir fortwährend ein solches Vertrauen entgegengebracht, daß ich auch darin nur eine Gabe Gottes sehen kann, der mir hier eine Bahn brechen will. Ich habe davon noch wieder in voriger Woche neue Erfahrungen gemacht, in der ich einige Tage in Karlsruhe zubringen mußte, wohin ich gerufen worden war, um an Berathungen der evangel. Kirchensection und des Curators, die definitive Feststellung der Seminareinrichtung betreffend, Theil zu nehmen. Es war dieß insofern eine unangenehme Commission, als die evang. Kirchensection, d. h. in diesem Falle der Prälat, dem ihr zur Begutachtung vorgelegten Entwurf die lebhafteste Opposition entgegengestellt und namentlich verlangt hatte, daß das Seminar ihrer Leitung untergeordnet und nicht unmittelbar unter das Ministerium des Innern gestellt werde, ein Verlangen, das, wenn es gewährt worden wäre, für die Anstalt sehr mißliche Folgen gehabt haben würde. Indessen hat sich bei den mündlichen Verhandlungen alles sehr gut gemacht, und ungeachtet die Kirchensection mit allen ihren Projecten durchgefallen ist, hat sie dem Seminar doch noch versprochen, auf eine ganz erkleckliche Weise aus Kirchenmitteln zu seiner Dotation beizusteuern. Auch bin ich mit Hrn. Hüffell, ungeachtet ich seinen beständigen Opponenten gemacht, im besten Vernehmen geblieben. Meine collegialischen Verhältnisse sind wirklich von der Art, daß ich sie jetzt in keiner andern theol. Facultät Deutschlands auf ähnliche Weise wohlthuend und für mich selbst förderlich haben könnte. Mein Zusammenleben mit dem noch jugendlich frischen ehrwürdigen Vater Abegg und mit Umbreit und Ullmann ist auch noch nicht durch das kleinste Wölkchen eines Mißverständnisses gestört worden. Umbreit ist eine innige christlich warme Seele, und je länger ich Ullmann kenne, desto mehr tritt mir der lebendig christliche Grund seines Gemüths hervor. Außer diesen Männern gehört besonders noch der Geh. Hofr. Rau, der Kameralist, ein Freund von Schubert (von Erlangen her) zu dem Kreise meines engeren Umgangs. Meine Frau, die in den ersten Monaten ihres Hierseins sehr trübe gestimmt war, ist jetzt auch heitern Muthes geworden und sieht auch ein, daß uns bisher hier eigentlich nichts als Gutes und unverdiente Liebe widerfahren ist, und daß es beim Lichte betrachtet Schatten waren, mit denen sie sich abgemüht. Leider hat sie in den letzten Wochen wieder ein Mal viel von ihrem Gesichtsschmerz zu leiden gehabt. Jetzt ist sie Gottlob wieder von ihm befreit.

Nach diesen Mittheilungen aus Heidelberg kommt Rothe weiter auf die ihm aus Wittenberg zu Theil gewordenen Nachrichten zu sprechen, wo die Wiederbesetzung der bisher von ihm bekleideten Stelle mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verknüpft war:

Die Nachrichten von dem Stande der Dinge in Wittenberg in Ansehung der Wiederbesetzung meiner Stelle haben mich sehr betrübt.

Ich hatte mich so ganz und mit so viel Freude in den Gedanken hineingelebt, Schmieder'n als meinen Nachfolger zu wissen! Laß es mich nur recht bald hören, sobald etwas entschieden sein wird. Daß Du die Andachtsstunden übernommen hast, auch die Morgenandachten, ist mir ein sehr tröstlicher Gedanke, und ich kann mich ordentlich freuen, daß es durch die Säumigkeit des Ministeriums den Seminaristen wieder ein Mal so gut geworden ist, Deiner auch von dieser Seite zu genießen; allein in Beziehung auf Dich selbst macht es mir doch viel Sorge, und ich bitte Dich herzlich, doch ja nicht mehr auf Dich zu nehmen, als Du physisch tragen kannst.

Endlich darf hier auch der Ausdruck der Freude nicht fehlen, mit dem Rothe sich über den persönlichen Gewinn einer Seminarthätigkeit ausspricht:

Wie oft bin ich mit meinen Gedanken im Kreise der l. Brüder, und wie gerne möchte ich ein Mal wieder ein Wort zu ihnen reden! Sage ihnen das unter den herzlichsten Grüßen. Ich empfinde es jetzt sehr lebhaft, wie sehr mir ein Beruf an einer Anstalt wie ein Seminar Bedürfniß ist, und wie mich die Thätigkeit des akadem. Lehrers für sich allein nicht befriedigen würde. Ich freue mich deshalb sehr auf das Frühjahr, welches das hiesige Seminar in's Leben rufen soll.

In denselben Gedankenkreis führt ein weiterer Brief Rothe's an die wittenberger Seminaristen selbst ein, in deren Namen ihm der damalige Seminarsecretär Dr. Kahle (jetzt Pastor der Löbenichtschen Gemeinde zu Königsberg i. Pr.), der ihm auch bei seinem Weggang aus Wittenberg die Abschiedsode überreicht, geschrieben hatte. Er antwortete diesem am 11. März 1838:

Sie erlauben mir wohl, wie Sie der Dolmetscher der liebevollen Gesinnung unsrer Brüder gewesen sind, Sie nun auch wieder zum Dolmetscher meines innigst gerührtesten Dankes an Sie alle zu machen. Möge es Ihnen keinen Augenblick zweifelhaft geworden sein, daß ich mit aller Liebe immer noch der Ihrige bin und täglich mit meinen Gedanken, Gefühlen und Gebeten in Ihrem Kreise verweile, wegen der Langsamkeit, mit welcher Ihnen dieses Zeichen meines Dankes zugeht. Die Zeit geht mir Tag für Tag so rein auf, und was etwa davon bei dem größten Geize übrig bleibt, ist schon so genau vertheilt, um den Anforderungen des geselligen Lebens in einem mir immer theurer und förderlicher werdenden Kreise trefflicher Freunde nothdürftig zu genügen, daß für eine Correspondenz eben auch gar nichts übrig bleibt. Bei drei für mich ganz neuen Vorlesungen und meiner mir zur anderen Natur gewordenen Weise, was ich vortrage, zuvor auf eine eigenthümliche Art zu reproduciren, werden Sie mir selbst nachrechnen können, daß dies keine leere Entschuldigung ist. — Nun

aber lassen Sie es mich vor allen Dingen aussprechen, welch eine ungeahndete Ueberraschung, aber auch welche erquickende Freude es für mich war, als ich an meinem Geburtstage selbst Ihre Zuschrift empfing und in ihr ein neues so sprechendes Zeugniß von der Fortdauer der Liebe und der Fürbitte meiner mir unvergeßlichen Brüder in dem lieben Wittenberg. Lassen Sie mich nun auch für die Zukunft gewiß sein, daß sie mich immer begleiten werden. Ich meines Theils, das weiß ich, werde mich immer als dem Seminar der Lutherstadt und vor allem denen, mit welchen ich dort Jahre stiller, gesegneter Sammlung verlebt habe, zugehörig fühlen. Ja in meinen besten Stunden werde ich Ihnen allen immer nahe sein, und nie der Gnade, die ich dem Herrn verdanke, gedenken können, ohne dabei im Geiste Ihrer aller brüderliche Hände zu ergreifen und mit den meinigen zum Gebet zu verschlingen. Ja gewiß Er, der Herr ist es, auf den hin wir einander lieb gewonnen haben, und in dem wir Eins sind. Besonders wohl hat mir dieses Bewußtsein gethan, als ich aus dem diesjährigen Vorwort der Evang. K. Ztg. sah, wie solche durch mein Buch an meinem Christenthum irre geworden sind, an deren Christenthum mich alle Differenzen zwischen ihnen und mir nicht irre machen können. Gott sei dafür gelobt (und ihm allein gebührt auch die Ehre dafür), daß ich vor Ihm mich von den Vorwürfen, welche der liebe Hengstenberg mir macht, in dem Sinne, in welchem er sie meint, rein weiß. Gott lob aber auch, daß seine Excommunication mir nur ein Antrieb ist, meinerseits mich durch nichts lostrennen zu lassen von der Gemeinschaft der Heiligen, auch wenn sie nach befangnem Urtheil richtet, und die Rede der ewigen, d. h. der christlichen Wahrheit nur in Einer Zunge wiedererkennt.

Wie gern möchte ich von dem Ergehen der Einzelnen Ihres lieben Kreises recht Ausführliches vernehmen; ich erfahre leider nur sehr spärliche Kunde. Wie wohl wird es mir thun, wenn ich wieder einen Ephorus in Ihrer Mitte wissen werde! Als wir uns trennten, hatte ich keine Sorge wegen der durch meinen Abgang entstehenden Lücke; nun ist sie so lange unausgefüllt geblieben. So wenig auch der Schmerz über meinen Austritt aus dem theuren Wittenberg bei mir verklungen ist, bin ich doch noch zweifellos der freudigen Gewißheit, nach Gottes Willen hierher gegangen zu sein. Was ich dort zurückgelassen habe, weiß ich wohl, und was hier aus meinen Werken werden wird, das ruht noch im Schooße der Zukunft; aber ich kann dieser nicht anders, als mit gutem, wenn auch noch so gebeugtem Vertrauen entgegensehen. Es begegnet mir hier zum ersten Male, daß der Gedanke in mir aufkommt, Gott werde mich in dem mir anvertrauten Berufe in irgend etwas brauchen können, und ich habe bessern Muth, als jemals vorher. Auch habe ich hier ein so unerwartetes Vertrauen vorgefunden bei allen, mit denen ich bisher in Verbindung gekommen bin, daß ich voraussagen muß, der Herr habe mir den Weg gebahnt. Auch für das Seminar, das um Anfang Mai eröffnet werden wird,

bin ich guter Zuversicht. Es werden zunächst 11 oder 12 Mitglieder in dasselbe eintreten, und unter diesen glaube ich für die Mehrzahl einstehen zu können, daß sie Ernst und empfänglichen Sinn mitbringen. Gleichzeitig wird auch der Universitätsgottesdienst in Bewegung kommen, der hier wirklich einem gefühlten Bedürfnisse begegnen wird. Ein christliches Wort von der Kanzel erwirbt hier wirklich von recht vielen einen warmen Dank. Dies Eine weiß ich ganz gewiß, daß es für mich selbst, ich meine für meinen neuen Menschen heilsam ist, hierher verpflanzt worden zu sein. Es liegt darin freilich schon mit, daß es für meinen alten Menschen schlimm ist, und ihm manche empfindliche Schmerzen verursacht; aber Gottlob, ich habe nie freudiger Amen gesagt zu seiner Kränkung. —

Und nun noch ein Mal Ihnen und durch Sie allen Brüdern κατ' ὄνομα vollen Dank für Ihre Liebe und die Hand darauf, daß wir, wir mögen uns in diesem Leben wieder persönlich berühren oder nicht, Eins bleiben und immer mehr Eins werden wollen in dem, in welchem allein wir alle leben sollen, weil Er für uns alle gestorben ist. Er versiegle selbst in unsern Herzen unser Gelübde!

Den vorher mitgetheilten Familienbriefen Rothe's selbst aber sei noch hinzugefügt, daß auch sein Vater nach wie vor mit der Hahn'schen und Heubner'schen Familie in innigem Verkehr blieb. So liegen uns wieder zwei Briefe von ihm an Hahn vor, während dieser mit den Seinigen eine Salzbrunner Kur macht. In dem ersten Briefe vom 3. Aug. 1838 richtet er an ihn und Heubner gemeinsam die dringende Bitte, den Tag nach der Rückkehr nach Breslau, wohin auch Heubner auf zwei Tage mitkommen sollte, „ein frugales Mittagsmahl bei dem alten Vetter Rothe gütigst an- und einzunehmen". Der zweite Brief vom 4. August geht näher auf die Kur und deren erwünschte längere Ausdehnung ein und theilt u. A. die Auflösung einer beide schon früher beschäftigenden Streitfrage aus der alten Geographie mit. Beide Briefe können zwar von keinem „Schreiben Richard's" aus Heidelberg Mittheilung machen, doch berichtet der erste von mündlichen Nachrichten durch den Staatsrath v. Schmehling, der Ende Juli des Nachmittags mit ihm und den Seinen auf dem Heidelberger Schloß gewesen sei und auch den Abend sehr vergnügt bei ihnen zugebracht habe.

Das Sommersemester 1838 brachte denn auch die Eröffnung des Predigerseminars in Heidelberg, und damit Rothe's ergreifende Denkschrift zu dieser Feier: „Warum fühlt die deutsch-evangelische Kirche grade in unsern Tagen das Bedürfniß von Predigerseminarien?" Dieselbe gehört wohl zu den werthvollsten kirchengeschichtlichen Ausführungen Rothe's. Sie ist ein wahres Meisterstück in

Inhalt und Form, zumal in den unter den verschiedensten Gesichtspunkten durchgeführten und doch streng symmetrisch neben einander gestellten Parallelen zwischen Sonst und Jetzt, und hinterläßt noch heute bei der Lectüre einen bleibenden Eindruck, wie denn z. B. auch ihre entschiedene Verwerfung jedes Symbolzwangs später noch oft angeführt ist. Grade aus diesem Grunde muß aber ihre nähere Würdigung für die unser „Leben in Briefen" ergänzende Zusammenfassung von Rothe's kirchengeschichtlichen Arbeiten zurückgestellt werden. Um jedoch auch hier wenigstens eine genügende Vorstellung von den Grundideen, die Rothe seiner Direction des Seminars zu Grunde legt, möglich zu machen, schalten wir an diesem Ort einen kurzen Auszug der Predigt ein, in welcher sich Rothe zum Schluß der Eröffnungsfeier an seine nunmehrigen Schüler wandte (S. 70):

Ihr habt eine große Aufgabe zu lösen in diesem flüchtig dahin eilenden Jahre. Ihr bedürft viel, viel für Euren künftigen Beruf, was in so kurzer Zeit gewonnen sein will. Nicht blos viele und vielerlei Kenntnisse und Fertigkeiten. Von ihnen schweige ich jetzt; denn sie lassen sich durch Fleiß und Uebung erwerben. Aber Ihr bedürft noch ein Anderes und Größeres; das allein steht mir in dieser Stunde vor der Seele. Das evangelische Predigtamt ist ein heiliges Amt; so kann denn die Vorbereitung auf dasselbe nicht anders gedacht werden, denn als eine Weihe. Dieß ist's, was ich Euch jetzt mit herzerschütternder Kraft zurufen möchte! Ihr tretet ein Jahr der Weihe für einen heiligen Beruf an, nicht bloß ein Jahr der Vorübung. Eine Zeit der Weihe für Euer ganzes übriges Leben soll dieses Jahr Euch werden! Dem denket jetzt nach vor dem Angesicht des Herrn, dessen besonderem Dienst Ihr Euch angelobt habt. Vor Ihm fragt Euch, was diese Weihe in sich begreift, was es also im Einzelnen ist, was Ihr in diesem Jahre durch seine Gnade erringen müßt. Ich komme Euch gern zu Hülfe und nenne es Euch: Den Frieden Eures Herzens mit Gott — daß Christus in Euch lebendig werde — und die heilige Kraft der Selbstverläugnung in Liebe. Dieß dreifache giebt Euch die Weihe zum Dienst am Heiligthum; ohne dasselbe seid Ihr, wie wohl ausgerüstet auch sonst mit Gaben, Wissen und Geschicklichkeit, untauglich, völlig untauglich zum Werke des evangelischen Predigtamts.

Sodann treten diese drei Gesichtspunkte ähnlich wie die Grundgedanken der „Denkschrift" einzeln hervor, und werden in wahrhaft erschütternder Rede den Einzelnen nahegelegt (S. 71—72. 73. 74):

Laßt Euch zuvor daran erinnern, welchen Frieden mit Gott wir meinen. Nicht den falschen Frieden mit Gott, bei welchem das Herz

nur deshalb ruhig schlägt, weil das Gottesbewußtsein verschüttet ist und das Gewissen schlummert. Bei ihm lebt unsre Seele freilich nicht vor Gott, darum nämlich, weil er für uns in eine so weite Ferne gerückt ist, daß sein Heiligkeit strahlendes Bild uns in Nebel verschwimmt, — seine Wirklichkeit uns nur mehr oder minder wahrscheinliche Möglichkeit ist, nicht das Gewisseste von allem Gewissen und die letzte Grundlage aller sonstigen Gewißheit, — seine lebendige, Herz und Mark durchdringende Kraft uns nicht im Innersten unsers Bewußtseins berührt bei jedem Schritt auf unserm Wege. Das ist nicht Friede mit Gott, sondern ein Dasein ohne Gott. . . . Habt Ihr Euren Frieden mit Gott aus der Rechtfertigung durch den Glauben an Christum, wisset Ihr, was es für ein Ding ist um diese Rechtfertigung: nun wohl, dann ist er der wahre; dann aber werdet Ihr auch fern sein von der Meinung, schon genugsam erfüllt zu sein mit diesem göttlichen Frieden, und werdet es selbst besser fühlen, als ich es Euch sagen kann, wie er in noch weit reicherer Fülle bei Euch einkehren muß, bevor Ihr als Friedensboten in die friedenlose Welt hinausziehen könnt. . . .

Auch das andre, welches ich schon vorhin nannte, müßt Ihr in ihm erreichen, daß Christus in Euch lebendig werde. Ihr sollt als Diener des Evangeliums Christi Zeugen sein. Christi Zeugen, überhöret dieß Wort nicht; nicht bloß Prediger von Christo, nicht bloß seine Diener, nein, seine Zeugen. Ihr sollt Ihn also Euren Gemeinden nach dem Leben darstellen, vergegenwärtigen, ihnen sein Bild zur Anschauung bringen, ihn, wie Paulus (Gal. 3, 1) es nennt, ihnen vor Augen malen; Ihr sollt thatsächliche Beweise seiner Wirklichkeit und gnadenvollen Lebendigkeit sein. Das ist es grade, was unsern Gemeinden Noth thut, in einer Zeit, da so viele nicht mehr glauben, daß es noch einen lebendigen Christus giebt, einen Erlöser, der eben weil er erhöht ist zur Rechten des Vaters, und weil ihm alle Gewalt im Himmel und auf Erden übergeben ist (Matth. 28, 18), noch immer unter uns und in uns lebt und wirkt durch seinen Geist, und bei uns ist alle Tage bis an der Welt Ende (Matth. 28, 20). Wie werdet Ihr das nun bewerkstelligen? Ihr vermögt es nur, wenn Christus wirklich in Euch lebt; lebt Er aber in Euch, so macht sich Euer Zeugen von Ihm wie von selbst. . . . Nicht etwa sollt Ihr Euch in hohlen Gefühlen und nichtigen Träumen berauschen, sondern durch klaren und starken Glauben und die naturnothwendig aus ihm fließende Verähnlichung Eurer Gesinnung und Eures Lebens den Erlöser in Euch aufnehmen. Ist Euch dieß Schwärmerei, wohlan so wendet dem Beruf den Rücken, den Ihr erwählt habt. Welchen Reiz kann er dann noch für Euch haben? Einem Christus zu dienen, der weniger ist als der ewig lebendige Sohn Gottes, der nicht noch immer in den Seinen wohnen und leben kann, achtet kein edles Gemüth seiner würdig. . . .

Wie sein irdisches Leben ein Leben steter Selbstverläugnung

und Selbstaufopferung in Liebe war: so kann er auch in Euch nur dann gleichsam sein irdisches Dasein wieder erneuern, wenn Euer Leben ein eben solches ist. . . . Glaubt es, m. Fr., nicht mir, sondern dem, der so geredet hat, und der Erfahrung von 18 Jahrhunderten: ohne die Kraft einer solchen Selbstverläugnung — und sie ist Wahrheit nur, wenn sie aus der Liebe zu den Brüdern fließt, — werdet Ihr Euer künftiges Amt im Dienste der Kirche nicht ausrichten können, — dieß mühevolle Amt, das von allen Seiten her Euch Selbstverläugnung zumuthen wird.

Endlich fehlt aber auch die Erhebung und Ermuthigung des Zagenden nicht (S. 75):

Nicht wahr! Die Aufgabe ist groß! Aber bebet deshalb nicht bange zurück; sie ist auch schön und edel und des Schweißes werth. Es steht Euch jetzt eine ernste, anstrengungsvolle Zeit bevor; aber darum nicht etwa eine traurige, düstere. Zu jener Weihe werdet Ihr allerdings nicht ohne einen tiefgehenden Kampf hindurchdringen, nicht ohne ein Ringen des Lebens mit dem Tode in Euch; aber erst aus diesem Kampfe tragt Ihr den wiederhergestellten Adel der menschlichen Natur als Siegeskranz davon. . . . Nicht etwa furchtsam soll Euch die Größe Eurer Aufgabe machen, sondern stolz in demüthiger Beugung vor dem, der Euch so hoch emporgehoben hat aus dem Tode der Sünde, und kühn in Seiner Furcht.

Der in dieser Predigt von Rothe selbst gezeichneten Methode dessen, was er von dem Seminar hoffte, stellen wir sofort wieder ein Zeugniß aus dem damaligen Schülerkreise über Rothe als Lehrer gegenüber. Es ist die an Rothe's Grabe am 23. August 1867 von dem Mannheimer Stadtpfarrer Dr. theol. Otto Schellenberg gehaltene Rede, die speciell im Namen seiner alten Schüler redet. Es heißt aber hier u. A. (S. 12—14):

Unserm entschlafenen Lehrer gegenüber konnte gar bald ein jeder inne werden, wie von ihm Lebensanregungen ausgingen; ich brauche ja nicht mühselig zu zeichnen, was er als Lehrer uns war, vor uns allen steht es lebendig, wie er zum Bildner von Theologen einen so einzigen Beruf hatte.

Bedarf es dazu eines umfassenden Wissens, siehe er beherrschte das Gebiet desselben mit königlichem, ruhig waltendem Geiste; wie bald fühlte sich, auch wer sich am meisten dünkte, vor ihm arm und klein und erkannte, wie es des nie rastenden Fleißes bedürfe, dieser Anforderung der Kirche gegenüber nicht ganz untüchtig erfunden zu werden! Und wenn er die Schrift uns deutete, aus der wir schöpfen und geben sollten, waren es nicht die Tiefen des göttlichen Wortes, die er uns aufschloß, die Tiefen des Geistes, die er uns deutete?

brannte nicht vielmal unser Herz, da er mit uns redete? Und welch' ein Beispiel des Zeugnisses aus dem Schatze des inwendigen Lebens hat er uns gegeben? Wohlgeprüft war Alles, was er gab; in Wort und Schrift vollwichtige Münze. — Thut es Noth, dem künftigen Diener, wie ein alter Theologe gesagt, klar zu machen, wie viel Uhr es sei im Reiche Gottes — siehe, unserm Lehrer war des Gottesreiches Gang und Zeichen wunderbar enthüllt; mit markigen Sätzen hat er die religiöse Eigenthümlichkeit unserer Zeit und die für den Diener Gottes daraus fließende Stellung uns vorgehalten! „Das Reich der Wahrheit," rief er, „sucht seine Wirklichkeit hier auf Erden, in diesem irdischen Diesseits"; „die Elemente zu einem Reiche der Herrlichkeit sind reichlich genug in dieser irdischen Schöpfung ausgestreut"; „nicht in den kirchlichen Formen und Grenzen allein wohnt und gestaltet sich der göttliche Geist; die kirchliche Form des Christenthums tritt vielmehr vor einer außerkirchlichen, religiös-sittlichen Entwickelung der Menschheit mehr und mehr zurück." Wie fein und liebevoll hat er immer und immer wieder dieses Wehen und diesen Gang des Geistes gedeutet, auf die leisen, werdenden Fäden des Gottesreiches gewiesen, um ein Verständniß der gegenwärtigen Christenheit und der Aufgabe in ihr uns zu geben! Wie hat er hier gewarnt, nicht zu mißkennen, dort gemahnt, dem Geiste Gottes in den Bildungen der Gegenwart nur frisch zu vertrauen! Und was soll ich von der Art sagen, wie er das Alles an uns zu bringen, uns für das Amt Jesu zu gewinnen suchte? „Seine Freunde" nannte er uns immer; und es war dies kein bloßes Wort, es war Wahrheit; was er redete und that, geschah in einem liebevollen Eingehen in eines jeden Eigenthümlichkeit; er liebte uns, darum hatte er für die Art eines jeden Verständniß und das rechte Wort; so gab er einem jeden, was er bedurfte, ermunterte den Schwachen, zügelte den Raschen, demüthigte den Selbstvermessenen, aber das Alles in Liebe! Er trug uns alle auf seinem Herzen!

Aber wie schön und unerläßlich für ein rechtes Lehren das Alles ist, das Beste, die Hauptsache habe ich noch nicht genannt; liegt schon der Werth eines jeden Menschen nur in dem Maaße, in welchem er an dem göttlichen Geiste Antheil nimmt, wie vielmehr bei dem Lehrer, dem Bildner künftiger Diener der Kirche; das Leben nur weckt das Leben; was das Innerste trifft, rührt und weckt, das ist einzig die Zaubermacht des Geistes, der aus Gott und Christo entquollen im Lehrer lebt.

Daß aber hierin des Entschlafenen eigentlichste Hoheit und Schönheit beruhte, ist ja unser Aller Bewußtsein! Zwei Pole sind, in denen sich sein Wesen bewegte: Glaube und Freiheit. Keiner, der tiefer gründete im Glauben; keiner, der höhern Freiheitssinn trug, als er. In Christo war sein Leben aufgegangen; Christus hatte Gestalt in ihm gewonnen; so sahen, hörten, fühlten wir ihn. Zwar dürfen wir hier Niemand rühmen außer dem Einen, der unser Herr und Meister

ist, wo er aber in einer Menschenseele Gestalt gewann, da zieht es uns hin mit himmlischer Gewalt, und das war es, was uns zu unserem Lehrer gezogen! Und wie im Glauben, oder vielmehr, weil so im Glauben, so wurzelte er auch in der Freiheit; keine menschliche Form des Glaubens, das rief er uns immer wieder zu, dürfe uns als solche genügen; kein menschliches Gesetz, das bezeugte er stets, dürfe den Glauben des Christen binden; gesucht müsse er werden in voller Bewegung des Denkens und Forschens, gefunden und angeeignet müsse er werden in den Tiefen des eignen Gewissens. Es durchwehte ihn jener Geist der Freiheit, welcher ewig das Herz der Jugend ergreift, und in ihm hohen Muth und edle Begeisterung entzündet! So stand unser Lehrer unter uns, den lebendigen Christum im Herzen, uns darstellend jenes hochherrliche Leben einer frommen freien christlichen Persönlichkeit, in welcher das Wort Christi erfüllt ist: „wer an mich glaubt, von deß Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen."

Diesem begeisterten Nachruf auf Rothe als Lehrer Seitens eines der geistvollsten und energischesten Vertreter der „freien Theologie" in Baden stehe ergänzend eine Erinnerung von „positivem" Standpunkte zur Seite, die wir dem Pfarrer Baehring in Wilgartswiesen (Rheinbaiern), als Biograph von Thomas a Kempis, durch mehrere Schriften zur Reform des Religionsunterrichts und als Bearbeiter von Bunsen's Bibelwerk wohl bekannt, zu verdanken haben:

Als ich im Nachsommer 1843 durch Vermittelung des sel. Prof. Dr. Ullmann nach Heidelberg in das Knabeninstitut des im vorigen Jahre (1872) verstorbenen Prof. Dr. Louis Kayser als Lehrer kam, war eine der ersten Bekanntschaften, die ich außer dem Hause zu machen das Glück hatte, die mit Dr. R. Rothe. Der ebenfalls als Lehrer mit mir im Institute wirkende Bruder des Vorstehers, der im J. 1847 als Diaconus in Gernsbach verstorbene Dr. Friedrich Kayser, führte mich zu ihm, nicht nur in seine Kirche, die vom Institut aus regelmäßig besucht wurde, sondern auch in sein Haus. Dieser reich begabte, vielseitig gebildete, dabei dem Pietismus entschieden zugewendete junge Theolog hing mit großer Verehrung an Rothe und suchte, wo er konnte, gern auch Anderen den Segen der Bekanntschaft mit diesem seltenen Manne zu bereiten. In dem biographischen Denkmal, welches K. Fr. Ledderhose diesem später im Dienste der äußern und innern Mission sehr eifrig und segensreich wirkenden Geistlichen gesetzt hat (Leben und Lieder des Dr. Fr. Kayser, weiland Diaconus in Gernsbach. Von K. Fr. Ledderhose. Heidelberg, K. Winter, 1859) heißt es S. 15: „Im Predigen schwebte ihm Rothe vor Augen. Derselbe hatte einen eingehenden Einfluß auf die jungen Theologen. Wie mancher, der dem seichten Rationalismus bisher gehuldigt hatte, ist

durch diesen Mann zu etwas Besserem geführt worden! Seine Predigten waren recht aus dem Kerne genommen. Kayser war so dafür begeistert, daß er manch eine nachgeschrieben und sie seinem Freunde Peter mitgetheilt hat. Es war im Januar 1839, da theilte er dem Berliner Freunde (Peter) Predigten mit. Von einer früheren über 1. Cor. 2, 2 gab er ihm eine Skizze. Sie handelte von Christo dem Gekreuzigten. Da sagte Rothe unter anderm: „Nirgends steht von unsrer Schuld leuchtender geschrieben, als am Kreuze des Heiligen. Da komm und lies! Um deiner Sünde willen mußte solch ein Opfer, kostbar und unschuldig, fallen. Wer wollte hier noch zweifeln, ob wir uns beugen müßten vor dem lebendigen Gott? Und wenn uns die Gestalt des Reinen und Gerechten vorher hätte abschrecken müssen, wenn wir sie nicht hätten anblicken können ohne tiefe Beschämung, siehe, da reicht er uns Vergebung der Sünde, daß wir Gemeinschaft mit ihm haben, da läßt er sich ans Kreuz schlagen, damit wir zu ihm kommen können. Ja es ist wahr, die Sündenvergebung ist der Grund aller Heiligung. Vom Kreuze des Sohnes fällt ein Strahl der väterlichen Erbarmung in unsere Herzen, der Sohn streckt gleichsam seine Arme aus, uns heraufzutragen an das Herz des Vaters." Auf solche Weise predigte Rothe. Seine Schüler hingen sehr an ihm. Kayser fühlte sich so zu seinem Lehrer hingezogen, daß er in allen wichtigen Dingen ihn um Rath fragte. Als Rothe im Jahre 1842 sehr krank war, theilte er seinem Freunde Goelz, der damals Vicar in Kandern war, Nachrichten über den Verlauf der Krankheit mit. Da offenbarte sich so recht die Liebe, welche er für seinen Lehrer und Freund Rothe fühlte. Ich glaube, hätte es damals einen Telegraphen gegeben, so hätte ihn Kaiser benutzt, um immer die neuesten Nachrichten über Rothe nach Kandern zu melden. Was aber Kayser am meisten wohlthat, war seines Freundes Goelz Wachsthum im Glauben."

Durch diesen Freund und Verehrer Rothe's wurde auch ich mit ihm bekannt, und obgleich ich im Ganzen nur wenig in persönlichen Verkehr mit ihm gekommen bin, so ist mir doch kein Theolog in gleichem Grade förderlich geworden wie Rothe. Die Harmonie seiner ganzen persönlichen Erscheinung mit seiner Lehre und die innige Liebe zu Christus wie zu jedem Menschen, der ihm nahete, machte auf mich, wie auf alle die ihn kennen lernten, einen so nachhaltigen, tiefen Eindruck, daß ich daran mich erquicken werde mein Leben lang.

Die Predigten, welche Rothe damals von 11—12 Uhr in der Heiligen-Geist-Kirche hielt, waren nur mäßig besucht. Aber er hatte die Auswahl der Besten aus den gebildeten Kreisen Heidelbergs zu seinen ständigen Hörern. Besonders bemerkte ich mit inniger Freude, daß seine Amtsgenossen Ullmann und Umbreit zu diesen ständigen Hörern gehörten. Letzterer sagte mir einmal, als ich ihn besuchte, wie hoch er diesen Mann stelle, der so bibelgläubig und zugleich so wahrhaft freisinnig ihnen allen voranleuchte. Ich schrieb mir seine Predigten auch gewöhnlich nach und freute mich innig, in der von Walter Hübbe

gegebenen „Nachlese“ (Hamburg, 1872, Herm. Grüning) manche derselben, die mir unvergeßlich geblieben sind, wieder gefunden zu haben.

Außer Kayser lernte ich damals noch einige Candidaten kennen, die in der Verehrung Rothe's ganz übereinstimmten, darunter besonders die zwei Brüder Gumlich aus Coburg, die als Hauslehrer sich zu Zeiten in Heidelberg aufhielten. Beide sind geachtete Geistliche in ihrer Heimath geworden. Der sehr begabte und innig fromme ältere Gumlich, später Hofdiakonus in Coburg, war mir besonders behülflich, Rothe besser verstehen zu lernen. Wir erhielten bereitwilligst von Rothe und Dittenberger die Erlaubniß, an den praktischen Uebungen im homiletischen und katechetischen Seminar Theil zu nehmen. Ebenso große Bewunderung als Erbauung erweckte mir immer die Art, wie Rothe die im Katechisiren gewöhnlich sehr ungeschickten Seminaristen behandelte. Nachdem sie sich an den aus der Volksschule herbeigeholten 5—6 Knaben oft auf die unbeholfenste Weise abgearbeitet hatten, und die Knaben entlassen waren, fing Rothe an, mit ihnen zu katechisiren und wußte in einer so schonend liebevollen und doch so gründlichen Art ihre Fehler und Mißgriffe aufzudecken, und zugleich ihnen mit scheinbar so geringem Aufwand von katechetischer Kunst die Tiefe der Schriftwahrheiten aufzuschließen, daß wir jedes mal wahrhaft erhoben von dannen gingen.

Später (1858) kam ich durch Bunsen, der mich zu sich nach Heidelberg einlud, wieder zu Rothe und freute mich, sofort wieder von ihm erkannt zu werden. Er schien ein großes Personalgedächtniß zu besitzen. Besonders aber freute mich seine entschiedene Billigung der Bestrebungen Bunsen's für Befreiung der Wissenschaft und des Gewissens von dem clericalen Joch, obschon ich bald merkte, daß er in dogmatischer Hinsicht mit Bunsen so wenig ganz harmonirte als mit Schenkel. Seine Theorie über das Verhältniß der Kirche zum Staat, die mir Anfangs am meisten Bedenken erregte, wurde mir je länger, je einleuchtender und ich glaube aus allem, was ich seitdem erlebt und erarbeitet, die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß Rothe den Weg gezeigt hat, den die geschichtliche Entwickelung geht, und den wir betreten müssen, wenn wir nicht „wider Gott streiten“ und uns selbst schädigen wollen.

Mit Rothe's Rede bei der Eröffnung des Predigerseminars und den Mittheilungen zweier seiner damaligen Schüler über seine erste Heidelberger Lehrthätigkeit verbindet sich am einfachsten sofort ein Blick auf seine Universitätspredigten, soviel deren der zweite Band der Schenkel'schen Predigtsammlung und die Hübbe'sche „Nachlese“ enthalten. Da ist nun sofort die bei dem ersten Heidelberger Universitätsgottesdienste (am 6. Juni 1838) gehaltene (bei Schenkel S. 164 ff.) höchst charakteristisch für Rothe's Auffassung dieser Seite seines Berufes. Im Anschluß an den herrlichen Hymnus Psalm 84

schildert Rothe die Anbetung Gottes als ein Lebensbedürfniß, weil ohne sie wir uns selbst ein quälendes Räthsel seien, keine gesunde Entwickelung unsrer eigentlich menschlichen Natur möglich sei, und wir kein wahrhaft würdiges Werk unsers Lebens vollbringen können. Die drei Theile zeichnen dabei jedesmal zuerst das Leben ohne Gott und sodann das Leben mit Gott in Christo, sowohl im Allgemeinen wie mit spezieller Rücksicht auf die Universitätsgemeinde. Die Art der Ausführung dieser Gedanken möge wenigstens ein Stück aus der Einleitung verdeutlichen:

Dieser Gedanke ist uns sonst wohl gerade nicht geläufig. Auch wenn wir von der Anbetung Gottes gar nicht geringschätzig denken, so fehlt doch gewöhnlich viel daran, daß wir sie als ein unentbehrliches Lebensbedürfniß für unser geistiges, eigentlich menschliches Leben betrachteten, wie wir solche Lebensbedürfnisse in Beziehung auf unser sinnliches Leben anerkennen. Wir bezeugen dies auch mit der That. Die Empfindungen des Psalmisten in dieser Stärke sind gewiß einem großen Theile von uns fremd. Umsomehr haben wir Ursache, diesem Gedanken nachzudenken, daß die Anbetung Gottes ein Lebensbedürfniß sei. Verständigen wir uns aber zuvor über seinen Sinn. Es ist hier nicht die Rede von dem Gottesdienst überhaupt, sondern von dem, was den eigentlichen Zweck und Kern des Gottesdienstes bildet, der Anbetung Gottes. Was ist Anbetung? Welches ist der eigenthümliche unter den frommen Zuständen, den dieser Name bezeichnen soll? Die Frömmigkeit überhaupt beruht auf der bewußtvollen Beziehung unsres Daseins auf Gott. Diese Beziehung hat nun ihre Stufen, je nachdem sie eine mehr oder minder vollständige und ausschließliche ist. Ihr Höhepunkt ist der, wenn Gott allein unser Bewußtsein erfüllt, wenn unser Bewußtsein sich vollständig in diesem Einen Punkte: Gott, sammelt, wenn wir über Gott alles andre vergessen, — wenn Gott uns groß wird in der Seele und uns so ganz hinnimmt. Dieser Gipfelpunkt des frommen Zustandes ist die Anbetung; in dem Maße, in welchem er sich demselben wenigstens annähert, ist er Andacht. In diesem Sinne reden wir von der Anbetung Gottes, und von ihr in diesem Sinne sagen wir, sie sei für den Menschen ein wirkliches Lebensbedürfniß.

Es sind außer der genannten ersten Universitätspredigt noch im Ganzen sechzehn Predigten, welche Schenkel aus der Periode der ersten Heidelberger Universitätsthätigkeit Rothe's den bereits früher gedruckten drei Reden aus dieser Zeit, welche Rothe selbst hatte veröffentlichen müssen, hinzufügen konnte. Da die Themata derselben im Inhaltsverzeichniß sich finden, brauchen wir sie hier nicht zusammenzustellen, glauben aber, da Zeit und Text dort nicht hinzu-

gefügt sind, in letzterer Beziehung eine kurze Uebersicht hier anschließen zu sollen. Rothe predigt nämlich

am	5. November	1837	über	Hebr. 13, 14—17 (a. a. O. S. 139 ꝛc.)
„	31. December	—	„	Psalm 138, 8 (S. 147 ꝛc.)
„	18. Februar	1838	„	Joh. 11, 1—45 (S. 155 ꝛc.)
„	Reformat.-Fest	—	„	Hebr. 13, 7—9 (S. 170 ꝛc.)
„	4. November	—	„	Joh. 15, 5 (S. 176 ꝛc.)
„	18. „	—	„	Joh. 15, 8 (S. 181 ꝛc.)
„	17. November	1839	„	1. Thess. 5, 18 (S. 186 ꝛc.)
„	1. December	—	„	Matth. 20, 28 (S. 191 ꝛc.)
„	2. Februar	1840	„	Jak. 2, 10. 11 (S. 197 ꝛc.)
„	1. März	—	„	Joh. 12, 1—8 (S. 204 ꝛc.)
„	16. Mai	1841	„	Joh. 10, 22—27 (S. 211 ꝛc.)
„	6. Juni	—	„	1. Cor. 2, 6—8 (S. 216 ꝛc.)
„	13. März	1842	„	Psalm 18, 36 (S. 221 ꝛc.)
„	1. Mai	—	„	1. Cor. 15, 19 (S. 226 ꝛc.)
„	19. Juni	—	„	Luk. 15, 1—10 (S. 232 ꝛc.)
„	17. Juli	—	„	Luk. 10, 17—20 (S. 237 ꝛc.)

Soweit die Schenkel'schen Mittheilungen. Von der „Nachlese" Hübbe's gehören überhaupt nur die 5 letzten der von ihm gesammelten 27 Predigten Rothe's einer spätern Zeit an, und die erste ist ohne Datum, die andern 21 fallen dagegen sämmtlich in diese Periode, für die sie um so wichtiger sind, als es, wie Hübbe mit Recht hervorhebt, die Productionszeit der Ethik, der Höhepunkt von Rothe's geistigem Schaffen ist.

Wie Schenkel, so gibt auch Hübbe in seinem Inhaltsverzeichniß nur die Themata der ihm zugänglich gewesenen Predigten, und fügen wir daher auch hier die chronologische Uebersicht mit Angabe des Textes hinzu. Aus den ersten Jahren, denen die von Schenkel gesammelten Predigten angehören, hat Hübbe nur fünf, die undatirte über Röm. 13, 11—14 (S. 1 ꝛc.) und je eine aus den Jahren 1839—1842, nämlich

am	23. Juni	1839	über	1. Joh. 3, 10 (a. a. O. S. 7 ꝛc.)
„	3. Mai	1840	„	Jak. 4, 8 (S. 13 ꝛc.)
„	3. Januar	1841	„	1. Cor. 3, 21—23 (S. 17 ꝛc.)
„	31. Juli	1842	„	Matth. 19, 20 (S. 24 ꝛc.)

Um so wichtiger sind die von ihm herausgegebenen Nachschriften aus den Jahren 1843 und 44, aus welchen Schenkel keine Manuscripte vorlagen, wo nun aber Hübbe sieben Predigten aus 1843 und neun aus 1844 mittheilt. Es sind die folgenden:

am	2.	Juli	1843	über Luk. 10, 42 (a. a. O. S. 30 ꝛc.)
„	16.	„	—	„ Matth. 16, 26 (S. 37 ꝛc.)
„	30.	„	—	„ Matth. 6, 22. 23 (S. 41 ꝛc.)
„	13.	August	—	„ Luk. 10, 21 (S. 44 ꝛc.)
„	3.	Decbr.	—	„ Matth. 10, 7 (S. 52 ꝛc.)
„	17.	„	—	„ Mark. 12, 34 (S. 60 ꝛc.)
„	31.	„	—	„ Joh. 16, 33 (S. 70 ꝛc.)
„	7.	Jan.	1844	„ 2. Cor. 5, 14 (S. 147 ꝛc.)
„	28.	„	—	„ Phil. 3, 13 (S. 79 ꝛc.)
„	3.	März	—	„ Joh. 19, 5 (S. 87 ꝛc.)
„	17.	„	—	„ Luk. 12, 49. 50 (S. 96 ꝛc.)
„	5.	Mai	—	„ 1. Joh. 2, 17 (S. 105 ꝛc.)
„	2.	Juni	—	„ Luk. 9, 55 (S. 113 ꝛc.)
„	30.	„	—	„ Hebr. 13, 7 (S. 121 ꝛc.)
„	14.	Juli	—	„ 1. Joh. 4, 20 (S. 130 ꝛc.)
„	28.	„	—	„ 1. Joh. 5, 3 (S. 140 ꝛc.)

Sonst hat Hübbe nur noch die Predigt vom 7. Februar 1847 über 2. Thess. 3, 2 anfügen können, dafür haben wir aber für das Jahr 1845 noch die wichtige Ergänzung der drei damals von Rothe gehaltenen Zeitpredigten, die nach seiner eigenen Veröffentlichung auch in Schenkel's Predigtsammlung (II, S. 249—298) aufgenommen worden sind. Auf diese letzteren müssen wir später noch besonders zurückkommen.

Schenkel theilt zugleich in der Vorrede zum zweiten Bande (S. I. II) mit, daß von den meisten Predigten aus den Jahren 1829 bis 1842 sich nicht einmal eine Disposition, von andern nur wenige hingeworfene Sätze vorgefunden. Er schließt daraus, daß Rothe auf die wenigen Reden, die er handschriftlich ausgeführt, ein ausdrückliches Gewicht gelegt und sie mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitet habe. Er fügt endlich hinzu, daß dieselben sich auch durch hervorstechende Eigenthümlichkeit des Inhalts wie der Form auszeichneten und deutlich den allmähligen Fortschritt in ihm selber erkennen ließen:

Während er in den römischen Predigten sich im Allgemeinen mit den kirchlichen Anschauungen noch eins wußte, geht er in den hier veröffentlichten bereits zu unzweideutigen Erklärungen gegen die hergebrachte Kirchenlehre über und weist mit großer Energie darauf hin, daß der Schwerpunkt des Christenthums nicht im kirchlich festgestellten Dogma, sondern in der sittlichen Lebensgemeinschaft mit Gott vermittelst des Glaubens an Jesum Christum liegt.

Eine ähnliche Bemerkung hat Schillinger, besonders hinsichtlich

der Predigten des Jahres 1841 gemacht. Es erscheinen nämlich nach ihm allerdings (II, S. 216 in der Predigt vom 6. Juni 1841) die Lehren von der Trinität und Gottheit Christi als die Grundlehren des Christenthums; gleichzeitig aber werden (II, S. 218) die Dogmen nur als eine Art von Uebersetzung oder Erklärung des religiösen Lebens bezeichnet, auf das es allein ankommt; und es wird (II, S. 211, in der Predigt vom 16. Mai 1841) zugegeben, daß die Zeitgenossen auch Glauben haben können ohne die dogmatischen Formeln. Von Schillinger's weiterer Kritik der Predigten dieser Periode sei noch der folgende Passus*) hier übernommen:

Die Entwickelung fehlt, die Gedankenfolge ist oft kaum angedeutet. Nichts kann nüchterner, fast möchte man sagen, nichts kann kälter sein, wenn man nicht überall die festeste Ueberzeugung, das intensivste religiöse Leben durchfühlte. So entsteht eine Beredsamkeit, die es mit jeder andern aufnehmen kann, obgleich sie nicht für Jedermanns Verständniß ist. In der That fordert die Lektüre dieser Reden angespannte Aufmerksamkeit; unter einer einfachen vernachlässigten Form bergen sie eine geschlossene Dialektik und einen großen Ideenreichthum. Nur wenige darunter würden nicht für eine ordentliche Dissertation Stoff bieten, wie Rothe sie in der That aus denen gemacht hat, die er selber veröffentlichte.

Doch wir kehren von diesen Zeugnissen Anderer über Rothe's Lehr- und Predigtthätigkeit in dieser Zeit wieder zu seinen eigenen Briefen zurück, von denen aus dem Jahr 1838 noch mehrere wichtige vorliegen. Ueber den Beginn der Thätigkeit am Seminar berichtet Rothe selbst auch in einem Briefe an Heubner vom 28. Mai 1838:

Jetzt bin ich nun auch in voller Thätigkeit. Seit dem 18ten ist das Seminar eröffnet, und bis jetzt läßt es sich ganz erfreulich an. Wir haben mit 9 jungen Männern angefangen. Seit Jubilate ist auch der Universitätsgottesdienst (alle 14 Tage) im Gange. Ich habe schon 2 mal bei demselben gepredigt und hoffe von dieser Einrichtung einen wirklichen Segen, wenn auch zunächst wenigstens mehr für die Nichtstudentenwelt als für die akadem. Jugend. Ich habe dabei mit Prof. Dittenberger abwechselnd zu predigen; doch wird bei weitem der größere Theil der Predigten mir zufallen, da Dittenberger häufig an denselben Tagen beim Pfarrgottesdienst in der h. Geistkirche zu predigen haben wird. Nachdem ich 9 Jahre lang die Kanzel nur ausnahmsweise betreten habe, bin ich hier wieder nach und nach in ein regelmäßigeres Predigen hineingekommen und ich muß sagen, mit

*) Revue de théol. 1869, p. 110.

einer Freudigkeit und Lust, wie ich sie während meiner römischen Zeit nie habe finden können, wo ich jede Predigt dem Herrn und mir selbst innerlich sauer abringen mußte. Ueber die Einrichtung des Seminars schreibe ich nichts, weil Du nächstens eine kleine Denkschrift erhalten wirst, die ich auf Veranlassung der Eröffnung desselben in den Druck gebe, in ihr wirst Du das Nähere lesen. Vollauf beschäftigt bin ich jetzt, zumal mir auch die Dogmatik, die ich diesen Sommer lese, natürlich viel Arbeit macht, doch auch viele Freude. Mit unsern Zuhörern sieht es freilich überaus dünn aus.

Derselbe Brief, in dem u. A. auch wieder von der Berufung Schmieder's nach Wittenberg die Rede, berichtet zugleich von dem neu aufgenommenen Verkehr Rothe's mit seinem alten Lehrer Schlosser:

In Ansehung unsers hiesigen Schlosser bist Du im Irrthum. Er hat mit dem Göthischen Schwager, überhaupt mit den Frankfurter Schlossers keinen verwandtschaftlichen Zusammenhang (wiewohl er eine Reihe von Jahren in Frankfurt Prof. am Gymnasium gewesen ist), sondern ist ein Ostfriesländer, der Sohn eines Predigers. Der Mann läßt sich aus seinen Büchern wenig erkennen. Bei wenigen Menschen mögen das eigentliche menschliche und Gemüthsleben und das wissenschaftliche Treiben so ruhig neben einander hergehen wie bei ihm. So auch seine Frömmigkeit und seine Theologie. Als Theologe ist er eine Art von Rationalist, als Mensch eine Art von Mystiker. Sein Bekenntniß ist, daß, wer nicht durch einfaches Lesen der Schrift gläubiger Christ würde, mit dem sei weiter gar nicht zu disputiren; dessen religiöses Auge sei eben verschlossen. Sobald es nun aber zu etwas, was Dogmen auch nur ähnlich sieht, kommt, so will er nicht weiter mit fort und meint, das alles möge nöthig sein, um den Glauben nicht ganz in Mißcredit kommen zu lassen vor der Wissenschaft; aber dann komme man eben auf eine Art von Rationalismus, und eben weil ihm dieser schlechterdings nicht schmecke, lasse er dieses ganze Gebiet auf sich beruhen und halte sich an seine Bibel und die frommen Eindrücke seiner ersten Jugend, welche keine Folgezeit habe in ihm auslöschen können. Ich habe den Mann sehr lieb (noch von alter Zeit her) und bin sehr gern in seiner Nähe, wozu er uns auch sehr freundlich häufig Veranlassung giebt.

Ueber die im Anfang der neuen Wirksamkeit zu überwindenden Schwierigkeiten und Mißstände, über die Rothe seiner ganzen Natur nach kaum redet, äußert sich freilich Heubner um so lebhafter, in einem Briefe an Hahn, vom 13. October 1838:

Nahe geht mir es in die Seele, daß unser lieber Schwager doch ein gar zu kleines Auditorium hat. Drei Seminaristen, welche in den Ferien in Heidelberg waren, hatten nur 2 Zuhörer in der Dogmatik

getroffen. Vielleicht wird er doch einmal nach Berlin gerufen, und ein größeres Auditorium muß ihm doch nothwendig ermunternder sein.

Aus demselben Monat liegen uns nun wieder auch, während wir aus dem ganzen Sommer 1838 keinen Brief Rothe's selber besitzen, zwei Briefe von ihm vor, an Heubner und Winckel. Der erstere vom 19. October 1838 spricht zunächst die große Freude aus, welche ihm der Besuch von Marie Heubner und ihrem Bräutigam Mänß gemacht hatte, zugleich mit der dringend wiederholten Bitte an Heubner um seinen eigenen Besuch in Heidelberg. Die Nachrichten, die Rothe von dort zu geben hat, sind aber auch diesmal schon wieder durch das fortdauernde Uebelbefinden seiner Frau getrübt:

Wir preisen mit Dir den Herrn, daß Salzbrunn die Gesundheit der theuern Charlotte so sehr gestärkt hat, und bitten ihn täglich, daß Er die heilkräftige Wirkung des Brunnens immer nachhaltiger werden lassen möge. Könnte ich doch in Ansehung meiner Luise von dem Gebrauch Badens ganz das nämliche rühmen. Ein wenig hat sich zwar ihr Schlaf gebessert, aber im Wesentlichen kann ich doch keine Aenderung ihres Zustandes wahrnehmen. Vor allem bleibt ihre niedergedrückte Gemüthsstimmung die nämliche. Dieses Uebel, das mir schon in Wittenberg so manche schwermüthige Stunde gemacht hat, scheint vielmehr von Jahr zu Jahr zuzunehmen, ohne daß ich den Grund davon entdecken kann. Das ist eine schwere Last, die mir auf der Seele liegt und die mir alles andre Schwere, das ja nach dem gnädigen Rath Gottes nie ausbleiben darf, so lange wir noch in der jetzigen Vorschule unsern Platz haben, erst eigentlich schwer macht! Auch sie sei ihm anheimgestellt! Wir bedürfen ja immer wieder solcher Erinnerungen, die uns das schöne Wort des Hiskias aus der Fülle des Herzens nachsprechen lehren: „Ich will sachte wallen alle meine Lebtage um solcher Betrübniß meiner Seele willen." O ja, Du hast recht, das letztvergangene Jahr ist mir ein erfahrungs- und auch segensreiches gewesen. Es ist eine ganz eigene Sache darum, wenn man wieder einmal von den alten Hefen abgegossen wird. Da bemerkt man erst recht, an wie vielen Stellen der alte Mensch noch unerreicht geblieben ist von der ertödtenden Kraft der Gnade. Doch, Gottlob, man lernt auch immer vollständiger dem sich hingeben, ohne den es keine Vergebung, keine Kraft der Heiligung und keine wirkliche Seligkeit gäbe. Und wahrlich, das hält doch schadlos für alle Sorge und Anstrengung, wenn man es inne wird, wie Seine Arme einen wirklich aufnehmen, wenn man sich müde und matt mit rückhaltslosem Vertrauen in sie hineinlegt. Ich darf es ja sagen, denn es ist nur zu Seinem Preise, ich habe allerdings in diesem Jahre, in welchem Er mich mit aller meiner Schwachheit so unablässig treu getragen hat,

gar manches gelernt für meinen inwendigen Menschen, und ich möchte es deshalb um keinen Preis wieder rückgängig machen.

Unter den übrigen Mittheilungen dieses Briefes fällt die über den Empfang eines Schreibens „von unserm Winckel" auf. Da Rothe dasselbe schon vorher, am 15. October 1838, beantwortet hatte, fügen wir seine Antwort (von der in den Prot. Monatsbl. bereits ein Theil veröffentlicht worden ist) hier sofort ein. Zunächst meldet sie die freudige Annahme der angetragenen Pathenstelle bei Winckel's Sohn Richard:

Wie es doch eine geheimnißvolle, unsichtbare Communication der Gemüther gibt! Wenige Tage ehe mir Ihre l. Zuschrift vom 30. v. M. zuging, hatten wir noch, meine Frau und ich, alte Zeiten und Freunde uns wieder lebhaft vor die Seele zurückrufend, schmerzlich Klage darüber geführt, daß wir von Ihnen seit so vielen Jahren gar nichts mehr vernommen; und siehe da, gleichzeitig gingen Sie damit um, uns mit einem so liebevollen Zeichen Ihres freundschaftlichen Andenkens zu überraschen! Nehmen Sie dafür vor Allem meinen innigen Dank. Mit der herzlichsten und dankbarsten Freude nehme ich den Ehrenplatz an, durch welchen Sie mich zu Ihrem Hause und dem, was Ihnen auf Erden das Theuerste ist, in eine so heilige und innige Beziehung setzen wollen, und mir das Recht geben, mich noch in einem neuen Sinne den Ihrigen zu nennen. Ich kann denselben zwar nur mit einer Fürbitte einnehmen; jedoch will ich dies desto treulicher, und es ist ja auch eine thörichte Verkehrtheit, hierbei überhaupt ein „nur" zu gebrauchen, als ob ein rechtes, christliches Gebet nicht zu den köstlichsten und größten Werken gehörte. Glauben Sie es mir, die Zueignung des gediegensten Werkes aus Ihrer Feder würde mir nicht halb so viel Freude gemacht haben. Was ist ein Buch im Vergleich mit einer Menschenseele, die im Sonnenlicht der Gnade und Wahrheit des eingebornen Sohnes vom Vater sich entfaltend, durch ein Leben in demüthiger, heiliger Liebe Zeugniß ablegen kann von dem, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört, und was sich deshalb auch durch kein menschliches Wort darstellen läßt, wohl aber durch menschliches Leben.

Sodann gibt auch dieser Brief einigen Bericht über die Lage in Heidelberg:

Und so glauben Sie mir auch, daß ich dem Rufe hierher mit der Gewißheit gefolgt bin, dem Rufe Gottes zu folgen, schmerzlich von Wittenberg mich trennend und einer für mich wenigstens gewaltigen Last von Arbeit, zumal für die nächste Zukunft, entgegensehend. Diese hat sich denn auch redlich gefunden, doch sehe ich, daß sie mir sehr heilsam ist. Auch hier erweist mir der Herr gar viel mich be-

schämende Gnade. Namentlich lebe ich in den wohlthuendsten und für mich förderndsten collegialischen Verhältnissen. Dürfte ich für mich noch etwas wünschen, so wäre es eine dauernde Befestigung der Gesundheit meiner Frau, die noch hier sehr an den Nerven leidet.

Von ganz besonderm Interesse aber ist, was Rothe hier über seine „Anfänge der Kirche" und die dieser Schrift zu Theil gewordenen Angriffe sagt:

Wie freut es mich, daß Sie bis jetzt durch die Relationen über mein Buch noch nicht an mir irre geworden sind! Die Relationen selbst wären ganz geeignet, auch den wohlwollendsten Freund stutzig zu machen. Wenn Sie es lesen, werden Sie erkennen, daß ich nicht ein Feind der Kirche bin, sondern ihr warmer Freund und ihr demüthiger Sohn, daß kein Gedanke mir ferner liegt als der, die Berechtigung der geschichtlichen Existenz der Kirche in Zweifel zu ziehen. Sie werden besser als ein Theil meiner Recensenten zu unterscheiden wissen zwischen dem Recht, welches die Begriffe Kirche und Staat an sich gegen einander haben (von welchem allein bis S. 65 die Rede ist), und dem Recht, welches den geschichtlichen Erscheinungen, in denen diese Begriffe sich allmälig realisiren, auf den einzelnen Stufen dieses Realisirungsprocesses gegen einander zukommt (was von S. 66 an zur Sprache kommt). Der Ausdruck „Nothbau", der mir S. 65 unbedachtsamer Weise entschlüpft ist (übrigens in einem Zusammenhange, der, was ich mit demselben meinte, wohl außer Zweifel setzte), ist bis jetzt das einzige, was ich zurück zu nehmen habe; er drückt meine eigenen Gedanken unrichtig aus. Ich bin mir bewußt, von der Kirche, ungeachtet sie mir nicht das Höchste und Letzte ist, was der Heiland uns bringt, in Wahrheit höher zu halten als die, welche, indem sie dieselbe gegen einen erträumten Angriff vertheidigen, Zeugniß davon geben, daß für sie über dem Begriff der Kirche dichtes Dunkel ruht. Doch wahrlich, mir liegt an meinem Buche wenig, und nichts daran, daß ich Recht behalte; aber zu sagen, „ich habe Unrecht", wo ich mich nur durch eine Verwirrung der Begriffe widerlegt sehe, das wäre eine unsittliche Bescheidenheit. Nächstens denke ich in den „Theologischen Studien und Kritiken" den Versuch zur Annäherung einer Verständigung zu machen. Eine gründliche Einigung halte ich freilich jetzt noch für unmöglich. Eine solche ist nur von den letzten Sätzen der theologischen Speculation aus und im Zusammenhange einer christlichen Ethik möglich. Allerdings liegt dem Buche eine eigenthümlich modificirte christliche Weltanschauung überhaupt zum Grunde, und eben nur aus dem Gefühl hiervon kann ich mir die Bitterkeit und die Leidenschaftlichkeit der Opposition erklären, die es hervorgerufen hat. Wie die Dinge jetzt stehen, muß ich, damit der angeregte Streit doch zu irgend einer Frucht führen könne, daran denken, zu einer möglichst kurzen Frist mit meinen Grundbegriffen der theolo-

gischen Speculation und meiner Ethik hervorzutreten. Komme ich dazu, so wird es auch klar werden, daß ich kein Hegelianer bin. Sie, lieber Freund, werden es mir einstweilen auf's Wort glauben, und daß ich es darum nicht bin, weil mein Christenthum und die Hegel'sche Speculation auseinander gehen. Ja gewiß, es thut mir in der innersten Seele wehe, wenn ich denke, daß um eines lumpigen Buches willen auch nur ein christlich-brüderliches Herz mir entfremdet werden sollte; aber Wahrheit ist doch auch im Verhältniß der Christen unter einander die Bedingung der Liebe und Gemeinschaft, und um nicht in diesem Verhältniß so recht wider Willen heucheln zu müssen, deshalb mit ganz besonders habe ich mich zum Schreiben entschlossen. Werden Sie nur nicht irre an mir, was Sie auch Befremdliches von mir lesen mögen. Der Heiland ist's, auf den es mir allein ankommt, in dem allein ich Gnade, Heil und Leben habe und gegen den ich alles für Unrath achte: das kann ich Gottlob, wenn auch nur mit der Klausel: „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben" mit Wahrheit sagen, mit mehr Wahrheit noch als da wir von einander schieden.

Auf denselben Gegenstand geht dann auch der bereits angeführte Brief an Heubner ebenfalls näher ein:

Schwer hat es mir auch mein Herz bedrückt, zu sehen, wie durch mein Buch so manche an mir irre geworden sein mögen, mit denen ich mich auf's innigste durch die Gemeinschaft Eines Glaubens und Eines Heils verbunden weiß. Wie froh wäre ich, wenn ich auf die mir entgegengehaltenen Einreden antworten könnte: ja, ihr habt Recht! Nein, gewiß der Genuß brüderlicher christlicher Herzensgemeinschaft ist mir etwas unvergleichlich Süßeres als Recht zu behalten. Aber ich kann so nicht antworten ohne wissentliche Unwahrheit. Wahrlich der Gedanke, daß ich dieses und jenes klarer sehe, schärfer durchdringe als ein andrer, hat für mich etwas tief schmerzliches, und nur im Schatten stehend befinde ich mich wohl. Ich will ja gewiß nichts Eignes haben; aber wenn sich nun durch des Herrn Führung in mir die christliche Welt- und Lebensanschauung auf eine eigenthümliche Weise modificirt hat, wenn ich mir von der Berechtigung dieses Eigenthümlichen mit voller Klarheit Grund und Rechenschaft angeben kann: darf ich denn dann das, worin ich von andern differire, in's Feuer werfen und eine fremde Zunge reden mit dem Bewußtsein, die Wahrheit, wie sie mein geworden ist, in ihr nicht rein aussprechen zu können? Für einen irgend anspruchslosen Menschen ist es eine bittre Pein, sich eingestehen zu müssen, daß er etwas eigenthümliches hat. Werde Du nur nicht an mir irre, mein theurer Bruder! Bei mir ist dafür gesorgt, daß ich nicht so leicht an einem irre werde.

Endlich dürfen wir diesem Briefe noch wieder einige nähere Mittheilungen über das Seminar entnehmen:

Von den Seminaristen erwecken einige erfreuliche Hoffnungen, von denen es immer deutlicher heraustritt, daß ihr Christenthum Herzenssache bei ihnen wird, und daß der Zug, der sie in Bewegung setzt, nicht von Menschen kommt, sondern von oben als der Zug des Vaters zum Sohne. Grade bei solchen ist es mir doppelt schmerzlich, daß die Seminarzeit nur so kurz gewesen ist; doch dieß ließ sich in dem gegenwärtigen Augenblick, wo hier alles ohnehin schon vor dem theolog. Studium zurückgescheucht ist, nicht ändern. Mit der Zeit muß es anders werden. Ebenso fühle auch ich es auf's schmerzlichste als einen tiefgreifenden Mangel, daß wir noch keine Hausandacht für das Seminar haben. Aber bevor wir ein eignes Haus haben, läßt sich eine solche nicht in's Werk setzen; wenn auch in diesem Umstande kein wirkliches Hinderniß liegt, so muß er doch wenigstens zum Vorwand dienen. Grade darum mit besonders trachte ich so sehr darnach, bald ein Seminarlocal zu erlangen. Ich darf mich auch jetzt der gegründeten Hoffnung hingeben, daß wir uns heute über ein Jahr schon im Besitz dieser unentbehrlichen Lebensbedingung befinden werden. Einstweilen habe ich wenigstens einigermaßen durch die allgemein einleitenden Vorträge, denen ich einen ganz überwiegend paränetischen Charakter gegeben, ein Surrogat für die Abendandachten zustande zu bringen gesucht.

Bei dem Rückblick auf das Jahr 1838 ist endlich noch einer Angelegenheit von allgemeinerem Interesse zu gedenken, bei der Rothe als Mitglied der Facultät betheiligt war. Das berufene Rescript des Altenburger Consistoriums vom 13. November 1838, welches gewissermaßen den Reigen der Reactionsmaßregeln in der deutsch-evangelischen Kirche eröffnete, hatte die Auswanderung der Stephanisten aus den Aemtern Ronneburg und Kahla, bei der bekanntlich ganz andere Motive spielten*), dem unter der Geistlichkeit verbreiteten Rationalismus Schuld gegeben und auf die Predigt der eigenthümlichen Grund- und Kernlehren des Christenthums gedrungen. Die Aufregung, die in Folge dieses Vorgehens entstand, veranlaßte die Befragung von vier theologischen Facultäten, deren „Bedenken" im folgenden Jahre zusammen herausgegeben wurden. Nur die Berliner Facultät aber hatte unter Hengstenberg's Einfluß so geurtheilt, daß ihr daraufhin das Lob eines Harleß zu Theil werden konnte. Göttingen, Jena und Heidelberg hatten geschichtliche Objectivität dokumentirt, weshalb sie denn auch Harleß' Zorn auf sich heraufbeschworen. In dem Heidel-

*) Vgl. die überreiche Literatur in dem Artikel von Kummer in Herzog's Real-Encyklop. XV, S. 41—46, sowie in Hase's Kirchengesch. § 444, Nr. 5, Note l.

berger Votum erinnern einige Aeußerungen sofort an Rothe's Denkschrift zur Eröffnung des Predigerseminars (S. 67. 68. 70 und 72); und wenn auch sein späterer Brief an Heubner vom 3. April 1840 die nachträgliche Disputation zwischen Tholuck und Ullmann (vergl. Studien und Kritiken, 1840, II) über das Heidelberger Gutachten mißbilligt, so steht doch das Gutachten selbst durchaus im Einklang mit jenen flammenden Worten der Denkschrift, welche jeden Gedanken an Gewalt über die Gewissen abweisen, der sich nur schwächliche Geister oder heuchlerische Herzen unterwerfen würden. Und seine Uebereinstimmung mit den wissenschaftlichen Grundsätzen seiner Collegen hatte noch früher schon sein Begrüßungsschreiben an die Facultät dargethan. Bezeichnet er doch hier als Grundlage seiner Thätigkeit „die aufrichtige Ueberzeugung von der Wahrheit in dem Heile in Christo, die innige Begeisterung für sein Reich und die Unbefangenheit eines für die mannichfaltigen Formen des christlichen Geistes offenen Sinnes." Und spricht er doch auf dieser Grundlage das feierliche Gelübde aus:

An dieser Freiheit eines von allem Parteiwesen abgewandten Geistes, an dieser bescheidenen Anerkennung der verschiedenartigen Richtungen und Gestaltungen des christlichen Lebens, an liebevollem Eingehen auf sie, an unerschütterlichem Glauben an die Gleichheit der Interessen des Christenthums und der Wissenschaft und der darauf beruhenden Furchtlosigkeit bei der unbeschränkt freien Entwickelung der letzteren soll es mir gewiß nie fehlen.

Für das Jahr 1839 sind wir rein auf die Correspondenz Rothe's mit Heubner angewiesen. Die drei Briefe an ihn aus dem Januar, dem März und October 1839 genügen aber, um auch von diesem Jahre des Rothe'schen Lebens eine lebendige Darstellung zu gewähren.

Der erste Brief vom 3. Januar 1839 bringt zunächst wieder einen der religiösen Ergüsse, wie wir deren aus den römischen Briefen Rothe's an seinen alten Lehrer und „Beichtvater" bereits mehrere kennen lernten. Aus der Neujahrsbegrüßung der fernen Lieben wird eine Ausführung über den Zusammenhang von Liebe und Glaube:

Mögest Du mit Deiner lieben Charlotte und allen übrigen Theuren das neue Jahr mit dem reichen Segen des Herrn angetreten haben! Wir haben Euch denselben aus vollem Herzen erfleht. Ich weiß es, die Liebe zu uns erhaltet Ihr uns für mehr als ein flüch-

tiges Erdenjahr, und von uns seid Ihr des gleichen gewiß. Möge Gott unsre Herzen unverrückt bei Ihm und so auch bei einander behalten! Ich trage den innigsten Dank dafür in meiner Seele, daß Du Deine Liebe zu mir nicht wankend machen lässest. Daß an mir nichts der Liebe werth ist, weiß und empfinde ich zwar selbst am besten; aber Du siehst auch nicht auf das, was ich selbst bin, sondern auf den, dessen ich so gern ganz sein möchte, und daß ich wirklich ganz Sein sein will und von Tage zu Tage immer aufrichtiger will, das darf ich nach Seiner Gnade mit Wahrheit selbst von mir bezeugen. Auch die Liebe ist unter Christen zum Theil eine Sache des Glaubens, und es ist gar beruhigend zu wissen, daß sie auch ihre Liebe sich nicht durch allerlei Anstöße, auf die sie treffen, entwinden lassen.

Dann folgt der Dank für ein Geschenk, das wir Heubner jedesmal zum Christfeste seinem Schwager machen sehen, und das dieser mit immer neuer Freude aufnimmt:

Das Loosungsbüchlein, das ist so ein Geschenk, das man mit durchaus reiner Freude annehmen kann, ohne daß sich irgend eine störende Reflexion beimischt, und um diese Weihnachtsgabe bitte ich Dich selbst auch für die Zukunft. Aus Deiner Hand empfangen ist es mir noch ganz etwas andres als wenn ich es auf eignem Wege bezogen erhielte. Es ist mir gleich am frühen Morgen jedes Tages ein willkommenes Mittel einer bestimmten Begrüßung mit Dir vor dem Angesicht des Herrn, und ich weiß so, daß sich auch während des Tages unsre Empfindungen und Gedanken vielfach an Einem und demselben Orte begegnen. Das kostbare Geschenk aber, das Ihr für meine Frau hinzugethan habt, hat zu viel materiellen Werth, um sich zu einem Angebinde, wie sie unter uns im Gange sind, zu eignen.

Von der Familienchronik über die verflossene erste Hälfte des Wintersemesters nehmen wir die folgenden Nachrichten auf:

Die erste Hälfte des Winters ist uns allen dreien, einen kurzen und vergleichungsweise gelinden Anfall der Gesichtsschmerzen meiner Luise abgerechnet, in steter Gesundheit und Thätigkeit sehr schnell und freundlich verlaufen... Meine Luise ist in den letzten 2 Monaten sehr heiterer Stimmung gewesen, ohne alle Unterbrechung, wofür ich Gott nicht dankbar genug sein kann. Deine Dorothea ist sehr gesund und gedeiht, wie ich hoffe, nach Leib und Seele.... Nur ein Todesfall in der Ullmann'schen Familie hat uns sehr schmerzlich berührt. Dem armen Ullmann hat der Herr durch die Bräune Mitte December sein 8jähriges Töchterchen aus der ersten Ehe hinweggenommen, ein ganz ungewöhnlich lieblich geistig entwickeltes frommes Kind, in welchem seine Mutter für ihn fortlebte.

Ueber Rothe's akademische Arbeiten in diesem Winter berichtet derselbe Brief:

An Arbeit hat es nicht gefehlt, da ich außer den Seminarstunden noch christl. und theol. Encyclopädie und Methodologie lese und überdieß noch mich nicht habe entziehen können, ein mir gar nicht zukommendes Geschäft zu übernehmen, dem hier studirenden Prinzen von Fürstenberg ein Privatissimum über Logik zu geben. Der Vater hatte seine speciellen und auch nicht weiter anzufechtenden Gründe, und bat mich deshalb so angelegentlich um die Uebernahme dieses Unterrichts, daß ich es ihm nicht abschlagen konnte, zumal da ich ihm als dem Schwager des Großherzogs doppelt verpflichtet bin, soweit meine Kräfte reichen ihm gefällig zu sein. Der Prinz ist auch ein ganz verständiger und fleißiger junger Mann, so daß ich von dieser Seite nichts erschwerendes finde.

Endlich folgt noch eine Notiz aus den damaligen Universitätszuständen überhaupt:

Wir sind jetzt hier in lebhafter Bewegung wegen der Berufung eines Philosophen. Der Minister hat die Vorschläge der Universität verlangt, diese aber sind so wenig unter Einen Hut zu bringen, und es mischen sich in sie so viele nicht zur Sache gehörige und zum Theil höchst klägliche Interessen und Nebenansichten ein, daß es darüber wahrscheinlich wieder zu nichts kommen wird. Selbst katholische Tendenzen mengen sich ein. Ich hätte gewünscht, Hr. Nebenius hätte nach eignem besten Wissen die Berufung vorgenommen, ohne erst viel hier anzufragen.

Dem zweiten Briefe an Heubner, vom 20. März 1839, entnehmen wir zunächst einen Bericht über die Seminarzustände:

Mein Trachten für das Seminar geht jetzt vor Allem dahin, ein Gebäude zu erlangen. Das Ministerium war zu Neujahr schon ganz nahe daran, ein Haus zu kaufen; da ergab sich aber bei nochmaliger Untersuchung, daß es nicht den erforderlichen Raum darbot, auch in gar zu schlechtem baulichem Zustande sich befand. Seitdem ist uns ein anderes zum Kauf angeboten worden, das ganz wie für die Anstalt gemacht ist und das noch bedeutend billiger sein würde als uns jenes mit Inbegriff der nothwendigen baulichen Aenderungen zu stehen gekommen sein würde; das Minist. scheint sich aber immer noch nicht zum Ankauf entschließen zu können. Ich habe vor etwa 3 Wochen wieder die dringendsten Vorstellungen deshalb gemacht, hoffe aber wenig Erfolg. Läßt man diese Gelegenheit vorbeigehen, so kann ich es nur so verstehen, daß man die Sache überhaupt ad calendas Graecas hinausschieben will. Ohne Zusammenwohnen mit den Seminaristen aber kann nichts ersprießliches werden. Auch wenn der Hausankauf für das Seminar sich nicht realisirt, werden wir doch höchst wahr-

scheinlich zu Johannis schon wieder die Unruhe eines Umzugs haben; denn unsre Wirthin steht im Begriff ihr Haus zu versteigern, und es ist alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß es in die Hände eines Besitzers kommen wird, der es selbst wird bewohnen wollen. Ich wünsche herzlich, daß uns diese Ungemächlichkeit erspart bleiben mag.

Von den übrigen Mittheilungen hebt besonders eine schöne Ausführung Rothe's über seine innerste Glaubensstellung sich ab:

Der Winter ist mir sehr schnell vergangen. Jede Stunde war so mit Arbeit besetzt, daß ich kaum gemerkt habe, wie die einzelnen Tage dahingingen. Dafür fühle ich mich nun aber auch etwas abgespannt und körperlich angegriffen, und die nun unmittelbar bevorstehenden Ferien werden mir wohlthun. Auch den akademischen Gottesdienst schließe ich für dieses Semester Palmarum. Dieser ist es, von dem ich am ersten hoffen darf, nicht ganz vergeblich zu arbeiten. Ueberhaupt weiß ich ja wohl, daß wir nicht darauf gewiesen sind, die Früchte unserer Arbeit zu sehen; und wenn sie auch sonst ganz verloren ginge, für mich selbst wenigstens geht sie nicht verloren; mir ist sie eine tägliche köstliche Zucht vom Herrn, die mich Sein Herz immer inniger suchen lehrt und meinen Sinn allmählig in den Seinen hineingewöhnt. Ja die täuschen sich gewiß, die da meinen, daß ich vom Heiland hinweg will und Seinen Weg verschmähend meinen eignen suche. So sehr ich auch alle Tage mich beugen muß und mich beuge, das Eine wird doch von Tage zu Tage immer mehr mein innerstes und gewissestes Gefühl und Bewußtsein, daß ich Ihn und Seine Liebe nicht entbehren kann, aber auch, daß Er aller meiner Sündigkeit ungeachtet mich nicht von sich stößt, sondern mit erbarmender Geduld trägt. Ich weiß es, daß ich nichts eignes vor ihn bringen kann, aber auch nicht vor Ihn bringen will und die Rechtfertigung aus lauter Gnaden nicht hingeben möchte gegen alle Gerechtigkeit der Gerechten. Drücke ich mich über manches anders aus als andre, so geschieht es nur, weil ich's, wenn ich wahr sein will, nicht anders kann; und solche Besonderheiten zu haben, ist mir nicht eine Lust und ein Kitzel, sondern wahrlich eine bittre Pein, der ich mich gerne überheben möchte, wenn es mir nur psychologisch möglich wäre. Wie fremd fühle ich mich den hochmüthigen Geistern, die mit ihrer Speculation über dem Glauben zu schweben und ihn überflüssig zu machen meinen! Sie haben es nie mit Ernst versucht mit den göttlichen Dingen. Wenn ich speculire, so thue ich's weil ich glaube, und mein Glaube mich selbst dazu treibt. Nicht als wollte ich mir seine Wahrheit erst beweisen; nein er ist mir das erste gewisse überhaupt und das einzige δός μοι που στῶ, von dem aus für mich eine Speculation möglich ist. Keine Philosophie, so wenig eine eigne als eine fremde, kann mir meinen Glauben nehmen, wie keine mir ihn geben kann. Der Herr allein kann mir ihn geben und Er wird ihn nach Seiner Gnade nicht wieder

von mir nehmen. Daß Du, gel. Br., mich nicht verkennst und nie verkennen wirst, ist mir ein süßer Gedanke.*)

Der dritte Brief dieses Jahres, vom 15. October 1839, ist besonders Familienereignissen gewidmet, die hier nur angedeutet werden können. Rothe beschreibt, wie er die Hochzeit des Mänß'schen Paares im Geiste mit durchlebt habe, und bedauert, daß Dorothea Heubner, die ihrer Mutter nun unentbehrlich geworden, schon nach Wittenberg habe zurückkehren müssen, er vermisse sie sehr. Nachdem sodann einiger Bericht über die Besuche und Arbeiten der letzten Monate gegeben ist, kommt wieder die fast schon herkömmliche Mittheilung über den Zustand der Frau: „Meine Luise hat während des Sommers wieder vielfach gekränkelt, jetzt ist sie Gottlbb munterer, und die Plage des Umzugs scheint ihr eher wohlgethan zu haben."

Von den übrigen Mittheilungen nehmen wir die nachstehenden auf:

Es ist mir eine sehr große Freude gewesen, die beiden lieben Wittenberger Dr. Böttcher und Lange**) hier zu sehen und wenigstens mancherlei Spezialia über Euch und was uns sonst in Wittenberg theuer ist, von ihnen zu vernehmen. Sie werden nun schon längst wieder bei Euch sein. Nicht gar lange nach ihnen kam der ehemalige Wittenbergensis Neumann***), auf der Reise nach der Schweiz begriffen, und auch auf der Rückreise habe ich ihn noch auf ein Stündchen gesehen. Unter den sehr vielen Besuchen, die wir in den letztverflossenen Monaten gehabt, ist mir besonders der von meinem lieben Julius Müller, der vor seinem Abgange von Marburg noch auf einige Tage hierher kam, sehr theuer gewesen. Die Hand des Herrn ruht jetzt schwer auf ihm. Sie hat ihm in den letzten Monaten des Sommers zuerst sein jüngstes Kind und bald nachher seine Frau genommen. Mit tief verwundetem und auch über seine

*) Eine eigenthümliche Bestätigung für diese zuversichtliche Ueberzeugung Rothe's, daß grade Heubner ihn trotz aller dogmatischen Differenz niemals verkennen werde, möchte darin liegen, daß die oben mitgetheilten Aeußerungen Rothe's gegen ihn über Glauben und Speculation in Wittenberg handschriftlich circulirt haben.

**) Böttcher war Ostern 1838 in's Seminar eingetreten und seit dem Juni 1839 Seminarsecretär. Er starb schon 1844 als geistlicher Adjunct in Schulpforta. — Lange war seit Ostern 1839 im Seminar, wurde 1844 Pfarrer in Schochwitz, später in Höhnstädt.

***) Neumann war von Ostern 1833 an im Seminar gewesen, starb ebenfalls bereits 1844 als Pfarrer in Zaatzke. Vgl. unten Rothe's Aeußerung über seinen Tod.

dortige Stellung bangendem Herzen geht er nach Halle. Ich bin überzeugt, daß er dort vielen zum Segen sein wird.

Im verflossenen Semester habe ich an dem Seminar, dem Herrn sei Dank dafür, vielfache Freude gehabt. Die dermalige Generation ist um vieles empfänglicher und suchender als die vorige, und einige junge Männer sind darunter, die durch ihren aufrichtig gläubigen Sinn und Ernst und zugleich durch treffliche Gaben mir freudige Hoffnung erwecken; aber auch die übrigen, einige wenige ärmlich verkümmerte Gemüther ausgenommen, sind mit Lust und Liebe in der Anstalt und weisen nicht von sich, was ihnen entgegengebracht wird. Um so lebhafter ist mein Verlangen nach dem Besitz eines Hauses für das Seminar, zu dessen naher Erfüllung die Aussicht immer wieder verschwindet, wenn sie auch wieder einmal hervorscheint. Vielleicht, daß die vor ganz kurzem stattgehabte Ministerialveränderung zur Erfüllung dieses meiner innigsten Ueberzeugung nach dringenden Bedürfnisses mitwirkt. Der jetzige Minister des Innern, Hr. v. Rüdt, ist in früherer Zeit selbst Director der evangel. Kirchen-Ministerialsection gewesen, und man hofft von ihm, daß er sich der kirchlichen Interessen ernstlich annehmen werde. So sehr auch diese Ministerialveränderung ihre betrübende Seite hat und von dieser im Lande empfunden wird, und so sehr ich den Verlust eines Mannes wie Hr. Nebenius bedaure, so ist es doch leider wahr, daß Hr. Nebenius zu gar keinem Entschluß kommen konnte, und dadurch seine besten Absichten vereitelt wurden, und die Erfolge oft in das Gegentheil derselben umschlugen. Meine Hoffnungen auf eine bessere, d. h. christlichere Zukunft baue ich überhaupt gar wenig auf die Personen als solche (von denen ich vielmehr im Allgemeinen gar nichts erwarte), desto mehr aber auf die Macht des Geistes, der in der Geschichte waltet, und je länger desto mehr von dem Geiste des Herrn bemeistert wird. So viel aus christlichem Gesichtspunkt betrachtet auch die Gegenwart aufs tiefste betrübende Erscheinungen darbietet, so müssen wir doch, wenn wir 80 Jahre zurückbleiben, demüthig und bewundernd bekennen, daß der Herr Großes an uns gethan hat. Freilich ist Sein Werk häufig grade da nicht fortgegangen, wo wir es etwa eine Zeitlang vorzugsweise zu sehen glaubten, aber es ist dafür an tausend andern Punkten hervorgebrochen, wo wir es in seiner Verhüllung in weltliche Form lange Zeit gar nicht erkannten.

Denkt man heute an die allgemeine kirchlich-politische Situation beim Uebergang aus dem vierten in das fünfte Decennium unseres Jahrhunderts, so fällt dieses Urtheil Rothe's nicht blos durch seine Ruhe und Besonnenheit und durch die völlige Uebereinstimmung mit den berühmtesten Aeußerungen seiner letzten Lebensjahre in's Auge, sondern man fühlt auch den ganzen Contrast zwischen diesem wahrhaft christlichen Glauben und der berechnenden Klugheit der

modernen Gläubigkeit, die gerade damals nur „auf die Personen als solche baute." *)

Doch solche unwillkürlich sich aufdrängende Gedanken weiter zu verfolgen, muß dem Leser selbst überlassen bleiben. Wir müssen uns zu dem schicksalsschweren Jahre 1840 selbst wenden, aus dem uns auch von Rothe selbst wieder mehrfache und genauere Nachrichten vorliegen. An der Spitze steht auch jetzt ein Brief an Heubner, vom 3. April 1840, dem wir vor Allem den Bericht über das, eigener Briefe entbehrende, Wintersemester 1839—40 entnehmen:

Es ist mir diesen Winter wirklich jede Minute so zugemessen gewesen, daß ich mir wegen meines langen Schweigens keine ernstlichen Vorwürfe machen kann. Außer den übrigen nicht auf bestimmte Stunden zu bringenden Arbeiten habe ich täglich 4 Stunden zu lesen gehabt und dabei zum Theil meine Hefte ganz neu ausgearbeitet. Doch habe ich meine Kraft mit Freuden zusammengenommen, da meine Zuhörer mir mit sehr lebhafter und ausdauernder Theilnahme entgegen kamen. Ueberhaupt habe ich in diesem letzten Jahre alle Ursache, dem Herrn für den Segen zu danken, den er zu meinen schwachen Bemühungen gibt. Es sind nur dürftige Anfänge, aber doch Anfänge, die, wenn sie nicht wieder durch Unkraut überwuchert werden, Frucht bringen können. Unter der dießmaligen Generation der Seminaristen, die ich vor wenigen Tagen entlassen habe, darf ich doch von der Hälfte erwarten, daß sie wirklich Diener Christi sein wollen und durch Seine Gnade sein werden. An Ostern wird sich das Seminar zunächst nur sehr schwach füllen; an Michaelis dagegen werden wir es voraussichtlich auf einen Numerus von 17 Mitgliedern bringen. Was mir diesen Winter am meisten erschwert hat, waren die sehr anhaltenden Nervenleiden meiner armen Luise, die alles Medicinirens ungeachtet nicht weichen wollen. Der Arzt wird ihr wahrscheinlich für den bevorstehenden Sommer den Gebrauch von Ems verordnen, doch hat er darüber noch keinen Entschluß gefaßt. Zunächst scheint mit dem hervorbrechenden Frühling eine Wiederanspannung ihrer Nerven eintreten zu wollen, ich gebe mich gern im Vertrauen auf den Herrn dieser Hoffnung hin.

Nach diesen amtlichen und häuslichen Berichten aus Heidelberg geht Rothe auf einen von Heubner's Schwiegersohn Mänß erhalte-

*) Vgl. den für den König Friedrich Wilhelm IV. berechneten Brief vom 21. Juni 1840 über die Berufung „gläubiger" Professoren, „christlicher" Seminardirektoren und vor Allem der Consistorialräthe, „von denen die Wahl der Superintendenten ressortirt": in meiner Streitschrift über die „Kirchen- und Schulverhältnisse im ehemaligen Herzogthum Nassau" Seite 22 (auch in den „Zeit- und Streitfragen II., 21 S. 47).

nen Brief über, und im Anschluß daran auf weitere allgemeinere Mittheilungen:

Der Brief des l. Mänß legt Zeugniß ab von dem schönen Sinn, in welchem er sich seinem Amt hingibt, und bei ihm darf man guter Zuversicht sein, daß seiner Arbeit der Segen von oben nicht fehlen wird. Man sieht es doch Gottlob in unseren Tagen überall, daß, wo nur das Evangelium lebendig gepredigt und durch treue Seelsorge den Einzelnen nahe gebracht wird, wenigstens der allgemeine Schlaf weicht. Und wenn es auch in vieler Beziehung gerade in unseren Tagen recht schlimm geworden ist, so ist es doch in noch viel mehreren Beziehungen viel, viel besser geworden. Es ist ein Frühlingshauch in unserer Atmosphäre, der selbst da, wo die menschlichen Vermittelungen gar nicht deutlich hervortreten, zu unserer Ueberraschung eine Knospe nach der anderen aufbrechen läßt. Auch in unserem Lande ist dieß spürbar, namentlich auch an dem zunehmenden Kirchenbesuch, wenn auch nicht gerade in Heidelberg. Wir haben seit Ende vorigen Jahres einen neuen evangel. Pfarrer hierher erhalten, Sabel, bisher Dekan in Bretten, einen evangelisch gesinnten Mann von sehr viel redlichem Eifer und großer Thätigkeit. Ich verspreche mir von ihm viel Gutes. Wahrscheinlich werden wir seine Mitthätigkeit auch am Seminar in Anspruch nehmen können. Auch das Zustandekommen unsers Missionsvereins ist ein gutes Zeichen; besonders hat es sich bei dieser Gelegenheit zur Verwunderung vieler ausgesprochen, wie auch die größere Masse unserer Landesgeistlichkeit solche Angelegenheiten jetzt mit ganz anderen Augen ansieht als noch vor 5—10 Jahren. Im Februar haben wir zum ersten Male den Besuch von H. Hüffell als Commissarius der ev. Kirchen-Ministerialsection gehabt, um (wie der Kunstausdruck ist, denn ein jus inspectionis hat die Section nicht) „Kenntniß zu nehmen" von dem Zustande des Seminars. Er hat sich bei dieser Gelegenheit sehr ehrenwerth genommen; nicht nur hier, sondern auch sein Bericht, den die Section mir officiell mitgetheilt hat, verdient meinerseits die aufrichtigste Anerkennung. Die Section will nun auch mit allem Ernst auf die Erwerbung eines Hauses für das Seminar dringen, während sie bis jetzt, wie H. Hüffell uns selbst gestanden hat, jeden Schritt, der eine Befestigung der Existenz unserer Anstalt war, mit Verdruß betrachtete. Vielleicht, daß sich jetzt eher auf Erfolg hoffen läßt.

Derselbe Brief hat neben solchen erfreulichen Daten aber auch einen schmerzlichen Verlust zu berichten, den Tod Thibaut's. Rothe sagt hier darüber:

Vorigen Sonnabend hat unsere Universität durch den uns allen ganz unerwarteten Tod Thibaut's einen, ich besorge sehr, für sie verhängnißvollen Schlag erlitten. Dieser Verlust hat hier allgemein, bis auf die untersten Volksklassen herab, die gar wohl wußten, was

auch sie an dem freundlichen, überaus wohlthätigen Mann hatten, einen tiefen Eindruck gemacht. Die äußere Blüthe der Universität hat, in Wahrheit zu reden, an ihm gehangen, und es ist nicht abzusehen, wie ein Mann von dieser Bedeutung uns ersetzt werden soll. Aber man mußte ihn namentlich auch von religiöser Seite lieb haben, wenn man mit ihm in nähere Berührung kam. Seine Dogmatik zwar war höchst verwirrt, aber sein Gefühl war mächtig und überströmend; ich bin überzeugt, Du würdest ihn liebgewonnen haben, wenn Du gesehen hättest, wie er mit ganzer Seele in geistlicher Musik lebte. Am Dienstag haben wir ihn feierlich zur Ruhe bestattet; ich hatte den schmerzlichen Auftrag, ihm die Leichenrede zu halten.

Diese Leichenrede auf Thibaut, von der hier Rothe berichtet, enthält nun auch selbst mehrere Ausführungen, an denen wir hier nicht vorübergehen dürfen.*) So zunächst das über den Verlust der Universität Bemerkte, worin unwillkürlich die eigenen Erinnerungen der Studienjahre Rothe's sich abspiegeln:

Er war zusammengewachsen mit unserer Hochschule. Aber eben so eng ist auch ihre Blüthe mit seiner Wirksamkeit verwachsen und mit seinem Ruhm. Der Zeitpunkt seiner Berufung war es, mit dem unsere altehrwürdige Akademie aus langer trauriger Ermattung wieder jugendlich kräftig ihr Haupt erhob und schnell zu dem freudigen Leben erwachte, von dem wir noch alle Zeugen sind. Dieß Zusammentreffen war nicht das Werk des Zufalls; so wenig, daß vielmehr des Verklärten Geist unserer Universität wesentlich mit das Gepräge aufgedrückt hat, welches ihre Eigenthümlichkeit bildet.

Weiterhin erwecken die Aeußerungen über die Beziehungen zwischen dem Gelehrten und dem Menschen und die damit in Verbindung stehenden Bemerkungen über die Bedeutung genialer Persönlichkeiten (S. 7. 8) in mehrfacher Beziehung besonderes Interesse:

Grade hierauf beruhte zum großen Theil seine eigenthümliche Herrlichkeit und Gewalt als Lehrer, daß bei ihm durch den Gelehrten überall der gediegene, liebenswürdige Mensch klar hindurchleuchtete, und seine Wissenschaft als das Erzeugniß seines persönlichsten Lebens erschien. Daher eben kam ja die Geistigkeit, welche seine Behandlung der Wissenschaft bezeichnete, die geistige Macht, mit der er überall den Stoff, ihn sicher beherrschend, durchdrang. Darin gerade zum großen Theil war ja der wahrhaft bildende und geistig hebende Einfluß begründet, den er als akademischer Lehrer in so ausgezeichneter Weise ausübte, und seine eigenthümliche Kunst, die Wissenschaft zu einer un-

*) Unsere Citate sind der Separatausgabe dieser Rede entnommen. In Hübbe's „Nachlese" findet sich dieselbe S. 201—207.

mittelbaren Schule für das Leben zu machen..... Nicht alltäglich freilich, aber immer auf höchst wohlthuende, innerlichst erfrischende Weise begegnen uns im menschlichen Leben Persönlichkeiten, die unsern Blick unmittelbar fesseln durch die scharf ausgeprägten Züge ihrer Eigenthümlichkeit. Von einer menschlichen Erscheinung dieser Art wäre uns von selbst die Vorstellung nie vor die Seele getreten, und auch die schöpferische Phantasie des Dichters würde sie aus eigenen Mitteln nicht hervorgerufen haben. Solchen Persönlichkeiten sind noch in besonders kenntlicher Weise die Spuren der schöpferischen Hand aufgedrückt, die sie gebildet hat. Sie überraschen uns, aber sie gebieten uns zugleich Ehrfurcht, und ziehen uns an sich durch einen mächtigen Zauber. Zu ihnen gehörte unser Verklärter.

Ebensowenig darf die Charakteristik der Liebesthätigkeit des entschlafenen Forschers hier fehlen, eine Charakteristik, wie sie später in ähnlicher Weise an dem Grabe A. v. Humboldt's von W. Hoffmann gegeben wurde:

Was er nicht blos unserer Hochschule, was er auch unserer Stadt, unserem Vaterlande, unserem erhabenen Fürstenhause gewesen ist, das habe ich nicht zu bezeugen, und dafür bedarf es auch keines besonderen Zeugnisses; diese Versammlung selbst ist Zeugnisses genug dafür. Aber in Eurem Namen darf ich getrost das Wort nehmen, Ihr Wittwen und Waisen, Ihr Armen und Hülfsbedürftigen, die Ihr heute nicht den größen Rechtslehrer beweint, sondern den freundlichen, väterlichen Berather und Helfer, der es in innerster Seele mit Euch empfand, wenn die Sorge der Nahrungslosigkeit Euch drückte, oder wenn Ihr vergebens Schutz suchtet gegen den Frost des Winters, den liebevollen Versorger, der so oft Euch selbst verborgen Euch erquickte, und nur denen bewußt, welche die verschwiegenen Verwalter der Gaben seiner Liebe waren; — in Eurem Namen auch darf ich ihm Dank nachrufen, einen Dank, den Ihr mit Euren Thränen besiegelt.

Am entschiedensten von Allem aber hebt sich aus dieser Rede die berühmt gewordene Ausführung (S. 9—11) über die Musik als ein Lebensgebiet der Religion hervor. Daß Rothe diesen Gesichtspunkt als einen für Thibaut's richtige Beurtheilung sehr wesentlichen ansah, zeigte schon die oben mitgetheilte Stelle des an Heubner gerichteten Briefes. Nicht minder charakteristisch aber dürfte derselbe Punkt für Rothe's eigene Gesammtanschauung sein:

Wenn uns nun das Bild das Verewigten mit seinen hohen, bedeutungsvollen Zügen von selbst gegenwärtig ist, bleibt uns dann weiter nichts zu fragen übrig? Eins allerdings, die Frage nach der Quelle, aus der dieser sein sittlicher Adel floß. Und

hier bin ich gewiß, in seinem eignen Sinn antworten zu können. Diese Quelle war seine tiefe, aufrichtige Ehrfurcht vor dem Heiligen, sein geöffnetes Auge für die unsichtbare Ordnung der Dinge, sein Glaube nicht nur an sie, sondern seine wirkliche Gemeinschaft mit ihr, sein wirkliches Leben in ihr. Er schmeckte die Kräfte der zukünftigen Welt, und von ihnen ward seine Seele groß und sein Auge hell. Nicht alle werden sich ihn so deuten, am wenigsten diejenigen, die an ihm nur den klaren, schneidend scharfen Verstand des Rechtslehrers kennen, wie er allen Träumereien abhold und immer stracks der unmittelbar gegebenen Wirklichkeit zugewendet war, zumal wenn sie etwa auch wissen, daß genaue religiöse Lehrbestimmungen so gar nicht nach seinem Sinne waren. Aber ganz anders müssen diejenigen urtheilen, die ihm innerlich näher standen. Sie wissen, mit welcher überströmenden Bewegung der Seele er sich vor dem Heiligen beugte, wie er zu reden verstand von dem Dahinschmelzen der sich vor Gott demüthigenden und dem überschwenglichen Entzücken der vor ihm seligen Seele. Sie werden es nicht vergessen, wie er sich seinen Christus nicht wollte rauben lassen aus der Weltgeschichte, wie freudig er bekannte, ihn nicht entbehren zu können, und in welchem schönen Eifer er entbrannte, sobald ihm jemand seinen Erlöser antasten wollte. Sie erinnern sich gar wohl, welch eine feine und sichere Gabe der Unterscheidung zwischen den wahren und einfachen Erscheinungen der Frömmigkeit und den künstlich gemachten ihm beiwohnte, und wie er an jenen, wo sie ihm auch begegneten, sei es in der Gegenwart in unmittelbarer Anschauung oder in der Geschichte, nicht bloß mit Liebe, nein mit warmer Verehrung hing, und wie er an ihrer Nähe immer wieder (ich gebrauche seinen eigenen Ausdruck) sich reinigte und erfrischte. Aber allerdings nicht in der verständigen Vorstellung, wie bei den meisten von uns andern, hatte seine Frömmigkeit ihren Boden, — von ihr wendete sie sich sogar entschieden ab, — sondern im Gefühl. Aber in einem mächtigen, überfließenden Gefühl, das seiner Wahrheit unmittelbar gewiß war, für die Wirklichkeit seines Gegenstandes nicht erst verständiger Beweise bedurfte, sie gar nicht verlangte, ja sie als seine unmittelbare Zuversicht nur störend wohl auch unwillig zurückwies. In verständigen Formeln wußte er seine christliche Frömmigkeit nicht auszudrücken; aber deshalb war sie nicht stumm. Er hatte für sie eine andere, gar gewaltige Sprache gefunden, die Tonkunst, und zwar die heilige, die christliche Tonkunst. In dieser Sprache vor allem anderen vernahm er das Heilige, verstand er seinen Gott und seinen Erlöser; in dieser Sprache betete er Christum an aus der Fülle des Herzens, in dieser Sprache predigte er ihn, für einen weiten Kreis der Zeitgenossen ein kräftiger Retter der Reinheit und Heiligkeit seiner geliebten Tonkunst. Noch einmal also: aus diesem lebendigen Verkehr mit der Welt des Heiligen, daraus floß der Adel seines Wesens, daraus die unverwelkliche Jugendfrische seines Geistes, — daher stammte der hohe geistige Zug, der

in seine ganze Erscheinung verwebt war, der schwankungslosen Sicherheit unbeschadet, mit der er in seinem Beruf den Blick auf die unmittelbarsten Verhältnisse des wirklichen Lebens geheftet hielt.

Aber wir müssen von dieser Rede noch einmal zu dem auf sie Bezug nehmenden Brief Rothe's an Heubner, vom 3. April 1840, zurückkommen. Zunächst wegen eines Urtheils über den Ullmann'schen Aufsatz „Der Cultus des Genius" sowie über die neueste theologische Literatur überhaupt, das die unbefriedigenden Zersetzungszustände der Theologie seit dem Straußischen Buche lebhaft ausmalt:

Ich muß Dir Recht geben, wenn die Art, wie Ullmann in dem Aufsatz über den Cultus des Genius mit Strauß verfährt, Dich zurückstößt. Ich kann sie auch nicht gut heißen und habe an dieser ganzen Art der Behandlung solcher Sachen keine Freude; sie kann auch zu nichts führen; ebenso wenig als die m. E. völlig überflüssige Disputation mit Tholuck wegen unsers Gutachtens in einem der folgenden Hefte der Studien und Kritiken. Darum freue ich mich, daß Ullmann jetzt wieder bei den historischen Studien ist, die sein eigentliches Feld sind. Unsre allerneueste theologische Literatur berührt mich überhaupt unangenehm; sie kommt mir überaus nichtssagend vor. Die Sache will ernster angefaßt sein, wenn wir unsre Theologie aus der völligen Zerrüttung, in der sie sich befindet, wieder zu wirklichem Wohlstand bringen wollen. Mein Bischen Kraft nicht mit schriftstellerischen Halbheiten zu zersplittern, ist mein immer unwiderruflicherer Vorsatz; ich werde ruhig warten, bis ich das, was ich etwa zu geben habe, in vollständig und streng durchgeführtem Zusammenhange mittheilen kann, wozu eine Muße gehört, wie sie mir jetzt noch abgeht.

Von speziellem Interesse, zumal im Vergleich mit den früher von Rothe in Schmieder gesetzten Hoffnungen, ist ferner auch Rothe's Urtheil über dessen Auftreten in Wittenberg selbst, mit dem sich allerdings eine merkbare Veränderung in der bisherigen Leitung des dortigen Seminars anbahnte:

Was Du über Euer Seminar schreibst, thut mir sehr wehe. Der Hegelianismus, meine ich, würde am sichersten zurechtgebracht werden, wenn etwa Schmieder sich mit den jungen Männern ein wenig auf die Sache einließe. Es ist doch vorzugsweise das Bedürfniß eines Denkens des Einzelnen aus dem Ganzen heraus, worauf nach dieser Seite hin das Verführerische liegt, und das einfachste Gegenmittel, daß man zeigt, wie es auch noch einen anderen Totalzusammenhang gibt, von dem aus das Einzelne seine Consistenz erhält, ohne daß man den einfachen evangelischen Glauben zu verbiegen braucht und damit wohl gar zu zerknicken Utinam de successore meo laetiora referres! Id me quoque mirum habet, quod non sentiat, novum

munus nova quoque exigere studia; neque intelligo quomodo non advertat, desideria auditorum praelectionibus suis minus expleri.

Diesem Briefe vom April 1840 an Heubner gesellt sich nun zunächst die Antwort auf den schon erwähnten Brief von dessen Schwiegersohn, damal. Pfarrer in Wahrenberg, Mänß, hinzu, mit welchem die Correspondenz zwischen Rothe und Mänß überhaupt ihren Anfang nimmt. Gleich der Beginn des ersten Briefes (vom 5. Juli 1840) gibt dabei schon allen späteren ihren eigenthümlich anmuthenden Charakter:

Bevor ich meinen Glückwunsch und Dank aus vollem Herzen aussprechen kann, müssen wir eins mit einander abthun, das mir schon lange im Wege ist. Der Herr Vetter und nunmehr auch Gevatter bringt nämlich in seinen Briefen immer so viel von Lehrer- und Schülerschaft, Verehrung und was weiß ich sonst noch für Raritäten aus dieser Kategorie bei, worüber ich beim Lesen allemal stolpere. Dieß nun hätte billig längst sollen aufgehört haben; eine rechtschaffene Vetterschaft, denke ich, wischt dergleichen alte Reminiscenzen von der Zunge weg; eine Gevatterschaft aber vollends ist für sie reines Scheidewasser. Deßhalb wollen wir gleich am Eingange Ein für allemal ausmachen, daß dergleichen Prädicate unter uns fortan nicht vorkommen sollen. Vielmehr möge an ihre Stelle treten was der wahre Ausdruck unserer Herzen ist, ein einfaches brüderliches Du, das mir weit wohler thut als alle Respectsbezeugungen. Ich habe es an der Art, mit meinen Vettern allen auf Du und Du zu stehen, und wüßte wahrlich nicht, weßhalb ich mir bei dem neuesten dieß Privilegium nehmen lassen sollte, in einem Falle, wo es mir grade vorzugsweise theuer ist. Ich betrachte es also als ein Recht an den Herrn Gevatter, daß er sich überwinden muß, mir die Ehre des Du anzuthun und wiederum sich gefallen zu lassen, daß ich ihn auch Du nenne, womit ich denn ohne weiteres den Anfang mache.

Wie schon aus dieser Einleitung hervorgeht, übernahm Rothe auch bei einer Tochter von Mänß die Pathenstelle (wie wir außerdem noch zwei Söhnen von diesem später ebenfalls in seinem Hause und unter seinen Correspondenten begegnen werden). Da wir aber bereits zwei Ausführungen von ihm über dieses Verhältniß (zu Heubner's vierter Tochter und zu Winckel's ältestem Sohne) mitgetheilt, lassen wir nur die diesem Schreiben speziell eignenden Aeußerungen hier folgen:

Es ist doch eine ganz andere Freude, wenn man ihren Gegenstand unter Angst und Gebet so recht sichtlich aus der Hand des Herrn selbst empfängt, und Ihm zugleich aus voller Seele dafür

danken kann, daß Er das Gebet erhört, und dann auch aus der Stunde der Anfechtung ein gereinigtes Herz mit herausbringt, um sich der göttlichen Gabe rein und darum auch voll zu freuen! Darum wollen wir auch hier sagen: der Herr hat alles wohl gemacht! wenn es uns auch eine kleine Weile nicht so dünkte. Aufs innigste danke ich Dir für Deine treue, lebensvolle Beschreibung jener schweren Tage; ich habe sie aufs tiefste mit Dir durchempfunden und kann so Deinen jetzigen Jubel um so lebendiger mitfühlen. Wie soll ich Euch aber die Liebe und das Vertrauen danken, womit Ihr mich noch auf eine besondere Weise in die Theilnahme an Eurem Glück und Segen mit hineinzieht! Ja gewiß, ich will die liebe Anonyma mit recht vollem Herzen dem Herrn mit zutragen helfen, auch aus der Ferne, auf den Armen des Gebets, das auch in seiner Schwachheit weit reicht, und sie soll mir auf die Seele gebunden sein so lange ich noch hier zu wallen haben mag, als ein theures Unterpfand Eurer mir so theuren Liebe. Möchte ich sie doch bald auch einmal leiblich in meine Arme nehmen und mich an dem Anblick Eurer von heiligem Dank geweihten Elternfreude weiden können! Für diesen Herbst sehe ich die Möglichkeit dazu wohl nicht ab, ungeachtet wir mit Zuversicht hoffen, zu Anfang des Septembers, so Gott will, das liebe Wittenberg einmal wieder zu sehen.

Daß die bereits hier angemeldete Herbstreise in die Heimath nicht mit einem Ausflug nach Wahrenberg verbunden sein konnte, davon lag die Ursache in der immer wiederkehrenden Krankheit der Frau Rothe. Er meldete denn auch seinem Neffen, daß sie abermals zur Kur in Griesbach sei, und zwar allein, weil es ihm unmöglich sei, mitten im Semester Ferien zu machen:

Es liegt mir jetzt immer wie eine schwere Last auf dem Herzen, meine arme Frau so sich selbst überlassen zu wissen, und grade sie, die etwas der Art weit schwieriger ankommt als viele andere. Gott wird aber auch hier helfen, und wer weiß, ob er nicht auch aus dieser Selbstüberwindung, die meine Luise so sich auflegen muß, einen besonderen Segen erwachsen läßt.

Ueber die eigene Thätigkeit Rothe's enthält dieser Brief an Pfarrer Mänß noch die folgende Notiz:

Meine hiesige Thätigkeit geht ihren alten Gang fort. Ich kann nur das sagen, daß meine Freudigkeit zu ihr nicht abnimmt; was bei ihr herauskommt, weiß allein Gott. Die Zahl unserer Theologen wird immer kleiner, darum ist es meine Hoffnung, daß es nun bald wieder wenigstens etwas bergauf gehen wird. Mir, der ich immer selbst noch so sehr im Lernenmüssen begriffen bin, ist es ganz angemessen, daß ich so wenige zu lehren habe. Aber, wie gesagt, ich

wüßte nicht, daß ich jemals mehr Freudigkeit zu meinem Amte gehabt hätte als grade jetzt.

Aus der Zeit vor dem Antritt der Reise nach Wittenberg und Breslau ist außerdem noch ein kurzer Brief an Hahn erhalten, bei der Nachricht von einer unerwarteten Erkrankung seines alten Vaters*) in Breslau geschrieben, am 30. Juli 1840:

Heute Mittag erhalten wir einen Brief von dem lieben Vater, aus dem wir zu unserer Bestürzung sehen, daß er, wie es uns leider vorkommen will, mehr als bloß unwohl ist. Du kannst Dir vorstellen, wie uns hier in dieser weiten Entfernung, bei einer solchen Nachricht zu Muthe ist, und darum bist Du gewiß nicht böse, wenn ich mich an Dich wende mit der Bitte, doch in dieser Herzensangst uns zu Hülfe zu kommen. Wenn der liebe Vater noch nicht wieder in der Reconvalescenz stehen sollte, wenn Du diese Zeilen erhältst, so thust Du mir gewiß die Liebe und Treue, daß Du Hrn. Med.-Rath Remer in meinem Namen gütigst darum befragst, ob er Besorgnisse hegt, und es mich so schnell als möglich wissen lässest, wie er sich gegen Dich ausgesprochen hat. Auf jeden Fall würdest Du uns mit zwei ganz aufrichtigen Zeilen über den Zustand des theuren Vaters eine unbeschreibliche Freude erweisen. Wir werden hier in der entsetzlichsten Angst schweben, bis wir wieder Kunde von dort erhalten haben werden.

Von der Reise selbst liegen uns nur aus dem letzteren Theile derselben, dem Aufenthalt in Breslau und der Rückreise, briefliche Nachrichten vor. Dagegen dürfen wir, was den Aufenthalt Rothe's in Wittenberg anlangt, ein anderes Aktenstück einflechten, einen Aus-

*) Wie geistesfrisch und lebensheiter Rothe's Vater auch in der letzten Zeit seines breslauer Aufenthalts war, dafür haben wir noch einen Beleg in einem scherzhaften Briefchen an Hahn (vom 16. Juni 1840), worin er diesem (als damaligem Rector der Universität) den ersten Toast bei einem Festessen zuschiebt und ihm dies vorher mittheilt:

Mit Deiner gütigen Erlaubniß
gedenke ich morgen Mittag, gleich nach dem Suppenwein, mit einer Bitte an die Gesellschaft aufzutreten,
daß sie mir erlaube, Dich zu bitten, ein Lebehoch auszubringen für Se. Majestät Friedrich Wilhelm IV., unsern König und Herrn, vereint mit gleichen Wünschen für die Königin und für das ganze königl. Haus.
Hiervon benachrichtige ich Dich mit dem freundlichen Ersuchen um Deine Zustimmung, die ich, wenn Du mir nicht ausdrücklich widersprichst, stillschweigend voraussetze. Vale et fave!

zug aus der hier von ihm am 13. September 1840 (dem zwölften Sonntag nach Trinitatis) gehaltenen Predigt über Hebr. 13, 8:

Eure Liebe hat mich aufgefordert, ein Wort der Erbauung zu Euch zu reden. Ich frage mich, was Eure Meinung dabei ist. Ich weiß sie nicht anders zu verstehen, als Ihr wollt von mir hören, ob ich noch der alte bin, der ich sonst unter Euch gewesen; Ihr fragt mir Rechenschaft ab von meinem Glauben, ob er noch der alte ist. Ihr fragt darnach um so natürlicher in einer Zeit so heftigen Kampfes um den Glauben. Ihr fordert ein Zeugniß von meinem Glauben an Christum. Und das will ich Euch mit Freuden geben; sonst habe ich nichts, das ich Euch geben könnte. Ja mein Glaube an Christum ist noch der alte; freudig gebe ich Euch davon Zeugniß mit den Worten meines Textes. — Wie aber soll ich Euch ein Zeugniß ablegen von dem Glauben an den Erlöser? Ich muß mich hier beschränken auf einzelne Seiten von diesem Glauben. Ich wähle solche, die mir, seit ich von hier geschieden, grade mit immer steigender Klarheit vor der Seele gestanden haben: seine Unerschütterlichkeit und seine Schwierigkeit. Mein

Zeugniß von dem Glauben an Christum

sei also ein Zeugniß I. von seiner Unerschütterlichkeit und II. von seiner Schwierigkeit.

I.

Unser Glaube an den Erlöser ist unerschütterlich, weil er schlechthin unentbehrlich — von aller Wissenschaft schlechthin unabhängig — und doch selbst die Quelle der freiesten Wissenschaft ist.

1. a) Was unentbehrlich ist, ist auch gesichert gegen alle Feinde. Unentbehrlich aber ist uns allen Christus und also auch der Glaube an ihn. Dafür verlangt Ihr von mir keine Nachweisung. Allein wovon ich reden muß, wenn ich sagen will, wie es mir ergangen in der Zwischenzeit, ist dieß: Christus und der Glaube an ihn wird einem immer unentbehrlicher. Es gibt hier Stufen. Zuerst ist Christus gemeiniglich uns unentbehrlich als Sündern: zuvörderst überwiegend bloß in Beziehung auf die Vergebung unserer Sünden, — dann auch entschieden zugleich in Beziehung auf unsre Heiligung. Dann kommt nun auch noch seine Unentbehrlichkeit für uns in Beziehung auf unser Lebensglück hinzu, in 2facher Weise: in Beziehung auf die Gewißheit der Realität des Uebersinnlichen überhaupt (die Welt ohne Gott! und mit Gott! Und Gott hat man nur in Christo!), — und in Beziehung auf unsere Liebe (wahre, volle Liebe ist nur gegen einen solchen wie Christus möglich). — b) Hierbei drängt es sich auf: wie viel darauf ankommt, daß uns diese Unentbehrlichkeit des Glaubens an Christum in der Seele lebendig sei. Ob es bei allen so ist, die in unsern Tagen an Christum glauben? Dieser Glaube ist ihnen zum großen Theil so nahe gelegt worden. Es ist ein gefährlich Ding

um den Glauben, zu dem man leichten Kaufs, ohne Kampf und Angst kommt.

2. Was nun in unsern Tagen diesen unentbehrlichen Glauben zu erschüttern droht, ist vorzugsweise die Wissenschaft. Sie aber hat er nicht zu fürchten; denn einmal a) er ist unabhängig gestellt im Verhältniß zur Wissenschaft. Sie vermag daher nichts wider ihn. Der Glaube an Christum nimmt seine Gewißheit nicht zu Lehn von der Wissenschaft, sondern er ist unmittelbar seiner selbst gewiß, wie jedes lebendige Dasein. Er ist ein neues Leben, das bei dem alten nicht Zeugniß sucht. Es ist das Zeugniß Gottes, worauf seine Zuversicht ruht, nicht das der Wissenschaft, die gegen seine Selbsterfahrung kein Gewicht hat. So ist's zu allen Zeiten gewesen; aber die Klarheit ist doch grade in unsern Tagen recht zu Stande gekommen; und auch in ihnen grade ist sie doppelt nöthig. Je höher ich von der Wissenschaft halten gelernt habe, desto trotziger ist auch mein Glaube ihr gegenüber geworden. — b) Und freilich hier sollen wir unsern Glauben selbst mißtrauisch prüfen: ob er nicht vielleicht doch seine eigentliche Stütze in wissenschaftlichen Ueberzeugungen habe. Dann ist er noch nicht Glaube. Aber wenn er sich auf die h. Schr. gründet, dann doch? Es kommt darauf an, worauf sich für uns wieder das Ansehen der Schrift gründet. Wenn bloß auf wissenschaftl. Beweise, dann nicht; wenn zuletzt auf das testim. spir. scti., dann allerdings.

3. Aber deshalb sieht der Glaube nicht etwa geringschätzig herab auf die Wissenschaft. Im Gegentheil, ihm ist die Wissenschaft Bedürfniß, er ruft sie selbst hervor. „Ich glaube, darum erkenne ich."

a) Auch in dem Elemente des Gedankens will und muß der Glaube sich seinen Ausdruck geben. Er weiß von sich, daß er erkennbar ist. Hier liegt ein wirkliches religiöses Bedürfniß. Christus muß uns auch für unsern Verstand (wie für unser Herz) natürlich werden, seiner Uebernatürlichkeit und Ueberschwänglichkeit unbeschadet. Dieß ist namentlich in unseren Tagen für die Gebildeten Bedürfniß. Sehr vielen, die sich von ihm angezogen fühlen, ist Christus für ihren Verstand nur ein Meteor. Er muß die Sonne werden. Alles Magische muß hinweg. Und o wie fröhlich lebt der Glaube in diesem hellen Tageslichte. Nachdem die kindliche Unbefangenheit desselben für die meisten, und zwar nothwendig und rechtmäßig, gewichen ist, ist dies ihr voller Ersatz. Nur freilich die Aufgabe einer solchen Wissenschaft löst sich nur ganz allmählig. Immer nur annäherungsweise, vollständig nicht früher, als bis der Glaube selbst vollendet ist.

b) Hier nun für uns die Aufgabe: weil Du glaubst, so erkenne auch; ohne zu meinen, daß Dein Erkennen etwas weiteres ist als eine Annäherung an die wissenschaftliche Erkenntniß der Wahrheit, allein nichtsdestoweniger doch nicht etwas nichtiges, werthloses, vielmehr etwas nothwendiges, förderndes. Arbeite an der Erkenntniß Christi gleich sehr mit Demuth und mit Muth. Hier soll die eigentliche Quelle unserer wissenschaftlichen Bestrebungen liegen.

II.

Unser Glaube an Christum ist eine schwere Sache, weil er nur bei einem lebhaften Bewußtsein um den Adel unserer Natur zu Stande kommen kann, und sein Gedeihen nur mittelst sittlicher Anstrengung, und namentlich nur in der Schule des Kreuzes möglich ist.

1. a) Es ist die gemeine Meinung: je kleiner einer von der menschlichen Natur denke, desto leichter sei ihm der Glaube an Christum. Aber grade umgekehrt. Der Glaube an Christum hat zu seiner nothwendigen Voraussetzung die Erkenntniß (lebendige) der Sünde (und zwar der eignen). Was ist's aber, was diese hindert? Die Bewußtlosigkeit um den Adel unserer Natur, bei der die Sünde dann als bloße Schwachheit erscheint. O man wirft unendlich viel weg, indem man die Sünde (in ihrem wahren Begriff) leugnet! Dieses Adelsbewußtsein, es kommt gar schwer in uns auf. Namentlich in den gewöhnlichen Trivialitäten des Lebens stumpft es sich so leicht ab. — b) Glücklich Ihr in Euren jetzigen Verhältnissen, daß Ihr frei seid von der Nöthigung, Euch in diese Dinge zu mischen. Steigt nicht freiwillig hinab in die Nichtigkeit des gewöhnlichen weltlichen Treibens, wenn Euch Euer Glaube an Christum lieb ist.

2. a) Und wie wächst nun unser Glaube an Christum? Dadurch, daß eine immer innigere Gemeinschaft zwischen ihm und uns zu Stande kommt, in welcher unser Glaube immer erfahrungsmäßiger wird. Aber wie kommt diese Gemeinschaft zu Stande. Nur durch die Vermittelung des sittlichen Processes. Grade wie die Gemeinschaft Christi selbst und des Vaters so vermittelt ist. Nur durch sittliche Reinigung und Ausbildung, wohin denn insbesondere auch das Gebet gehört. Nur auf diesem sittlichen Wege lernt man auch Christum immer mehr verstehen. Den Weg bestreitet nicht leicht jemand, aber damit ist er noch nicht wirklich gefaßt. Hier spielt in praxi noch immer viel Magisches mit. Die Einsicht ist nicht schnell gewonnen, daß eben die Heiligung wesentlich es ist, vermöge welcher die wirkliche Einwohnung Christi in uns sich vollzieht (alles Uebernatürlichen ungeachtet). Und dieser sittliche Weg, welche Anstrengung kostet er!

b) Darum alle Kraft, die Gott gibt, zusammengenommen! Die Erschlaffung des sittlichen Ernstes ist der Tod des Glaubens an Christum.

3. a) Darunter gehören nun namentlich Leiden, Kreuz: laut allbekannter Erfahrung. Das brauchen gar nicht die gewöhnlich hervorgehobnen zu sein; sondern gewöhnlich sind es ganz andere viel tiefer nach innen liegende, von denen man oft gar nicht einmal zu andern reden kann. Gott, der väterliche Erzieher, macht eben seinen Kindern ihren Weg allemal unbequem. Nur in dieser Schule gedeiht der Glaube an Christum. Aber sie ist schwer. — b) Darum nur keine Leidens- und Unbequemlichkeitsscheu. Sie ist der Tod des Glaubens.

Unerschütterlich — schwierig. Dies ist kein Widerspruch, sondern nur

eine ernste Aufforderung, einerseits der Festigkeit unsres Glaubens an Christum zu mißtrauen, andererseits keine Mühe um dieses Glaubens willen anzusehen.

Von dem zweiten Theil dieser Reise und dem Aufenthalt in Breslau, von wo nun Geh. Rath Rothe seine Kinder nach Heidelberg zurückbegleitete, können wir einem Briefe seines Sohnes an Heubner, vom 27. September 1840, einiges Nähere entnehmen, sowohl was den Verkehr im Heubner'schen Hause wie auch was den Schwager Hahn betrifft. Indem wir daher nur noch beifügen, daß von Wittenberg aus eine zweite Tochter Heubner's, Auguste, sich angeschlossen hatte und ebenfalls mit nach Heidelberg ging, möge im Uebrigen der allgemein belangreiche Theil des erwähnten Briefes selbst folgen:

Längst wollte ich Euch von hier aus noch einmal unsern innigsten Dank zurufen für die tausendfältige Liebe, mit der Ihr uns während unsers nur zu kurzen Verweilens bei Euch erquickt habt; es ist aber die in dem Hauswesen des Vaters jetzt herrschende Unruhe immer störend dazwischen getreten. Glaubt es uns auf's Wort, daß Eure Liebe uns im innersten Grund der Seele wohl gethan hat, und daß sich unsre Herzen in ihr wahrhaft gesonnt haben. Den erneuerten Eindruck von ihr und von der uns verbindenden unauflöslichen Liebesgemeinschaft im Herrn nehmen wir als ein theures Kapital, das sich nicht verzehren soll und das der Herr selbst uns behüten wird, mit nach Heidelberg zurück. Durch Seine Gnade wird es auch uns unvergänglichen Segen bringen. Er, der Euch Seine Liebe in's Herz gegeben hat, wolle Euch lohnen....

Den Gesundheitszustand des lieben Vaters haben wir in der That beruhigender gefunden, als ich es zu hoffen wagte. Nichtsdestoweniger sind doch die Spuren der Krankheit noch gar nicht wieder vollständig verwischt, und ich besorge auch, daß dies nie geschehen wird. Gott helfe nur die Reise glücklich bestehen! Der Arzt versichert mich übrigens, daß er in Ansehung ihrer gar kein Bedenken habe. Er wünscht nur, sie möge sich nicht in den November hinein ausdehnen. Morgen über 8 Tage, der 5. Oktober, ist zum Tag der Abreise angesetzt; und schon nächsten Dienstag gegen Abend werden wir alle des Vaters Wohnung verlassen und in den Gasthof ziehen.

Die lieben Hahns kamen uns in corpore entgegengefahren, und schon $1^1/_2$ Meilen vor der Stadt begegneten wir uns mit ihnen. Wir haben sie alle sehr wohl gefunden..... Wie freuen wir uns, wieder einmal mit diesen lieben Seelen zusammen sein zu können! Hahn's Reise nach Paris ist keineswegs aufgegeben; nur steht über die Zeit derselben noch nichts, auch nur muthmaßlich fest. Ihr Zweck hängt allerdings mit seinen kritischen Arbeiten über das N. T. zu-

sammen; wiewohl seine Absicht nicht auf eine eigentliche neue Textrecension geht, sondern nur auf eine kritisch revidirte Handausgabe des N. T. Ueber seine hiesigen Verhältnisse, besonders im Consistorium, klagt Hahn noch immer; aber wie auch immer im Consistorium die Dinge stehen mögen, in der Stadt selbst genießt er der allgemeinsten Verehrung und Liebe. . . .

Deinen Collegen am Seminar und an der Kirche sage von uns noch die herzlichsten Grüße und Danksagungen für alle uns bewiesene Liebe, sowie auch den Hülfspredigern, den Seminaristen und allen, die uns dort freundlich gesinnt sind.

Auf dem Rückwege von Breslau nach Heidelberg hat Rothe dann noch von Coburg aus, am 19. October 1840, an Heubner geschrieben. Ueber die Reise selbst theilt er hier das Folgende mit:

Unsre Abreise von Breslau verzögerte sich, in Folge eines kleinen, aber dem Herrn sei es gedankt nur ganz vorübergehenden Unwohlseins des Vaters, um einige Tage, so daß wir uns erst am 7ten in Bewegung setzten. Wir kamen an diesem Tage bis Liegnitz, wo wir verabredeter Maaßen mit Müllers aus Golgowitz und dem jüngern Bruder aus Würchland zusammentrafen und den folgenden Tag zusammenblieben. Am 9ten fuhren wir weiter bis Waldau, am 10ten bis Görlitz (wo wir schon zu Mittag ankamen), am 11ten bis Bautzen und am 12ten bis Dresden.

Nach einigen Mittheilungen über den Aufenthalt in Dresden fährt Rothe fort:

Wir sind den 14. von Dresden abgereist über Nossen bis Waldheim, am 15. über Rochlitz bis Altenburg, am 16. über Gera bis Neustadt an d. Orla, am 17. über Pöseneck und Saalfeld bis Wallendorf, und gestern über Sonnenberg und Neustadt an d. Haide hierher. Morgen reisen wir, so Gott will, weiter bis Bamberg, wo wir einen Tag bleiben werden, und von da über Würzburg nach Heidelberg. Am 26. hoffen wir dort anzukommen. Wir werden Gott herzlich danken, wenn wir am Ziel der Reise sein werden, wiewohl diese des schlechten Wetters ungeachtet durch Gottes Hülfe bisher sehr glücklich von statten gegangen ist. Der Vater ist über unser Hoffen wohl auf der Reise, und sie scheint wesentlich zu seiner Reconvalescenz mitzuwirken. Der Husten, der ihn in Breslau sehr plagte, ist unterwegs völlig von ihm gewichen. Für alles dieses loben wir den Herrn innig. Er wird auch weiter helfen. Von Heidelberg aus erhaltet Ihr bald Kunde.

Der weitere Verlauf des Briefes bringt ein herzliches Trostwort zu dem Verlust, der die Heubner'sche und Mänß'sche Familie durch den Tod eines Kindes der letztern getroffen:

Es bedarf gewiß nicht erst der Versicherung unsers innigen Mitgefühls mit dem Schmerze, der Euch und die lieben Mänßes getroffen hat. Gewiß war es auch hier der Herr, der wie gegeben so auch wieder genommen hat, und nicht irgend eine Vernachlässigung menschlicher Sorge und Vorsicht trägt die Schuld davon. Deine theure Charlotte wird zuverlässig auch immer mehr auf diese Ueberzeugung zurückkommen. Es ist ja die alte und gnädige Art des Herrn, die, welche Er lieb hat, zu prüfen, und in diesem Falle wird Seine Prüfung für alle die, welche sie zunächst trifft, unfehlbar zu reichem Segen ausschlagen. Er versüßet Euch ja doch auch selbst diesen bittren Schmerz wieder einigermaßen dadurch, daß Er Euch die lieben Kinder wieder in Eure unmittelbare Nähe zurückbringt. Auch um Marien wieder aufzurichten wird dieß sehr wirksam sein. Auf das herzlichste freuen wir uns darüber, daß Euch und Mänßes diese große Freude zu Theil wird. Daß es Mänß schwer ankommt seine Wahrenberger Gemeinde wieder zu verlassen verstehe ich sehr wohl; aber daß die Rackither Gemeinde an ihm einen Segen erhält, bin ich überzeugt. Da Du in dieser Angelegenheit Dich völlig passiv verhalten hast, so darfst Du mit ruhigem Gewissen vertrauen, daß es die gute Hand des Herrn gewesen ist, die alles so gelenkt hat.

Von dem vorher berührten Todesfall geht endlich Rothe noch speziell auf die den Tod überwindende christliche Liebesgemeinschaft über:

Das allerdings wird auch mir immer klarer und gewisser, daß hier alle Gemeinschaft nur der dürftige Anfang zu dem eigentlichen Verkehre der Seelen ist, der erst dort, aber für eine ganze Ewigkeit, eintreten wird, wenn alle Hüllen gefallen sind, die sich so lange immer noch vorschieben zwischen die Offenbarungen der Seele, als wir unsern Schatz in irdischen Gefäßen tragen. Auch in diesem Stücke kommen wir jetzt noch nicht über das Glauben hinaus; aber auch in diesem Glauben können wir auch in dieser Beziehung bereits selig sein.

Nach dem Eintreffen in Heidelberg selbst schließt sich den beiden vorerwähnten Briefen an Heubner aus Breslau und Coburg noch ein dritter vom 13. November 1840 an, in dem Rothe zuerst über die neue Hauseinrichtung der vergrößerten Familie berichtet:

Diese ersten Wochen nach unserer Rückkehr waren so unruhevoll, und theilweise auch arbeitsvoll, daß ich an Correspondenz gar nicht habe denken können; und meiner Luise ist es auch nicht anders ergangen, die die neue Einrichtung unsers häuslichen Trains so ziemlich in ununterbrochener Bewegung gehalten hat. Auguste hat ihr dabei treulich beigestanden, wie wir uns denn überhaupt täglich mit herzlichem Dank uns dessen erfreuen, daß Ihr sie uns anvertraut habt.

Auf die, während des Zusammenseins in Wittenberg mündlich besprochenen theologischen Controversen jener Tage bezieht sich in diesem Briefe nur die folgende kurze Andeutung:

Die Straußische „Glaubenslehre" scheint mir weit weniger verführerisch als ich besorgt hatte. Hast Du das giftig ingrimmige Buch von Bruno Bauer „Kritik der evang. Geschichte des Johannes" gelesen?

Dagegen schließt sich noch ein nachträglicher Bericht über das Ende der Reise und über die in Heidelberg vorgefundenen Veränderungen an:

Die Reise hierher haben wir unter Gottes Schutz ohne allen Unfall glücklich zurückgelegt und noch schneller als es Anfangs den Anschein hatte. Am 26. v. M. sind wir alle wohlbehalten hier angekommen. Auf die Gesundheit meines l. Vaters hat die Reise, des ununterbrochenen bösen Wetters ungeachtet, Gott sei dafür gelobt, gradezu einen wohlthätigen Einfluß gehabt. Schon um sehr vieles gestärkter kam er hier an im Vergleich mit seinem Zustande bei der Abreise von Breslau. Und der hiesige Aufenthalt scheint ihm sehr wohl zu bekommen, so wie er sich auch schon recht auf seine Weise hier eingerichtet hat. Die sehr schönen Tage, die wir in der ersten Zeit nach unsrer Rückkehr hier hatten, kamen ihm dabei sehr zu statten. Sehr tief hat es mich betrübt, bei unsrer Ankunft unsern theuren, ehrwürdigen Abegg höchst bedenklich erkrankt zu finden. Leider hat sich sein Zustand auch bisher so wenig gebessert, daß wir uns wohl wenig Hoffnung darauf machen dürfen, daß er uns noch lange werde erhalten werden. Er selbst sieht auch seiner Auflösung als einer ganz nahen entgegen, und das mit der freudigsten Erhebung.

Der hier bereits vorhergesehene tödtliche Ausgang der Krankheit Abegg's trat denn auch bald ein. Rothe selbst hielt (am 19. December 1840) seinem alten lieben Lehrer die Grabrede. Wir durften ihr bereits früher*) die schöne Charakterzeichnung Abegg's entnehmen, und fügen daher hier nur aus dem Eingang und dem Schlußtheil der Rede Einiges über Rothe's späteres Verhältniß zu Abegg sowie über den Eindruck seines Todes auf ihn hinzu. Den ersteren Punkt berührt Rothe insoweit, als er des ihm Seitens der Universität ertheilten Auftrages gedenkt (bei Hübbe S. 208):

Ich folge ihm mit dem Gefühl des dankbaren, ewig dankbaren Schülers und dem Schmerz der Freundschaft, deren der Selige in seinen spätesten Lebensjahren den jüngeren Amtsgenossen würdigte.

*) Vgl. I, S. 34—36. Auch diese Rede ist sowohl separat wie in Hübbe's Nachlese erschienen.

Der Eindruck von Abegg's Hinwegrückung aus seinem Kreise aber wird bei dem Rückblick auf sein Leben gradezu zur „Stimmung schöner Erhebung" (S. 212—213):

Der Rückblick auf ein solches Leben macht einen reinen, befriedigenden, versöhnenden, innerlichst wohlthuenden Eindruck. Hier kann niemand mehr fragen, wie es so oft geschieht unter dem Dunkel und den Verwirrungen so manchen Menschenlebens, wozu wir doch leben. Hier leuchtet uns die reine Verklärung des menschlichen Daseins ins Auge.... Hier können wir nicht mit peinlicher Furcht und Bangigkeit trauern. Hier darf man — ja gewiß man darf es — die Weinenden trösten. O gewiß, es ist eine unaussprechlich selige Sache um den Tod eines Menschen, von dem man mit unbedingter Zuversicht weiß, daß er zu seines Herrn Freude eingegangen ist! Eine unaussprechlich selige und doch nur sehr seltene Sache! Hier können wir uns nicht wirklich getrennt fühlen von dem Heimgegangen. Wer einen solchen Mann verstanden hat, dem kann er nicht entrissen werden. Wer einen solchen Mann geliebt hat, der kann von seiner Liebe niemals geschieden werden. Nein gerade erst jetzt wird er es recht inne, welch eine köstliche Liebe es ist, mit der man solche Seelen liebt, und daß unzerreißbare Bande, Bande für die Ewigkeit geknüpft sind.

Wir fügen zu dem, was Rothe hier selbst über seine bleibende Beziehung zu Abegg bemerkt, noch ergänzend hinzu, daß dessen Wittwe grade wie die geistvolle Tochter Daub's, welche die der Hübbe'schen Sammlung zu Grunde liegenden Nachschriften Rothe'scher Predigten gesammelt, zu jenem Kreise verständnißreicher Verehrerinnen Rothe's in Heidelberg zählte, auf dem sein schönes Verhältniß zur dortigen Gemeinde gewiß mit beruhte.

Nicht lange nach dem Druck seiner Grabrede auf Abegg ließ Rothe ferner seine lateinische Schrift de disciplinae arcani quae dicitur in ecclesia christiana origine erscheinen. Wie sehr er schon früher diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zugewandt, beweist (abgesehen von dem Hauptwerk über die Anfänge der Kirche) Rothe's wittenberger Colleg über die Geschichte der Katechetik*). Da seine Anschauung über den Gegenstand aber auch in Herzog's Real-Encyklopädie (I, S. 468—477) von ihm niedergelegt ist, begnügen wir uns hier mit dem Hinweis auf letztere.

Briefe Rothe's sind uns, abgesehen von dem einen an Heubner vom 13. November 1840, der bereits Abegg's bevorstehenden Tod ankündigte, aus dem Winter 1840—41 und ebenso aus dem ganzen

*) Vgl. oben II, S. 71.

Sommersemester 1841 keine erhalten. Dagegen haben wir wenigstens aus dem Frühjahr 1841 einen indirecten kurzen Bericht über sein damaliges Ergehen, in einem tagebuchartigen Briefe Bunsen's an seine Frau vom 26. April 1841 *), worin es über einen mit Bunsen's damaliger Reise nach Berlin verbundenen Besuch Rothe's heißt:

Um 6 Uhr (von der Großherzogin Stephanie) entlassen, flog ich dem lieben Rothe entgegen, und fand ihn — mit seiner Frau. Wir sprachen bis $7^1/_4$; dann fuhr ich zur Abendgesellschaft der Großherzogin ... Um $10^3/_4$ war ich wieder bei Rothe; wir sprachen bis nach Mitternacht und sahen uns des Morgens noch um 5 Uhr. Er ist sehr glücklich in Heidelberg und schreibt etwas, wodurch er sich mit uns zu verständigen glaubt. Die Liturgieen bleiben vorerst zur Seite gestellt.

Erst nach dem Abschluß des Sommersemesters 1841 hat Rothe die längere Zeit unterbrochene Correspondenz wieder aufgenommen. Am 2. September 1841 schreibt er an Heubner:

Endlich nach langem Schweigen erhältst Du wieder einmal einige Worte von mir. Deshalb bist Du mir aber gewiß nicht weniger im Herzen nahe gewesen. Dieser Sommer war eben ein sehr arbeitsvoller und unruhiger, und mit dankerfülltem Herzen habe ich gestern meine Thätigkeit für dieses Semester beschlossen, nachdem ich mit des Herrn Hülfe doch glücklich alle meine Pensa zu Ende gebracht. Morgen wollen wir nun mit derselben Hülfe des Herrn uns für einige Wochen nach Lichtenthal (bei Baden) aufmachen, um in ländlicher Stille, köstlicher Luft und einer lachenden Natur uns zu erfrischen. Vielleicht daß wir von dort aus noch einige weitere Ausflüge machen. Anfang October wünsche ich wieder hier zu sein, um die letztere Hälfte der Ferien noch zur Arbeit benutzen zu können. Ich freue mich auch um Augustens willen, daß wir in die prächtigen Thäler des Schwarzwaldes ziehen.

Ueber das Befinden seines ehrwürdigen Vaters kann Rothe recht Erfreuliches, über das seiner Frau wie gewöhnlich nur Betrübendes melden:

Mein Vater, ich kann dem Herrn nicht genug dafür danken, hat sich hier wieder recht erfrischt, nach Leib und Seele. Er will jetzt gar nicht mehr in der Ebene bleiben, sondern macht sich am liebsten auf die Berge. Solchen Hoffnungen wagte ich vor einem Jahre mich gar nicht hinzugeben. Meine Frau hat leider einen Theil des Sommers wieder sehr nervös afficirt zugebracht. Das plötzliche Verschwinden des Joseph, des Bedienten meines Vaters, das uns besorgen ließ,

*) Vgl. Bunsen's Leben II, S. 159—161, speziell S. 160.

er habe sich ein Leid angethan, gab den ersten Anstoß dazu. Glücklicherweise wurde der arme Mensch noch bewahrt, und wir sind jetzt sehr beruhigt, ihn wieder in seiner Heimath zu wissen. Möge der neu gemiethete Bediente, der zu Michaelis antritt, gut einschlagen.

Derselbe Brief befürchtet den Weggang Ullmann's nach Bonn:

Uns steht hier höchst wahrscheinlich ein auch für mich persönlich sehr betrübender Verlust bevor durch den an Ullmann ergangenen Ruf nach Bonn. Einen bestimmten Entschluß hat er zwar noch nicht gefaßt, doch spricht so vieles für die Annahme, daß sie wohl nicht ausbleiben wird. Wir seine Freunde können ihm eben selbst nicht davon abreden, ein so überaus enges und dürftiges Arbeitsfeld mit einem weit ausgebreiteren und fruchtbareren zu vertauschen. Es wird schwer halten, die Lücke auch nur einigermaßen wieder auszufüllen.

Doch sei hier gleich bemerkt, daß der folgende Brief an Heubner vom 13. Februar 1842 hinzufügt:

Ich bin sehr erfreut darüber, daß wir Ullmann behalten. Seine „Reformatoren vor der Reformation", von denen kürzlich der erste Band erschienen ist, werden auch bei Dir Interesse finden.

Ueber die derzeitige Generation der Seminaristen schreibt Rothe ferner in dem Briefe vom 2. September 1841:

Im Seminar habe ich diesen Sommer manche Freude gehabt, aber auch manche saure Arbeit mit zwei jungen Männern, die in Tübingen studirt haben und dort sehr stark von der Strauß-Hegelschen Luft inficirt worden sind, übrigens vor andern tüchtig mit Gaben und Kenntnissen ausgestatteten und liebenswürdigen Leuten, die sich selbst in jener Atmosphäre nicht wohl fühlen, aber den Weg aus ihr heraus nur sehr schwer finden können. Es wird mit des Herrn Hülfe mit ihnen schon noch auf einen grünen Zweig kommen, aber nur mit vieler Geduld.

Von allgemeinem kirchengeschichtlichem Belang ist ferner eine Mittheilung über den bekannten Missionar Zaremba, dessen Selbstbiographie zu den eigenthümlichsten Erscheinungen der modernen Traktatliteratur gehört*):

Recht betrübt hat mich neulich eine Uebereilung (denn dafür kann

*) Wie Zaremba, ein junger Russe von gräflicher Abkunft, seine Heimath verließ, um „ein christliches Land" aufzusuchen, ist dort ebenso drastisch geschildert wie die absprechenden Urtheile über Andersdenkende grade bei einem ursprünglich milde angelegten Charakter doppelt unlieb auffallen, freilich auch für Rothe's Schlußurtheil eine Reihe weiterer Belege geben.

ich es nur halten) unsers lieben Zaremba. Er hatte von unsrer Kirchenbehörde die Erlaubniß erhalten, zur Förderung der Missionssache in den evangelischen Kirchen des Landes zu predigen. Davon aber hat er einen so wenig besonnenen Gebrauch gemacht, daß jetzt von Seiten der Behörde an alle Pfarrer das Verbot ergangen ist, ihn auf ihren Kanzeln auftreten zu lassen. Namentlich hat er in einer Gemeinde des Oberlandes, — — (nicht weit von Lahr) in öffentlicher Predigt zum großen Aergerniß der Gemeinde ihren vorherigen vor etwa 3 Jahren verstorbenen langjährigen und von ihr sehr geliebten Pfarrer umständlich als einen Irrlehrer und Seelenverderber geschildert, — einen Mann, den er nie gekannt hat, und der allerdings ein Rationalist war, aber ein sehr amtseifriger und liebevoll um seine Pfarrgenossen bemühter Seelsorger. Was kann doch ein solches vor der Zeit richten dem Reiche Gottes frommen? Wohl aber macht es sehr viele suchende Seelen, die auf halbem Wege stehen, irre.

Aus dem Wintersemester 1841—42 liegen uns zwei Briefe vom gleichen Tage an Heubner und Mänß vor, die auch beide durch denselben Anlaß hervorgerufen worden sind. Am 13. Februar 1842 schreibt Rothe zunächst an Heubner:

Vor allem andern habe ich Dir heute unsere freudigen Segenswünsche zu zwei für Dein Vaterherz so wohlthuenden Ereignissen auszusprechen. Der Herr hat Dir beinahe gleichzeitig einen Enkelsohn und einen Dir schon von früherher theuren Schwiegersohn geschenkt. Sage der lieben Dorothea, wie herzlich wir an dieser für ihr Leben so entscheidenden Führung Theil nehmen und wie zuversichtlich wir sie als eine gnädige betrachten. Auch mir ist Stürmer unverändert ein lieber, werther Freund geblieben, und ich denke, der künftige Vetter wird auch ihm kein fremder sein, sondern ein trauter alter Bekannter und Genosse. Auch für Dich und Deine theure Charlotte ist es eine gnädige Fügung Gottes, daß Ihr Eure beiden ältesten Töchter so in Eurer nächsten Nähe behalten dürft. Noch immer habe ich Dir nicht für das mir, wie Du weißt, so erwünschte Geschenk des Loosungsbüchlein gedankt; Du wirst meinen Dank, auch nachdem er so alt geworden, noch annehmen.

Aus dem übrigen Inhalt dieses Briefes hebt sich vor Allem eine für die Geschichte der Anfänge des Gustav-Adolphvereins nicht unwichtige Mittheilung hervor:

Den Hofprediger Zimmermann in Darmstadt angehend kann ich Dir nur sehr aus der vierten, fünften Hand berichten. Seinen persönlichen Charakter habe ich immer günstig schildern hören, als den eines wohlwollenden und anspruchslosen Mannes, voll Eifer für alles, womit er dem Gedeihen der evangel. Kirche dienen zu können glaubt.

Sein theologischer Charakter ist wohl sehr weit und vag, im Grunde doch wohl rationalistisch, aber ohne die scharfen Ecken einer consequenten Denkungsart. Er scheint so viel als möglich nach allen Seiten hin Einigungspunkte zu suchen, aber wohl nur mehr auf der Oberfläche. Das jetzt von ihm begonnene Unternehmen ist mir noch, ungeachtet seiner Bevorwortung und der vorgeschlagenen Statuten des Vereins, so vielfach unklar, daß ich kein rechtes Urtheil darüber habe. Bei der maßlosen Ausdehnung, welche die Wirksamkeit des Vereins erhalten soll, scheint sie mir unausführbar zu werden. Im Allgemeinen kann ich die Tendenz nicht gutheißen, mit seiner Thätigkeit sich möglichst in's Weite auszudehnen und möglichst das Ganze zu umfassen; ich meine, die Wirksamkeit an den einzelnen Punkten, auf welche man speciell gewiesen ist, muß darunter leiden. Ich befürchte, es geschieht auf diese Weise zwar sehr viel, aber nichts recht. . . .

Wir verbinden damit alsbald eine weitere Mittheilung eines spätern Briefes an Heubner vom 27. Mai 1842:

Die Zimmermann'sche Sache, dachte ich, würde diesmal glücklich an Dir vorüberziehen; denn hier hieß es, die Zusammenkunft solle diesmal nicht in Wittenberg, sondern in Frankfurt a. M. stattfinden und erst im Spätjahr. Möglich, daß der Hamburger Brand auch in ihrem Gang eine Verzögerung bewirkt. Neulich haben wir übrigens hier von der Gustav-Adolph-Stiftung in Leipzig und Dresden Aufforderungen zur Mitwirkung erhalten, die schon einen dem von Zimmermann in Anregung gebrachten ganz ähnlichen Zweck verfolgt.

Dem schon erwähnten Briefe Rothe's an Pfarrer Mänß, jetzt in Rackith, vom 13. Februar 1842, entnehmen wir, mit Uebergehung der herzlichen Glückwünsche zu der Geburt ihres zweiten Sohnes und einiger andern Familienangelegenheiten, die folgenden Ausführungen:

Nicht wenig haben uns die beiden Verlobungsnachrichten überrascht und gefreut, welche gleichzeitig mit Deinem Briefe einliefen. Siehe da, wir hätten uns wohl alle Beide nicht träumen lassen, mit unserm lieben Stürmer verschwägert zu werden! Er ist mir immer von Herzen theuer gewesen, und ich bin überzeugt, daß unsre Dorothea in seinen Händen wohl aufgehoben ist. Ihr werdet Euch überdieß freuen, sie so in Eurer Nähe zu behalten. Wann steht denn die Hochzeit bevor? Mit herzlichem und freudigem Antheil habe ich in der Zeitung die Nachricht von der theologischen Promotion Deines verehrungswürdigen Vaters gelesen. Ihm und Deiner verehrten Mutter bitte ich uns beide angelegentlich zu freundlichem Andenken zu empfehlen. Beide werden doch wohl zur Taufe zu Euch kommen?

Von einer gleichzeitigen andern Correspondenz Rothe's erhalten wir durch diesen Brief ebenfalls Kunde:

Ich komme eben von der Correspondenz mit unserm Freunde Reinhardt in Diesdorf, der jetzt lebhaft mit dem Gedanken umgeht, sich an die neuerrichtete evang. Gemeinde zu Jerusalem anzuschließen, besonders um von dort aus unter Israel als Missionar zu wirken. Er will deshalb an Bunsen schreiben. Ich habe ihn dringend gebeten, alles noch einmal reiflich zu erwägen. Der arme Mann ist tief erschüttert durch die plötzliche Wiederauflösung seines Brautstands im vorigen Sommer, ganz kurz vor dem bereits angesetzten Hochzeitstage. Es fällt dabei auf ihn durchaus kein Schatten, und es ist gewiß eine sehr gnädige Bewahrung des Herrn gewesen; aber es blutet ihm natürlich das Herz noch immer.

Auch in diesem Briefe an Mänß ist von dem Verbleiben Ullmann's in Heidelberg die Rede:

Daß Ullmann uns erhalten bleibt, wirst Du wohl schon wissen. Ich bin überzeugt, daß sein Entschluß zu bleiben auch von seinem Standpunkte aus das durchaus Richtige war.

Und fügen wir bei diesem Anlaß gleich zur Vervollständigung hinzu, was Rothe später (am 15. Juli 1847) demselben über die Berufung Hundeshagen's nach Heidelberg berichtet:

Du wirst Dich auch freuen, daß wir Hundeshagen hierher bekommen. Es ist sonderbar genug dabei zugegangen, und niemand weiß eigentlich recht, wie es damit sich geschickt hat... Durch seine Mitwirkung wird es mir, denke ich, möglich werden, mich mit meinen Vorlesungen auf einen etwas weiteren Kreis auszudehnen, wonach mich nachgrade sehr verlangt.

Aus dem Frühjahr 1842 sind ferner noch zwei weitere Briefe Rothe's an Hahn und Heubner zu berücksichtigen. Dem ersteren schreibt er am 12. Mai 1842:

Es ist diesmal eine schmerzliche Veranlassung, die mich Dich und die l. Deinigen wenigstens mit zwei Worten direct begrüßen läßt. Wir haben nämlich mit inniger Betrübniß kürzlich über Wittenberg vernommen, daß der Herr, was Du schon längere Zeit als nahe bevorstehend hattest befürchten müssen, Deine liebe Mutter zu sich abgerufen hat; und ich muß Dir doch wenigstens schreiben, welchen herzlichen Antheil ich und meine Luise an Eurem Schmerze nehmen. Es ist mir jetzt doppelt werth, die liebe, ehrwürdige Mutter noch persönlich gekannt zu haben und gesehen zu haben, wie glücklich sie in Leipzig unter Kindern und Enkelkindern war. Ihr freundliches Bild wird mir immer heilig bleiben. Sie hat es noch eine lange Reihe

von Jahren erlebt, die Frucht ihrer treuen mütterlichen Sorgen und Gebete für ihre Kinder reichlich aufgegangen und gereift zu sehen, und dieß war es, was diesem irdischen Dasein für sie einen Reiz gab. Nachdem sie dieß gesehen, wird sie freudig und zuversichtlich von hinnen geschieden sein, um uns allen für eine kleine Weile vorauszugehn. Wie klein diese Weile ist, auch bei der längsten Dauer, das fühle ich immer lebhafter und freudiger.

Sehr gespannt bin ich auf Deine theologischen Annalen. Vor allem wünsche ich, daß sie von Dir selbst recht viel bringen mögen. Aus Wittenberg schreibt Dorothea von einer Versetzung unsers lieben Semisch nach Berlin. Was ist denn an der Sache? Ich würde mich sehr darüber freuen, indem ich voraussetze, daß eine solche Transplantation den Wünschen beider Trebnitzer Eheleute entsprechen würde. Freund Umbreit ist in diesen Tagen von dem Herzog von Sachsen-Coburg mit dem Ernestinische Hausorden auf sehr freundliche Weise decorirt worden. Ich möchte Dein Urtheil über seine Bearbeitung des Jesaja kennen. Ich glaube, man muß den Mann kennen, um in diesem Buch zu finden, was eigentlich darin liegt.

Ueber Hahn's „Theologische Annalen", außerdem aber zugleich über die gesammte ephemere Zeitschriftenliteratur hat Rothe sich auch Heubner gegenüber ausgesprochen, in dem schon vorerwähnten Briefe vom 27. Mai 1842:

Unsers lieben Hahn neue theol. Zeitschrift ist auch für mich überraschend gewesen. Das Bedürfniß nicht nur eines neuen Journals dieser Art, sondern überhaupt dieser ganzen Art von Literatur wird mir immer problematischer, und ich setze mich auch in Beziehung auf die Lectüre dieser Dinge je länger desto mehr auf die schmalste Diät herab. Noch weniger finde ich in mir den Beruf zur Mitarbeit, wie denn auch die hiesigen Theol. Studien und Kritiken von mir noch keinen Beitrag erhalten haben. Grade in unsern Tagen scheint es mir mehr als je für einen theolog. Schriftsteller eine Gewissenssache zu sein, wissenschaftliche Arbeiten in sich reifen zu lassen, und dieß geht grade jetzt wieder langsamer von statten als je; Arbeiten aber, die eines solchen Reifwerdens ihrer Natur nach nicht bedürfen, scheinen mir entbehrlich zu sein und nur unnöthig Zeit und Kraft zu absorbiren bei dem Schreiber und den Lesern.

Gleichzeitig thut derselbe Brief auch einer neuen Auflage der von Heubner neu herausgegebenen Büchner'schen Concordanz nähere Erwähnung:

Grade unter den von Dir bemerkten Umständen ist es eine erfreuliche Fügung, daß eine 7. Auflage des Büchner Bedürfniß geworden ist. Da der Satz der 6. wirklich stereotypirt worden, so wird

die Arbeit für Dich diesmal weniger anstrengend sein, und Du wirst wenigens der Arbeit des Nachschlagens aller einzelnen citirten Stellen überhoben sein. Wo ist freilich über allen diesen neuen Beschäftigungen und Plänen für die Zukunft unsere schöne Aussicht, Euch Lieben im Laufe dieses Sommers bei uns zu sehen, geblieben? und welches künftigen Zeitpunktes dürfen wir uns in dieser Beziehung jetzt getrösten?

Den Briefen aus dem Frühjahr 1842 gesellt sich sodann noch ein Schreiben Rothe's an Heubner, vom 15. August 1842, hinzu, dem wir zuvörderst die allgemeinen häuslichen Nachrichten entnehmen:

Mit großem Schmerz haben wir uns von Eurer Auguste getrennt. Sie wird uns sehr fehlen, und wir sagen Euch den innigsten Dank für die Liebe, mit der Ihr uns beinahe zwei Jahre lang Ihren Besitz abgetreten habt. Wir sehen es wohl ein, daß jetzt, wo Dorothea Euch verläßt, Augustens Rückkunft dringend geboten war, und dann ließ sich freilich keine günstigere Weise ihrer Rückgeleitung denken als die jetzige. Auch insofern ist uns die Trennung von ihr doppelt schmerzlich, als uns nun die Aussicht auf die so lange gehoffte Freude eines Besuchs von Euch Lieben wieder in noch weitere und unsichrere Ferne gerückt ist, und überhaupt die auf ein Wiedersehen, da auch für uns eine Reise nach Wittenberg schwer ausführbar sein möchte. Wie gerne wären wir Hochzeitsgäste bei der Hochzeit der lieben Dorothea, wie gerne würde ich das Fest des nächsten 29. Sept. persönlich in Wittenberg mit begehen. Aber dieß sind Unmöglichkeiten und würden es auch dann sein, wenn ich von der kleinen Brunnenkur in Ems abstrahirte, zu der mir so sehr, und auch ärztlicherseits zugeredet wird, ungeachtet ich in den letzten 5—6 Wochen so gut wie gar nicht mehr an Heiserkeit gelitten habe. Indessen da wir doch im Lauf dieser Ferien nach Bonn reisen müssen, um uns unser Pflegesöhnchen abzuholen, und der Vater einen Ferienausflug von einigen Wochen wünscht, so liegt es freilich sehr nahe, Ems zum Aufenthaltsort zu wählen, zumal wenn die Witterung warm bleibt.

Von seiner Frau kann auch dieser Brief Rothe's wenig Tröstliches berichten:

Meine gute Luise ist noch eine halbe Patientin und hat erst heute wieder den größten Theil des Tages außer dem Bett zubringen dürfen. Schon seit etwa 3 Wochen fühlte sie sich unwohl, zum Theil unter sehr empfindlichen rheumatischen Schmerzen im Nacken, in der rechten Schulter und theilweise auch im Kopfe, bis zuletzt ein recht heftiges rheumatisches Fieber daraus wurde. Jetzt hoffen wir zuversichtlich, daß das Uebel gehoben sein wird, sie ist aber ungemein mitgenommen. In einigen Tagen wird sie wenigstens wieder etwas spazieren fahren dürfen.

Außerdem berichtet derselbe Brief noch von einem Besuche Tholuck's in Heidelberg und einigen zeitschriftlichen Erscheinungen:

Am 9. und 10. hatten wir die Freude, unsern Tholuck auf seiner Reise nach der Schweiz hier zu sehen. Wir haben uns auch über seine körperliche Rüstigkeit sehr gefreut. Leider mußte er seine kurze Zeit unter so viele vertheilen, daß der Stunden zu einem ruhigen Zusammensein nur sehr wenige herauskamen. Von unsers l. Br. Hahn theol.-kirchl. Annalen habe ich jetzt das erste Stück erhalten, aus dem ich mir aber von dem eigenthümlichen Zweck dieser Zeitschrift noch keine recht bestimmte Vorstellung bilden kann. Der Gerlach'sche Aufsatz in der Ev. K.-Z., auf den Du mich aufmerksam machst, war mir ganz entgangen. Er hat mich von diesem Verf. sehr überrascht, auf sehr schmerzliche Weise. Es gibt noch ein anderes Gericht, nicht bloß vor dem Richter aller Richter, sondern auch bei den Menschen. Schmieder hätte wahrlich sehr unrecht gethan, wenn er sich durch ein solches Urtheilen die Freudigkeit zur Arbeit an dem Platze hätte nehmen lassen, auf den ihn der Herr gestellt.

Die Heubner gemeldete Reise nach Ems wurde denn auch bald nachher angetreten. Dort aber erkrankte nun Rothe lebensgefährlich, und erst nach längerer Behandlung stellte sich die Ursache der Krankheit, in zurückgetretenen Masern, deutlich heraus. In Schenkels Mittheilungen*) ist bereits näher erzählt, wie Rothe schließlich noch krank und unter großen Schwierigkeiten nach Heidelberg zurückgebracht wurde. Statt daher diese bereits bekannten Data zu wiederholen, lassen wir den Reconvalescenten einfach selber berichten, wie er es den Schwägern Hahn und Heubner gegenüber thut. Dem ersteren schreibt er am 29. December 1842:

Es gehört zu den ersten schriftlichen Versuchen, die ich wieder unternehme, daß ich Dir und Euch Lieben allen mit zwei Worten wenigstens meinen innigen Dank ausspreche für die treue und mir so wohlthuende geschwisterliche Theilnahme, die Ihr mir während meines Krankenlagers erwiesen habt! Derselbe gnädige und reiche Herr, der mich von demselben wieder aufgerichtet hat, wolle Euer Vergelter sein! Vorerst hat Er freilich auch Euch auf ähnliche Weise und in noch viel größerem Maße heimgesucht. Daß wir dabei dießmal mit verdoppelter Lebendigkeit mit Euch mitgefühlt und mit und für Euch mitgebetet haben und fortwährend mitbeten, bedarf unter diesen Umständen keiner Versicherung. Möge nur recht bald in Eurem theuren Kreise völlige Gesundheit wieder herrschen, und mögen wir recht bald, wenn auch in der kürzesten Form, davon eine beruhigende Kunde er-

*) Siehe oben S. 96.

halten! Um letzteres bitten wir Euch inständig; denn unsre Gedanken sind stündlich, wenn auch mit vertrauensvoller Hoffnung, doch nicht ohne Sorge und Wehmuth bei Euch in Eurem Krankenzimmer.

Wider mein eignes Erwarten und, ich darf es wohl mit Wahrheit hinzusetzen, Wünschen, hat der Herr mich von den Pforten des Todes noch einmal in das Land der Lebendigen (wie wir es wohl nicht recht bezeichnend nennen) zurückgeführt. Die Vertraulichkeit mit dem Tode hat mir doch zugleich die Freudigkeit zum Leben, und zwar zum rechten, auch hier schon im Thale der Schatten, — neu gestärkt. Zugleich habe ich auf eine für mich erquickende und erhebende Weise die Erfahrung gemacht, wie viel unverdiente Liebe mir Gott in meinem kleinen Kreise zugewendet hat. Er hat mich, wie ich immer mehr erkenne, wirklich den Gebeten Vieler wiedergeschenkt, auch solcher, von denen ich mich kaum gekannt glaubte. Möge Er mir nun auch Treue schenken, solche Liebe auf die ihm wohlgefällige Weise zu vergelten. Noch darf ich leider nicht an die Wiederaufnahme meiner Thätigkeit denken, was mir eigentlich erst die wirkliche Geduldsprobe ist. Wiewohl, seit ich wieder hier bin, meine Kräfte sichtlich zugenommen haben, so bin ich doch noch sehr schwach, besonders auf die Füße, und es erneuern sich immer noch wieder von Zeit zu Zeit kleine Rückfälle der Diarrhoe. Ebenso bin ich noch äußerst empfindlich für jede Einwirkung der Luft und darf wahrscheinlich noch ziemlich lange Zeit das erwärmte Zimmer nicht verlassen. Wie ich denn auch noch immer auf die allerschmalste Diät herabgesetzt bin, und z. B. aller Wein mir noch untersagt ist.

Demselben Brief entnehmen wir zugleich sofort einige andere Ausführungen:

Ich habe Dir und Euch Allen noch gar nicht selbst meine deshalb gewiß nicht weniger innigen Glück- und Segenswünsche aussprechen können: einmal zu der Vocirung unseres C. Kolde nach Friedland und der dadurch herbeigeführten nahen Verheirathung unsrer lieben Braut, — und fürs andre zu Deinem Einlenken in's Episkopat. Ueber das letztere haben wir in Deinem letzten Briefe gar nichts mehr vernommen und sind nun desto gespannter auf das Nähere. Möge Dich nur die Generalsuperintendentur Deiner akademischen Stellung nicht entziehen! Deine theol.-kirchl. Annalen sammt dem kirchl. Anzeiger habe ich unter den bisherigen Umständen natürlich nur erst ganz flüchtig durchblättern dürfen; ich freue mich aber sehr auf die nähere Bekanntschaft. Das mir schon längst freundlich angekündigte Geschenk Deiner „Bibliothek der Symbole" ꝛc. ist mir bisher noch nicht zugekommen. Ich schenke Dir es aber nicht. Nun noch zum Jahreswechsel die innigsten liebevollsten Segenswünsche. Zwischen uns wird er nichts ändern.

Ausführlicher noch als an Hahn hat nun Rothe an Heubner

eine Chronik seiner Krankheit, in einem vom 4. Januar 1843 begonnenen Briefe gegeben:

Dank und Preis dem barmherzigen Herrn, daß ich mir jetzt wieder die Freude gönnen darf, die Feder zu ergreifen um Dir, theurer Bruder, und Deiner lieben Charlotte selbst meinen Dank auszusprechen für Eure innige, wahrhaft geschwisterliche Liebe, durch welche Ihr mich in den Tagen meiner Krankheit so reichlich erquickt habt. Dieß Euch zu sagen drängt es mich vor allem andern. Wie Ihr mich in den Tagen der Gefahr unabläßig mit Euren Gebeten begleitet habt, so bin auch ich in ihnen mit meinen Gedanken und Empfindungen ganz besonders oft bei Euch gewesen und habe an der Vergegenwärtigung unserer Gemeinschaft im Herrn eine ganz besondere Freude gehabt. Ja gewiß, mein theurer Heubner, daß ich aller meiner Unwürdigkeit ungeachtet in einer solchen mit Dir stehe, und daß alle die Verschiedenheiten in den theoretischen Ueberzeugungen, die in den Augen eines Dritten sie aufzuheben scheinen könnten, über sie keine Macht besitzen, davon habe ich in jener Zeit eine ganz besonders freudige Zuversicht gewonnen, die mir auch durch nichts wieder entrissen werden soll. Es ist überhaupt etwas Köstliches darum, von dem Herrn einmal unmittelbar unter das Angesicht des Todes und an die Pforten der jenseitigen Welt geführt zu werden; seit langer Zeit weiß ich in meinem Leben keine Führung, für die ich Ihm, durch Seine Gnade, so reinen und vollen Dank darzubringen vermocht hätte wie für diese. Gleich von Anfang der Krankheit an stellte sich bei mir die bestimmte Voraussetzung fest, daß sie ihren Ausgang zu dem nehmen werde, was wir den Tod nennen, weil mich schon seit mehreren Monaten, vielleicht infolge einer schon länger voraufgehenden Verstimmung meines Organismus, der Gedanke an die Nähe meines Abscheidens nicht verließ. Die Fäden meiner bisherigen Lebensentwicklung schienen mir sich auf so unentwirrbare Weise verfitzt zu haben, daß mir das Zerschneiden derselben durch die Hand des mich abrufenden Herrn als eine moralische Nothwendigkeit erschien. So legte ich mich denn auf das Krankenbette als auf mein Sterbebette nieder, und der Verlauf der Krankheit mußte mich auf lange Zeit in dieser Ueberzeugung bestärken. Grade dadurch wurde mir denn auch die Krankheit als Krankheit sehr erleichtert, indem ich sie so vielfach vergessen konnte über dem, was ich als ihren Erfolg betrachtete. Und hierauf habe ich durch Gottes Gnade mit freudiger Sehnsucht hinblicken können. Nicht daß mich nicht das Gefühl meiner Sünde tiefer gebeugt hätte als je; aber ich habe es auch wie nie erfahren, daß ich einen Sünderheiland habe, auf den man sich unter Hinwegwerfung aller eignen Stützen unbedingt stützen kann, auch dem Todesengel gegenüber. Die Luft von dorther hat mich ganz aus der Nähe angeweht, und ich habe wohl ihre für mich Sünder tief herabdrückende scharfe Reinheit empfunden, aber auch ihre balsamische, erfrischende,

den ganzen innern Menschen mit ungekannter Elasticität erfüllende Kraft, welche sie über den ergießt, der es auf Christum hin wagt, in ihr zu respiriren. Gott hat gewollt, daß dieß nur eine Probe sein sollte zur Anreizung meiner Schwachheit die Flügel zu erheben, und nur ein Vorschmack, wie ich vertraue. Auch hierfür preise ich Ihn mit gebeugtem und freudigem Dank. Die Freude an dem gegenwärtigen Leben, und grade an ihm, wie es sich durch des Herrn Fügung für mich gestaltet hat, ist mir unter dieser Taufe neu geboren worden. Es war mir auf dem Krankenlager wohl oft ein befremdlicher Gedanke, wie mein Leben, wenn sein Faden jetzt abgeschnitten wurde, so ganz ein bloßes Fragment und eben deshalb für das Reich des Herrn so ganz und gar bedeutungs- und fruchtlos bleibe; aber ich beschied mich dann immer gern und leicht, daß aus dem Gesichtspunkt Gottes auch das, was dem menschlichen Auge nur als bloßes Bruchstück erscheinen kann, sich wohl als integrirender Theil einem wirklichen Ganzen einfügen kann. Jetzt, wo ich es als des Herrn Wille betrachten muß, daß ich noch eine Weile hier pilgern soll, will ich auch mit verdoppeltem Ernst und verdoppelter Lust, so viel Er mir Gnade giebt, darzuthun, daß aus dem Bruchstück wo möglich eine Art von Ganzem werde. Daß die Aufgabe, wie sie sich allmählig in mir gestaltet hat, nicht eine aus meinem eignen natürlichen Sinn und Willen heraus gestellte, sondern eine durch Seine Führung von Ihm selbst mir vorgestellte ist, davon habe ich unter dieser Prüfung und in dieser Zeit der stillen Sammlung vor Ihm von dem Herrn die freudigste Gewißheit von Neuem empfangen. Dann ist mir aber das Leben auch von der andern Seite her in ganz neuer Weise theuer und werth geworden, weil ich in dieser Zeit auf die überführendste und rührendste Weise davon überzeugt worden bin, mit welchem Reichthum von Liebe auch der Menschen Gott mir dasselbe ausgestattet hat, in einem Maße, wie ich es nie auch nur von ferne geahnet hatte. Ich rede gar nicht von denen, mit welchen Er mich am nächsten und innigsten verbunden hat; denn von diesen habe ich es immer gewußt, daß sie mich, aller meiner Unwürdigkeit ungeachtet, lieb haben. Aber von dem Kreise meiner hiesigen Umgebung, in dem ich ohnehin noch ein Neuling bin, hätte ich es nicht träumen können, daß er so warmen und allgemeinen liebevollen Antheil an mir nehme, und daß ich ihm irgend etwas des Namens werthes sein könne. Auf eine mich tief beschämende Weise haben unsre hiesigen Freunde und Bekannten während der Emser Zeit sowohl als unmittelbar bei unserer Rückkehr und seit dieser bisher ihre Theilnahme und Liebe uns ausgedrückt, und wie sie auch unzählige, denen ich kaum dem Namen nach bekannt zu sein glaubte, aus allen Classen. Das gleiche weiß ich auch von vielen, vielen auswärtigen durch unser ganzes Ländchen hindurch, welche mir die nun schon nach allen Enden hin zerstreuten Zöglinge des Seminars auch ohne persönliche Bekanntschaft zu Freunden erworben haben. Ich darf in Wahrheit glauben,

daß der Herr mich den Gebeten Vieler wiedergeschenkt hat; und darin liegt etwas überaus beugendes nicht nur, sondern auch erhebendes, erquickendes und anspornendes. Ebenso betrachte ich auch die Theilnahmsbezeugungen der Wittenberger Freunde und Bekannten, von denen Du schreibst, und bitte Dich, ihnen allen bei Gelegenheit meinen wärmsten Dank auszusprechen. Wenn ich an die Zeit der Krankheit zurückdenke, so erscheint es mir immer als eine ganz besondere Gnade Gottes und als ein wahres Wunder, daß meine liebe Luise sie, wie es bisher den Anschein hat, so ohne Gefährdung ihrer eignen Gesundheit überstanden hat. Du hast keine Vorstellung von der Hingebung, mit der sie, sich selbst ganz vergessend (aller meiner dem entgegentretenden Bitten ungeachtet), so viele Wochen lang Tag und Nacht ununterbrochen nur mit meiner Pflege beschäftigt gewesen ist. Ich kann es ihr nie wieder vergelten, werde es ihr aber auch nie vergessen, und Gott selbst wird dafür ihr Lohn sein. Für uns beide liegt in solchen Erfahrungen eine kräftigende und erquickende Gnade. Ebenso kann ich es auch Gott nicht genugsam danken, daß Er meinen lieben Vater während der ganzen schweren Zeit gesund und rüstig erhalten und ihn wohlbehalten wieder an unsern heimathlichen Heerd zurückgebracht hat. In diesem dankbaren Gefühle, wieder in der gewohnten und uns nun doppelt lieb gewordenen Heimath zu sein, schwelgen wir jetzt überhaupt ganz eigentlich und ziehen uns in dasselbe immer wieder mit freudiger Dankbarkeit und Zuversicht zurück, bei den vielen kleinen Unbequemlichkeiten und Beschwerden, die freilich von einer Reconvalescenz, besonders einer so langsamen und in so ungünstiger Jahreszeit, unzertrennlich sind. Denn ich bin immer noch kein Held wieder, sondern noch äußerst geschwächt, und sehe immer noch nicht ab, wann ich wieder in Thätigkeit werde treten können. Diese Nothwendigkeit, mich durchaus noch zu schonen, ist jetzt für mich die härteste Geduldprobe, zumal es mich jetzt mehr als jemals drängt, meine Berufsthätigkeit wieder aufzunehmen. Ich fühle es wohl selbst, daß ich dazu noch lange nicht im Stande sein werde. Meine Rückkunft hierher beging ich sogleich mit einem derben Rückfall meines Uebels, oder vielmehr schon auf der dritten und letzten Tagereise trat ein solcher, aller nur erdenklichen Verwahrungsmittel in einem fast hermetisch geschlossenen Wagen ungeachtet, infolge der mit Einem Male kalt und neblicht gewordenen Luft ein, und beinahe die ganzen ersten 8 Tage hier mußte ich im Bett zubringen, und durfte während derselben auch nur erst ganz wenige unsrer Freunde sehen und sprechen, und auch dieß nur auf Augenblicke. Seitdem bin ich nun allerdings bereits seit einigen Wochen so weit vorgerückt, daß ich den ganzen Tag auf sein darf; aber immer noch bin ich an das Krankenzimmer gebannt und von jeder Berührung mit nicht erwärmter Luft streng abgesperrt. Nur erst ganz von ferne macht mir Chelius Hoffnung, bei trocken kalter Luft (denn wir haben fortwährend nasses, wiewohl sehr warmes Wetter) einmal eine Ausfahrt machen zu dürfen. Die

Diät angehend bin ich gleichfalls noch auf das kürzeste gehalten. Kräftige Schleim-Brühsuppe, Reis und etwas Fleisch von Kalbsschenkel und Huhn, sowie Chocolade bilden das ganze Repertoir meiner Küche; Wein darf ich noch keinen Tropfen trinken. Deßungeachtet haben doch meine Kräfte seit meiner Rückkehr hierher schon sichtlich und für mich selbst fühlbar wieder zugenommen, und mein Aussehen namentlich ist wieder sehr gesund, gesunder wohl als in der letzten Zeit vor meiner Krankheit. Besonders mein Pedal ist aber noch sehr geschwächt, und meine Füße sind noch stark geschwollen. Das volle Gesundheitsgefühl darf ich wohl vor dem Frühjahr nicht erwarten, besonders da doch immer wieder von Zeit zu Zeit kleine Neckereien des alten Uebels eintreten.

Absichtlich haben wir diese in ihrer Lauterkeit und Wahrhaftigkeit so tief ergreifenden Ergüsse vollständig und ohne jede Unterbrechung hier wiedergegeben. Doch ging der Brief, dem wir sie entnahmen, damals noch nicht an seine Adresse ab; erst am 22. Januar wurde er fortgesetzt und beendigt. Ueber seine Reconvalescentenzeit fügt Rothe da noch Folgendes hinzu:

Meine Briefschreiberei, mein theurer Bruder, hat eine lange Unterbrechung erlitten, und es wird nun Zeit, dieses Schreiben zu beenden, damit Ihr Lieben nicht zu lange auf Nachrichten von uns zu warten habt. Diese Unterbrechung hat wenigstens zum Theil mit in allerlei Unterbrechungen meiner Reconvalescenz ihren Grund gehabt. Nicht nur sind in der Zwischenzeit wieder mehrmalige Rückfälle meines alten Uebels, wiewohl Gottlob immer nur ziemlich schnell vorübergehende, eingetreten, sondern ich habe auch wieder einmal eine halbe Woche lang ganz das Bett hüten müssen wegen eines plötzlichen und heftigen rheumatischen Zufalls, der besonders dadurch peinlich wurde, daß mir infolge eines starken rheumatischen Schmerzes in der linken Seite das Athemholen ungemein erschwert wurde. Indeß mit des Herrn Hülfe ist auch dieß jetzt vollständig überwunden. Abgesehen von der immer noch vorhandenen, wenn gleich in sichtlichem Abnehmen begriffenen allgemeinen Schwäche ist hauptsächlich nur noch die große Empfindlichkeit des Unterleibs zurückgeblieben, die mich in Beziehung auf Diät noch in sehr enger Clausur hält. Doch habe ich seit einigen Tagen wieder mit Kaffee und Thee einen Anfang machen dürfen; Wein und Gemüse dagegen sind mir noch immer gänzlich untersagt. Sehr schmerzlich ist es mir, daß in den letzten Wochen auch meine arme Luise gekränkelt hat, so daß sie sogar mehrere Tage lang in's Bett verwiesen war; und auch jetzt darf sie das Zimmer noch nicht wieder verlassen. Doch geht es jetzt, dem Herrn sei es gedankt, wieder besser. Binnen nicht gar langer Zeit, hoffe ich nach Chelius Zusicherungen, werden wir bei günstiger Witterung einen kleinen ersten Ausgang machen dürfen. Wie sehr ich mich danach sehne, kann ich nicht sagen. Noch viel mehr aber sehne ich mich nach

der Wiederaufnahme meiner amtlichen Thätigkeit, zu der ich jedoch noch keine nahe Aussicht habe.

Doch konnte wenigstens dieser Brief auch bereits auf andere Verhältnisse näher eingehen. So schreibt Rothe über die kurz vorher erfolgte Resignirung des Bischofs Dräseke:

Der Rücktritt Dräseke's thut mir leid. Auch Du wirst ihn gewiß bedauern. Die Wiederbesetzung seiner Stelle wird doch nicht lange hinausgeschoben werden können. Ist in dieser Beziehung nicht vielleicht von Papa Mänß die Rede? Auch an C. R. Möller in Erfurt habe ich gedacht.

Und ebenso kommt er in längerer Ausführung sowohl auf die amtlichen Verhältnisse Hahn's wie auf die 25jährige Stiftungsfeier des Wittenberger Seminars und gleichzeitige Jubelfeier Heubner's zu sprechen:

Ich bin verwundert über die neue Gestaltung der amtlichen Verhältnisse unsers Br. Hahn nichts näheres zu vernehmen. Die interimistische Nachfolge in die Stelle des Hrn. Ribbeck wird gewiß bald eine definitive werden. So sehr ich überzeugt bin, daß Hahn ganz der Mann zum Generalsup. ist, so sollte es mir doch auch sehr leid thun, wenn er seiner akadem. Wirksamkeit entzogen werden sollte; wie sich aber diese auf die Länge mit der Generalsuperintendentur vereinigen lassen dürfte, ist mir nicht deutlich. Dieß führt mich auf Deine eigene Promotion zum Consistorialrath, zu der ich Dir meinen herzlichen Glückwunsch gewiß auch noch nachträglich bringen darf. Ebenso den zu den Beweisen der Liebe und Verehrung, welche Dir der 29. September gebracht hat. Den Bethätigungen derselben an diesem Tage habe auch ich als ehemaliger Seminarist auf das aufrichtigste in meinem Herzen wenigstens mich angeschlossen. Daß das Fest grade auch ganz bestimmt als dankbare Feier Deiner 25 jähr. Wirksamkeit am Seminar begangen worden, ist ganz in meinem Sinn geschehen; ja jemehr diese Seite daran vor allen andern herausgekehrt worden wäre, desto mehr wäre mein Sinn getroffen worden. Auch auf dem Krankenlager bin ich im Geiste mitten unter Euch gewesen und ich danke Euch von Herzen, daß Ihr auch meiner mitgedacht habt. Sehr freue ich mich auf den mir zugesagten, bisher übrigens noch nicht eingetroffenen, ausführlichen Bericht über das Fest. Einstweilen habe ich mich an Deine Festpredigt gehalten, für die ich Dir meinen brüderlichen Dank sage, so wie für das Geschenk des Loosungsbüchleins, mit dem Du mich auch dieß Jahr wieder erfreut hast. Es fällt mir dabei ein, daß ich meine innigsten Segenswünsche unb Gebete für Dich und die Deinen, mit denen ich auch dieses Jahr angetreten, noch gar nicht einmal schriftlich ausgesprochen

habe. Ich hole es mit der ursprünglichen Wärme der Empfindung auch heute noch nach. Ein andrer Gegenstand, wegen dessen ich Euch noch nicht einmal beglückwünscht habe, ist der Abgang Eures Heinrich zur Universität. Der Herr wird ihn mit Seinem Segen begleiten. Studirte Heinrich etwas anderes als die Theologie, so würde ich in Euch dringen, daß Ihr ihn wenigstens während eines Theiles seiner Universitätszeit uns hier anvertrautet; so aber wirst Du begreifen, daß ich eine solche Bitte nur mit Schüchternheit thun kann. Gott sei gelobt, der ihn gleich bei dem ersten drohenden Unfall bewahrt hat. Er wird ihn auch ferner während seiner akadem. Jahre behüten im Geistigen wie im Leiblichen. Daß Heinrich fechten lernt, scheint mir wohlgethan; nicht bloß wegen der gymnastischen Uebung, sondern auch als Vorkehrungsmittel gegen die Insultationen von Seiten roher Burschen, die sich gern an den Wehrlosen reiben.

Eine für Rothe's eignen häuslichen Kreis wichtige Nachricht enthält derselbe Brief in der Mittheilung der (schon früher als bevorstehend angekündigten) Aufnahme seines Neffen Adolf Storch als Adoptivkind.

Während Euer häuslicher Kreis sich verkleinert hat durch den Austritt Dorotheens und Heinrichs, hat der unsrige sich durch den Hinzutritt meines $3^1/_2$ jährigen Neffen (à la mode de Bretagne) Adolf Storch vermehrt. Wir vertrauen, daß Gott Seinen Segen zu der Aufnahme dieses Kindes geben wird, auf welche wir uns durch Ihn selbst deutlich hingewiesen glauben mußten. Der Knabe hat sich gleich von dem ersten Augenblick so ganz an uns angeschlossen, daß ihm die Verpflanzung in eine ihm fremde Familie kaum zum Bewußtsein gekommen ist, und wir Schwierigkeiten des Heimwehs und dergl gar nicht erst zu überwinden gehabt haben, vor denen wir uns von vornherein sehr fürchteten.... Jedenfalls ist für uns selbst dieser neue Kreis von Pflichten und Sorgen eine heilsame Schule.

Es sei dann hierbei auch gleich erwähnt, was Rothe am 25. September 1843 über seinen Pflegesohn weiter an Heubner berichtet:

Unser Adolf macht uns viel Freude, ungeachtet es an Hemmnissen auch nicht fehlt, so entwickelt er sich doch gemüthlich und geistig in der Art, daß wir uns freuen müssen, ihn aus den ungünstigen Verhältnissen hinausgeführt zu haben, unter denen er aufwuchs. Gebe der Herr ferner auch hierzu Seinen Segen.

Rothe's eigenen Mittheilungen aus seiner Reconvalescentenzeit schließen sich sodann noch einige Briefe seines Vaters an den Schwager Hahn an, denen wir um ihrer lebendigen Schilderungen

wie um des Briefschreibers selbst willen hier ebenfalls Aufnahme geben zu sollen glauben. So entnehmen wir denn zunächst dem Briefe vom 3. Februar 1843 die folgenden Ausführungen:

Mein hochverehrter und geliebter Vetter und Bruder!

Ich kann keinen an einen Tertium gehenden Brief nach Breslau hin absenden, ohne Dir für Deine lieben, gediegenen Zeilen vom 26. Januar meinen großen Dank zu sagen und ohne Dir und Deiner verehrten Christel meinen recht innigen Glückwunsch darzubringen zu dem am 14. d. bevorstehenden Verbindungsfest Deiner theuern Tochter Marie. Ich freue mich darüber aus voller Seele und lebe der Zuversicht, daß diese Verbindung ihr und Deinem Herrn Schwiegersohn zum Lebensglück gereichen und mit dem Segen des Herrn von oben begleitet sein wird. Mein unmittelbarer Glückwunsch an die liebe Braut ist auch bereits auf der Reise, ich bitte ihr meinen Dank für ihre Zuschrift vorläufig zu versichern. Daß Dein Befinden in den früheren Wochen so sehr unliebsam gewesen ist, hat uns recht ergriffen, und wir danken Gott, daß Du uns die Versicherung der erfolgten Besserung hinzugefügt hast. Ferner gratulire ich Dir zu dem unterdessen gewiß schon erfolgten Eintritt in Deine neue höhere Amtsstellung, in der Du gewiß viel Segen verbreiten und für Dich selbst Befriedigung finden wirst. Gott erhalte Dich nur immer recht stark und gesund und bewahre Dich vor Arbeitsüberlastung. Das Reisen wird Dir gewiß wohl bekommen. Richard ist noch immer Stubenhüter, seine Frau dazu nebst Adolf, und ich bin es seit 3 Tagen des starken Schnupfens und schlechten Wetters wegen ebenfalls. Gott helfe uns allen wieder zum freien Luftgenusse. Den 20. April d. J. tritt die evangelische Generalsynode in Carlsruhe zusammen. Der Großherzog hat zum Vertreter der hiesigen theologischen Facultät Richard ernannt. Gott helfe, daß er bis dahin wieder völlig activ ist. Für Grüße und Nachrichten in Deinem Brieflein herzlichsten Dank. . . .

P. S. Herzliche Grüße von Richard und Luise. — Mein letzter Schwager C. R. Müller in Straupitz ist am 16. v. M. gestorben.

Von einem zweiten Briefe Geheimrath Rothe's an Hahn vom 24. März 1843 möchten ebenfalls die nachstehenden Mittheilungen ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen:

Mein geliebter Bruder und Vetter Oberconsistorialrath!

Mit meinem großen Dank für Deine liebe Zuschrift vom 15/21ten d. verbinde ich vorweg meinen herzlichen Glückwunsch zu Deinem am 27. d. eintretenden, ich weiß nicht genauer, wievieltem Geburtstage, Gott erhalte Dich und die Deinigen in guter Gesundheit und lasse Dich recht viel Frohes und Stärkendes in Deiner theuern Familie und in Deiner ausgebreiteten Generalsuperintendenturwirksamkeit er-

leben! Richard und Luise, die sich gleichfalls an diesen Wunsch anschließen, bitten mit mir, daß Du uns mit Deiner ferneren brüderlichen Liebe beglücken und erfreuen wolleſt. . . .

Daß Ihr alle und auch der gute Vetter Ludwig, wenigstens als ziemlich wohl, in Deinem Briefe vom 15. angegeben seid, dafür danken wir Gott, der aus dem ziemlich ein ganz machen und Euch darin bewahren wolle!

Aber ach! recht sehr schmerzlich ist mir die Nachricht von dem am 13. d. so frühzeitig erfolgten Tode der Frau Geh. Räthin Sack, wodurch das v. Merckel'sche und v. Kottwitz'sche Haus so unerwartet und so tief in Trauer und Betrübniß versetzt worden sind. Ich habe es für zudringlich erachtet, mein recht aufrichtiges Beileid schriftlich zu bezeigen; aber es würde mir ein wahres Bedürfniß gewährt werden, wenn Du Gelegenheit nehmen wolltest, den Herren Oberpräsident und Regierungspräsident meine innige Theilnahme an diesem harten Schlage des Schicksals gütigst auszusprechen. . . .

Ich beneide Euch die 2 Tage, die Ihr in Golgowitz zugebracht habt, und werde auch dorthin nächstens wieder einmal schreiben. Ich bin dem guten Schwager mit meinem ganzen Herzen zugethan.

Richard glaubt Dir seinen Dank für die richtig erhaltene Bibliothek schon neulich geschrieben zu haben. . . . Richard's Befinden ist, Gott sei Dank, so, daß ich hoffe, er wird in der zweiten Hälfte des April der am 20. angehenden Generalsynode zu Carlsruhe beiwohnen, und nachher die hiesigen angekündigten Vorlesungen bestehen können.

Deine freundliche Censur über meine Ballgänge hat mich verstockten Sünder nicht abgehalten, seitdem zweimal im Theater gewesen zu sein, und in diesen Tagen Einladungen zu Privatgesellschafts-Schauspielen anzunehmen. Ich bitte Dich deshalb um Absolution und trage meine alten Plagen als unvermeidliche Bedingungen der mir von Gottes Gnade noch gefristeten Tage mit Geduld und Ergebung, und suche dabei meine kleinen Schloßberggänge noch fortzusetzen. Wir haben jetzt schöne warme Tage, aber nicht immer hinlänglich helle Abende, um den neuen Kometenschweif täglich zu sehen. . . .

Noch schließt sich ein dritter Brief vom 30. Mai 1843 an, dem wir zunächst wieder den Eingang entnehmen:

Mein geliebter und verehrter Bruder und Vetter:

Die Zeit Deiner vierteljährlichen Plage kömmt wieder heran, und in diesem Augenblick noch ein Brief von Dir vom 24. d. Legatur vor allen Dingen. — 31. Mai. Factum zu meiner großen Befriedigung und mit dem herzlichsten Dank für die gegebene Nachricht von Eurem, der Berliner, Friedländer und Wittenberger erwünschten Wohlbefinden, auch sonstige interessante Nachrichten von Deinen amtlichen und andern Dingen. Gott gebe es immer so, verleihe Dir feste Gesundheit zu Deinen vielen Reisen und anderen lästigen Geschäften, auch seinen

Segen zu dem Verhältniß der Alt-Lutheraner, denen Du eine feste Stellung zu geben ausersehen bist. . . .

Der übrige Inhalt dieses Briefes bezieht sich auf die herkömmliche Besorgung der Auszahlung der dem alten Herrn zustehenden Pension und andere ähnliche Geschäftsfragen; doch finden wir gegen den Schluß noch die folgenden Mittheilungen über seinen Sohn:

Richard muß noch bis wenigstens zum 10. Junius, dem Tage Synodsende, in Carlsruhe aushalten. In den ersten Wochen hatte er mehrere Neckereien seiner Nachwehen zu bestehen, seitdem aber ist er, bei einer sehr strengen Diät, Gott sei gelobt, gesund und viel beschäftigt. Er grüßt Dich herzlich und hat schon dafür gesorgt, daß Du die amtlichen, von ihm mitredigirten Mittheilungen aus den Synodalverhandlungen, heftweise im Buchhandelswege kostenfrei erhalten wirst. Er hat schon mehrmals uns hier, und wir haben ihn auch in Carlsruhe, — aber auf der Eisenbahn — besucht; denn das Wetter war und ist fortwährend so schlecht, daß ich mich dort wenig habe umsehen können. Zu Pfingsten erwarten wir Richard's Besuch. Gott stärke ihn und befestige sein Wohlbefinden!! Lisula grüßt Euch Lieben alle bestens und sehnt sich nach Richard's Rückkehr. Meine Unterleibsplagen sind eher im Zu- als Abnehmen. Ich bin jedoch, Gott sei Dank, auf den Beinen.

Von Rothe selbst dürfen wir ebenfalls aus der Zeit nach seiner Wiederherstellung noch einen ausführlichen Brief an Heubner, vom 11. April 1843, anschließen:

Ich bin nun seit einigen Wochen durch des Herrn Gnade wieder auf dem Punkte, daß ich mich als vollständig wiedergenesen betrachten darf. Diätetische Rücksichten muß ich zwar noch sehr viele nehmen, auch fehlt mir das volle Gesundheitsgefühl noch immer, aber ich spüre doch, daß es mehr und mehr zurückkehrt, je mehr ich mir körperliche Bewegung mache, besonders in der herrlichen Luft, die wir im März und bis in die ersten Tage dieses Monats hatten. Ja, der Herr hat Großes an mir gethan und geholfen wohl auch über das Erwarten der Aerzte; Er wird auch noch weiter helfen, wenn es in der That Sein Wille ist, daß ich noch viel länger hier in der Fremde wallen soll. Er allein weiß das; in mir aber ist, das verhehle ich Dir nicht, je mehr meine Gesundheit wieder zurückgekehrt, desto mehr die herzliche Sehnsucht, abzuscheiden und (durch Seine Gnade vertraue ich das, bei aller meiner tiefen Unwürdigkeit) näher bei Ihm zu sein, wieder hervorgebrochen. In den Dank für Seine Hülfe mischt sich so je länger desto mehr ein schmerzliches Gefühl. Ich weiß wohl, wie sündig eine solche Ungeduld ist, aber es will mir noch nicht gelingen,

ihrer Meister zu werden, und es könnte doch auch sein, daß diese Stimmung mir ein vorbereitender Vorbote eines nahen Abrufs sein sollte. Weiß ich doch nicht einmal, wie es mit der nöthigen Kraft aussehen wird, wenn ich wieder in meinen Beruf eintreten werde; denn dieß ist mir den ganzen Winter hindurch noch nicht gestattet gewesen. Wenigstens will ich darauf bedacht sein, mich bereit zu halten. Wohl mag zu dieser weniger dem irdischen Leben zugewendeten Stimmung viel auch das betragen, daß ich, seit es mir gut geht, meine arme Luise wieder so sehr nervenleidend sehen muß. So muß sie nun noch nachträglich leiden für die tausend Aufopferungen, die sie mehr als ein Vierteljahr lang um meinetwillen sich zugemuthet hat, und kann sich nicht einmal meiner Wiedergenesung, um deren willen sie ihre eigne Gesundheit auf's Spiel gesetzt hat, mit fröhlichem Herzen freuen, sondern muß alles mit einem düstern Flor umzogen sehen! Ich hatte mich schon recht darauf gefreut, wie diese Zeit der Wiedergenesung uns beiden eine Zeit gemeinsamer freudiger Danksagung für die Gnade des Herrn sein sollte! Aber so ist es nicht geschehen! Wie gern würde ich manches, was meiner armen Luise in unsern häuslichen Verhältnissen, zumal bei ihrem nervenleidenden Zustande, schwer fällt, von ihren Schultern nehmen, wenn es nur innerhalb der menschlichen Möglichkeit läge. Der Gedanke an meine nun so nahe bevorstehende längere Abwesenheit von hier mag jetzt besonders dazu mitwirken, sie trübe zu stimmen. Wie gern wäre ich mit ihrem Wunsche, mich nach Karlsruhe zu begleiten, einverstanden gewesen; aber sie sieht selbst ein, daß sich dieß nur unter der Bedingung bewerkstelligen ließ, daß auch mein Vater mit hinüberginge; und in diesen eigentlich zu dringen, daß er sich dazu entschließen möge, kann ich in der That nicht. Bei seinem hohen Alter und der für ihn so beschwerlichen Emser Zeit, deren Unruhe er kaum verwunden hat, würde ich mir daraus eine Gewissenssache machen. Auch werden wir uns während der Zeit der Synode, so Gott will, fleißig sehen, da seit der gestrigen Eröffnung der Eisenbahn zwischen hier und Karlsruhe diese beiden Orte nicht einmal mehr zwei volle Stunden aus einander liegen. Meine Ernennung zum Abgeordneten unsrer Facultät für die Generalsynode hat mich natürlich nicht wenig überrascht, und nicht angenehm. Alle diese häuslichen Uebelstände, die sich an sie knüpfen würden, sah ich deutlich voraus, und überdieß bin ich gar kein Freund solcher kirchlicher Versammlungen, von denen ich auch sehr wenig Heil erwarte. Da jedoch diese Ernennung direct vom Großherzog ausgeht, so konnte ich keine Entschuldigungen machen, und immerhin muß ich mich ihrer als eines Zeichens des Vertrauens freuen. Die Wahlen für die Synode sind auch keineswegs so ausgefallen, daß sie zu besondern Hoffnungen berechtigten. Freilich wird es nach menschlicher Voraussicht im Allgemeinen wohl hergehen, aber an Salz werden wir keinen Ueberfluß haben. Glücklicherweise werden auch keine tiefer greifenden Aufgaben vorliegen bis auf Eine, die aber überwiegend äußerer Natur

ist, ein Gesetzentwurf wegen einer Classification der Pfarrbesoldungen. Durch eine solche soll es nämlich möglich gemacht werden, theils die ganz gering dotirten Pfarreien aufzubessern, so daß es wenigstens keine Stelle mehr gäbe mit einem geringeren Einkommen als 600 Fl., theils den häufigen Wechsel der Pfarrer mit ihren Stellen zu verhüten. Die Sache hat eine für die Sicherheit des finanziellen Zustands unsrer Kirche in der Zukunft sehr wichtige Seite; um desto mehr beruhigt es mich, daß wir unter den weltlichen Abgeordneten einen Mann wie meinen lieben Freund Rau haben. Ueberhaupt sind die Wahlen der weltlichen Synodalmitglieder ($^1/_3$) im Ganzen befriedigender ausgefallen als die der geistlichen ($^2/_3$), in die sich nur zu viele Parteiumtriebe gemischt haben, und dieß leider auf allen Seiten. Katechismus, Agende, Gesangbuch, wiewohl sie nichts weniger als zufriedenstellend sind, sind doch von noch so neuer Einführung (seit 1835 resp. 36), daß sich an ihnen jetzt nicht schon wieder rütteln läßt, ohne die Gemeinden zu verwirren. Auch die Stellung unsrer Kirche zum Staat würde sich durch alle Anträge der Synode nicht wesentlich ändern lassen. Gleichwohl werden über alle diese Dinge viele unnütze, unter den gegebenen und nicht plötzlich zu ändernden Verhältnissen ganz erfolglose Worte gemacht werden. Und zum Theil wird dieß geschehen müssen, da eine zahllose Menge von dahin einschlagenden Anträgen der beiden letzten Diöcesansynoden, zum allergrößten Theil Minutissima betreffend, von der Generalsynode in Berathung gezogen werden muß. So läßt sich denn über die Dauer der Synode noch gar nichts voraussagen. Es scheint der Wunsch der Regierung zu sein, daß sie sich auf 6 Wochen beschränken möge; aber höchst wahrscheinlich werden diese nicht zureichen. Die Eröffnung ist am 20. d. M., und so muß ich mich denn spätestens am 3. Osterfeiertage auf den Weg machen. Wie es hier mit dem Seminarium werden wird, weiß ich immer noch nicht. Da Dittenberger auch zur Synode gewählt ist (von Seiten des hiesigen Pfarrministeriums und der Geistlichkeit des Weinheimer Dekanats), so habe ich vorgeschlagen, den dießmaligen Sommercurs im Seminar erst nach Pfingsten zu beginnen und dafür den September noch zu ihm hinzuzunehmen; es ist aber von Seiten des Ministeriums des Innern immer noch keine Resolution erfolgt. Wie viel lieber triebe ich ungestört, nach so langer Entbehrung, mein Werk mit den Seminaristen, unter denen grade jetzt recht viele liebe und vielversprechende junge Männer sind! Auch wird ihre Zahl in diesem Sommer wahrscheinlich auf 14 oder 15 kommen. Wir wünschen Euch herzlich Glück zu dem bevorstehenden Besuch der l. Hahns. Wie gern möchten auch wir dabei sein! Aber über das Wann eines solchen Wiedersehens kann ich mir gar keine Rechnung machen. Wann und wo es auch sei, wir werden uns wiedersehen: das vertraue ich. Wünsche dem Br. Hahn Glück und Segen von mir zu seiner amtlichen Erhöhung und Veränderung! Es ruht jetzt viel auf seinen Schultern; möge der Herr ihm alle Tage die Last leicht

machen und das Joch sanft! Die Ernennung des C. R. Möller zum Generalsuperintendenten der Provinz Sachsen wird, denke ich mir, eine glückliche sein. Dräseke's Abschiedsgruß habe ich gelesen. In einigen Stellen glaubte ich deutlich in seiner Seele zu lesen, wie ihm dabei bestimmt der Gedanke an seine Berührungen mit Dir vorgeschwebt. Unser alter Zachariä ist nun doch noch hinüber gegangen, schneller als sich bis auf die letzte Zeit hin voraussetzen ließ. Er ist sich bis auf den letzten Augenblick gleichgeblieben in seinem cynisirenden Stoicismus; aber glücklicherweise gibt es doch auch in einem solchen incrustirten Leben immer noch einzelne Augenblicke, in denen die Sonne das Eis vorübergehend schmilzt und das Gemüth hindurchleuchten läßt. Sein Sohn (Prof. ꝛc. jur. hier) hat mir sehr leid gethan dem (gegen ihn allerdings immer höchst liebevollen) Vater gegenüber, der bis zu seinem Ende jede Bemühung kindlicher Pietät, seinen leidenden Zustand zu erleichtern, streng zurückwies. Dieser junge Zachariä ist ein ernster und liebenswürdiger, auch in christlicher Beziehung nicht unempfänglicher Mann.

Diesen mancherlei bedeutsamen Nachrichten und Urtheilen, von welchen letzteren besonders das über die Generalsynode bezeichnend ist, gesellt sich schließlich noch ein inniger Ostergruß hinzu:

Der Herr schenke Euch ein segenvolles Osterfest. Ja, lieber Bruder, das ist seit langem auch mein innigster Sinn: „An mir und meinem Leben ist nichts auf dieser Erd, Was Christus mir gegeben, das ist der Liebe werth!" wie Du von Dir schreibst; darum wollen wir täglich immer gänzlicher über das, woran nichts ist, hinaus dahin schauen, wo unser Schatz ist, damit auch unser Herz immer mehr dahin komme.

Uebrigens dauerte die Zeit der häuslichen Sorgen, aus denen heraus der Brief vom April geschrieben ist, auch den ganzen Sommer hindurch fort. Am 25. September 1843 muß Rothe Heubner sogar außerdem noch von ernstlichen Besorgnissen um seinen Vater Mittheilung machen:

Ich kann Dir heute nur aus schwer bekümmerten Herzen schreiben. Heute Nachmittag sind es grade 8 Tage, daß mein lieber Vater sich in einem Zustande befindet, der uns die ernstesten Besorgnisse einflößen muß. Die Blutausleerungen, die er in Folge seiner Hämorrhoidalbeschwerden seit mehreren Jahren regelmäßig hatte, wurden mit Einem Male so heftig, daß wir auf alles gefaßt sein mußten. Die zu ihrer Stillung angewendeten Mittel wirkten zwar augenblicklich, allein es blieb doch eine sehr große Schwäche zurück, und seitdem ist schon wieder zweimal ein Rückfall eingetreten, wiewohl in weit geringerem Maße, der zweite heute gegen Morgen. Chelius, der an-

fangs sehr besorgt war, findet zwar diese Recidive nicht für bedenklich und ist überhaupt mit dem Verlauf der Krankheit zufrieden; allein ich wage es doch nicht, mich wirklichen Hoffnungen hinzugeben. Ich kann nicht vergessen, daß mein Vater in wenigen Wochen sein 77tes Lebensjahr vollendet hat! Ach, auch nach so langem Besitz, für den ich gewiß nicht undankbar bin, fällt der Gedanke an den nahen Verlust mit unerträglicher Schwere auf die Seele! Helfet auch Ihr uns beten für den lieben Kranken und betet auch für uns um die rechte Kraft vom Herrn. Es thut mir wohl wehe, daß ich mit solchen Ergießungen des Schmerzes in Eure Freude störend nkich einmischen soll; aber ich vermag sie nicht zurückzuhalten.

Zu der „Freude" im Heubner'schen Hause, der Hochzeitsfeier der zweiten Tochter, fehlt es freilich trotz der eigenen Sorge nicht an innigem Glückwunsch. Daß aber für Rothe selbst in jeder Hinsicht die Sorge überwog, beweist schon die weitere Mittheilung über seine Frau:

Meine Luise hat während des Augusts und des Anfangs Septembers wieder einmal eine Zeit recht heftiger Nervenleiden gehabt. Jetzt haben sie mit Gottes Hülfe wieder nachgelassen.

Im Uebrigen gibt dieser Brief noch einigen ergänzenden Bericht über den Verlauf der badischen Generalsynode und andere kirchliche Bewegungen:

Die „Mittheilungen" aus den Verhandlungen unserer General-Synode wirst Du hoffentlich jetzt auf buchhändlerischem Wege erhalten haben. Meine Ueberzeugung, daß durch solche Versammlungen das, was Noth thut, nicht wesentlich gefördert wird, habe ich von der Synode wieder mit zurückgebracht, ungeachtet der Eindruck, den sie im Ganzen auf mich gemacht hat, in höherem Grade ein wohlthuender war als ich erwartet hatte. Dafür haben wir hier vor einigen Tagen desto ärgerlichere Auftritte gehabt, von denen Du aus öffentlichen Blättern erfahren haben wirst.*) Es ist höchst schmerzlich in einer Zeit wie die unsrige, wenn die, welche das Rechte wollen, dadurch, daß sie die richtige Weise verfehlen, den argen Kräften um sich her nur noch Vorschub leisten. Von der Synode bin ich den 12ten Juni zurückgekommen. Da ich so meine Seminararbeit erst so spät beginnen konnte, (und Dittenberger noch später, weil er als Secretär der Generalsynode noch nach Beschluß derselben in Karlsruhe zurückbleiben mußte) so haben wir im Seminar erst später schließen können, so daß meine Ferien erst seit 8 Tagen begonnen

*) Aus den Heidelberger Zeitungen vom September 1843 ist über diese Auftritte nichts zu entnehmen.

haben. Grade einige Stunden, nachdem ich am 18. d. M. das Seminar für dieses Semester geschlossen hatte, trat die Krankheit des Vaters ein. So hat Gott es gnädig gefügt, daß ich ihm ungehindert meine Zeit widmen kann, auch nicht unter dieser schweren Beklommenheit meiner Seele angestrengt arbeiten darf.

Ebenso kommt Rothe auch in diesem Briefe noch einmal auf die ihm zugekommenen Mittheilungen über das Wittenberger Seminarfest zurück:

Du hast noch nicht einmal meinen Dank erhalten für Deine l. Briefe vom 10. Juni und vom 31. Juli, so wie für die freundlichen Geschenke, welche den ersteren begleiteten. Unter diesen letzteren haben mich ganz besonders die Erinnerungsblätter an das Wittenberger Fest erfreut, auch namentlich deshalb, weil sie so vieles aus Deinem Munde enthalten, was mir meinen lieben theuren Heubner so ganz vergegenwärtigt. Aus allem sieht man, daß Ihr wirklich ein selten erhebendes und erweckendes Fest gefeiert habt. Möge der von ihm ausgegangene Segen noch recht lange fühlbar nachwirken. Auch Freund Lommatzsch sage meinen herzlichsten Dank für sein gütiges Geschenk und ebenso unserm ehrlichen Wiltsch.

Von der in diesem Briefe erwähnten Krankheit hat sich Rothe's Vater allerdings noch einmal erholt. Doch liegt uns seitdem nur noch ein einziger Brief von ihm an Hahn vor, vom 29. November 1843. Derselbe trägt noch völlig die alten Charakterzüge der Pünktlichkeit, Gottergebenheit und Herzensgüte, erstreckt sich auch über vier große vollgeschriebene Seiten. Dem Inhalt desselben entnehmen wir zunächst die Bitte, die vierteljährliche Pension zu erheben und davon zuvörderst eine Reihe kleiner Ausgaben zu machen, sodann aber wie gewöhnlich einen Wechsel von 350 Thlr. auf sich ziehen zu lassen. Aus Heidelberg meldet dieser Brief, daß Sohn und Schwiegertochter den Abend vorher Liszt gehört und von seiner Beherrschung des Instruments auf das Höchste befriedigt seien. Von sich selbst sagt der Schreiber:

Ich habe diesen Genuß entbehren müssen, weil ich solchen Ausgängen noch nicht wieder gewachsen bin, und mich zur Zeit mit kurzen Besuchen bei in der Nähe wohnenden Freunden Gott dankend und lobend gerne zufrieden stellen kann. Durch Freund Abegg (der und dessen Frau mich herzlich begrüßten und den ich leider nur aus dem Bette hier empfangen konnte) wirst Du erfahren haben, daß seit dem 16. Septbr., besonders seit dem 18. ej. sehr heftige Hämorrhoidalblutergießungen mich auf das Krankenlager geworfen hatten, und daß

ich nur eine sehr allmälige, durch Gottes Gnade aber nicht ausbleibende Genesung oder resp. Wiederumsetzung in statum ante morbum erwarten konnte, wozu mein Arzt, Geh.-R. Chelius das seinige redlich und freundlichst beiträgt. Ob im ferneren Verlauf meine alten Unterleibsplagen und großen Inconvenienzen, in Folge der angeregten Revolution meines Leibes nach glücklicher während der Krankheit eingetretener Zurücklegung meines 11. Stufenjahres noch eine Milderung erfahren werden? steht bei Gott. Chelius benimmt mir die Hoffnung dazu nicht und einiger Anschein ist allenfalls vorhanden. Es steht und liegt alles in Gottes Hand, der am besten weiß, was mir und den meinigen gut ist.

Im Weiteren geht der Brief auf die grade von Hahn erhaltene Nachricht vom Tode der Tante Weymar ein, die ihm bisher absichtlich von seinem Sohne nicht mitgetheilt war, und die ihn tief ergriffen. An die Hinterbliebenen sowie alle andern Verwandten werden ausdrücklich Grüße bestellt. Ueber Hahn selbst und die alten Breslauer und Wittenberger Freunde überhaupt hören wir endlich noch Folgendes:

Daß Du Deine Professur wenigstens eventualiter und cum reservatione juris reintrandi aufgeben würdest, habe ich mir immer vorgestellt, weil die Generalsuperintendentur- und Consistorialen Geschäfte Dich so in Anspruch nehmen und drücken müssen, daß Dir, wenn auch Kraft, doch kaum Zeit zu Vorlesungen freibliebe, besonders wenn Du jetzt außer der Commission wegen der Altlutheraner auch die Provinzialsynode abzuhalten hast. Sie wird zahlreicher sein als die ganze badische Landessynode.

Daß Herr Oberpräsident v. Merckel unwohl ist, thut mir sehr leid. Ich wünsche ihm von Herzen eine baldige Wiederherstellung und bitte Dich sehr, mir in Deinem nächsten Briefe von seinem hoffentlich dann entschieden besserem Befinden weitere Nachricht zu geben. Er ist 29 Jahr mein Chef gewesen und ich habe ihm viel zu verdanken, was Gott ihm in einem langen und durch Gesundheit gestärkten Alter lohnen möge. Auch dem v. Kottwitz'schen verehrlichen Hause bitte ich, sobald Du Gelegenheit hast, mich angelegentlich zu empfehlen.

Reinhart freute sich in seinem letzten Briefe an mich der Bekanntschaft Deiner lieben beiden älteren Söhne. Grüße sie auch herzlich von mir.

Von Wittenberg wissen wir lange schon nichts. Es ist auch auf den am 7. Septbr. von den Kindern dorthin ergangenen Glückwunsch zur silbernen Hochzeit keine Antwort eingegangen. Wir fürchten, daß Krankheit es verhindert habe. Weißt Du nichts von ihnen? Seit mehreren Tagen hält mich das Regenwetter im Hause. Es hat meine

ersten gelungenen Wiedereinübungen im Ausgehen ganz unterbrochen. — Gott erhalte Euch alle unter seinem Schutze, verleihe Euch eine fröhliche Weihnacht und Neues Jahr! Bewahre mir Deine alte Liebe, Freundschaft und Wohlwollen.

Eine weitere Nachricht über die wenigstens theilweise Wiederherstellung seines Vaters gibt Rothe selbst in dem an Heubner gerichteten Briefe vom 21. Mai 1844:

Der Winter ist uns durch Gottes Gnade ohne ernstlichere Krankheiten und Sorgen verstrichen. Mein Vater hat sich nach den Zufällen des vorigen Herbstes, die seine Kraft so sehr erschöpft hatten, zur Verwunderung auch von Chelius wieder erholt. Es ist zwar ein merklicher Unterschied seiner jetzigen Rüstigkeit im Vergleich mit der im vorigen Sommer zurückgeblieben, allein besonders seit dem Eintritt der schönen Jahreszeit hat er doch ziemlich wieder seine frühere Beweglichkeit wieder erlangt. Nur von dem geselligen Verkehr außer dem Hause hat er sich so ziemlich ganz zurückgezogen, worüber wir uns aber im Grunde freuen, da dieß in seinen Jahren wohl überhaupt das natürliche und zuträglichere ist. Einige Rückfälle stärkerer Blutverluste, die sich während des Winters mehrere Male wiederholten, wurden immer schnell wieder beseitigt und blieben ohne nachhaltige schwächende Folgen.

Auch im Uebrigen enthält dieser Brief eine Reihe werthvoller Mittheilungen. Wir können zwar an dem ersten Theile desselben vorbeigehen, da sich hier nur die herkömmliche Selbstanklage über die Verzögerung des Briefschreibens, der ebenso in dem ersten Briefe jedes Jahres herkömmliche Dank für das Loosungsbüchlein und außerdem einige spezielle Familiennachrichten finden, wie der Glückwunsch zur Geburt zweier neuer Enkelchen Heubner's, das Bedauern, das Heubner'sche Ehepaar immer noch nicht in Heidelberg gesehen zu haben, und die Vorfreude auf den erwarteten Besuch der Neffen August und Ludwig Hahn aus Breslau. Auch aus den den Schluß des Briefes bildenden Grüßen sei nur der Glückwunsch an Heubner zur Vollendung der neuen Ausgabe der Büchner'schen Concordanz hier erwähnt. Dagegen müssen die weiteren Nachrichten aus Heidelberg selbst hier Aufnahme finden. So zunächst das was Rothe über sein Adoptivkind berichtet:

Adolf hat zu Anfang des Jahres eine ziemlich heftige Ruhr zu bestehen gehabt, doch glücklich. Er ist auf die Krankheit bedeutend gewachsen, und scheint überhaupt, ungeachtet er von ziemlich zarter Constitution ist, körperlich zu gedeihen. Um so weniger suchen wir seine

geistige Entwickelung absichtlich zu beschleunigen. Er ist schon an sich geistig sehr leicht erregbar und aufgeweckt, und es kann hier bei ihm eher zu viel geschehen als zu wenig. Mancherlei kindliche Unarten fehlen bei ihm nicht, im Ganzen aber macht er uns doch viel Freude, wenn gleich meiner Frau, bei seiner Lebhaftigkeit, auch manche Plagen.

Aus den Universitätskreisen berichtet Rothe diesmal nicht blos, sondern übt gleichzeitig Kritik:

Wir haben den vergangenen Winter besonders still und häuslich zugebracht. Die Krankheit des Vaters im Anfange desselben brachte dieß schon von selbst mit sich, wir haben uns aber auch grundsätzlich in aller Weise zurückgehalten, da es im Allgemeinen hier bewegter zuging als sonst gewöhnlich, auf Veranlassung der Anwesenheit unsres Erbprinzen und seines ältesten Bruders auf unsrer Universität. Da grade in dem Kreise unsrer nächsten Bekannten mehrere sich sehr nahe heranmachten an die Hoheiten, so mußten wir desto vorsichtiger zu Werke gehen um procul a foro zu bleiben. Denn das ist nun einmal mein Sinn, von dem ich nicht loskann, nicht nach hohen Dingen zu trachten, sondern mich zu den niedrigen zu halten, und ich begreife namentlich nicht, wie einem akadem. Lehrer nach der Höhe der Höfe gelüsten und wie er von den Großen der Erde für sich etwas andres zu erbitten haben kann als ein noli turbare circulos meos. Uebrigens sind beide Prinzen wahrhaft edle und reine, liebenswürdige Jünglinge ohne alle Einbildung, so daß ich mich des häuslichen Verkehrs der Professoren mit ihnen nur gefreut haben würde, wenn man ihnen nur das Leben derselben in einer Erscheinung gezeigt hätte, die sie auf eine dem Beruf akademischer Lehrer recht entsprechende und würdige Weise hätte ansprechen können.

Sodann geht er noch auf den Rücktritt von Paulus speziell ein:

Unser alter Paulus, der im vergangenen März seine Frau verloren hat, ist vor einigen Wochen pensionirt worden, natürlich mit Beibehaltung seines vollen Gehalts, das nun nur aus einer andern Casse fließt. In seiner Stellung zur Universität, wie sie schon seit 10 Jahren ist, ändert es im Wesentlichen nichts, nur daß er nun auch an den Facultätsgeschäften, die aber so gut wie keine sind, nicht mehr Theil nimmt. Seine bis dahin ganz außerordentlich dauerhafte Rüstigkeit scheint seit dem Tode seiner Frau (den er übrigens mit großer Fassung trug, ähnlich ungefähr wie der sel. Nitzsch), doch sehr nachzulassen, und ich fürchte, daß bald auch noch in einem andern Sinne seine Quiescirung eintreten wird. Man hatte ihn in Ruhestand versetzt, um Mittel zur Berufung Dahlmann's disponibel zu erhalten; dieser hat nun aber die Berufung abgelehnt.*) Es handelte

*) Die mustergültige Biographie Dahlmann's von Springer hat gerade

sich eigentlich um einen Nachfolger für Zachariä's Hauptfächer, besonders das publicistische, und hier thäte allerdigs Nachhülfe Noth, wenn die hiesige juristische Facultät ihren alten Ruf behaupten will.

Von den kirchlichen Verhältnissen in Baden hören wir ebenfalls Einiges:

Auf unsere Synodalanträge ist noch immer kein Receß erfolgt. Der dazwischen getretene (höchst unerfreuliche) Landtag, der auch wohl noch bis in den November hinein dauern wird, mag ein Hauptgrund der Verzögerung sein. Es scheint sehr zweifelhaft, ob die (übrigens von der Regierung selbst in Vorschlag gebrachte) Classification der Pfarrbesoldungen die Genehmigung des Großherzogs erhalten wird. Die finanzielle Seite der Sache scheint dort noch mancherlei Bedenken zu geben. Wegen der juristischen Seite herrscht hier ziemlich ausnahmslose Einstimmigkeit der Ansicht, nämlich daß in Beziehung auf sie die Maaßregel ganz unverfänglich sei bei den hiesigen Verhältnissen in Ansehung der Dotation der Localkirchen, die allerdings von denen in den dortigen Gegenden ganz abwichen. Die am besten dotirten Gemeinden wünschen vor allem andern die Maaßregel, weil sie jetzt beinahe ausnahmslos zu halbinvaliden Pfarrern verurtheilt sind.

Endlich folgt noch eine für den damaligen „Kämmerleinstheosophen" charakteristische Aeußerung über die Anfänge des Gustav-Adolfs-Vereins und des kirchlichen Vereinslebens überhaupt, der man freilich zugleich die allgemeine unbehagliche Stimmung der Sturm- und Drangjahre vor der Revolution unwillkürlich anmerkt:

Nach dem, was Du von der Hallischen Versammlung vom 29. November v. J. schriebst und was ich auch sonst über sie gehört habe, bedauere ich nicht, ihr nicht angewohnt zu haben. Nach meinem Sinn ist das ganze Gustav-Adolfswesen nicht. Ich liebe überhaupt das heute zu Tage so allgemein eingerissene Associationswesen nicht, am wenigsten aber wenn es so syncretistischer Art ist wie in diesem Falle. Auf die Lauterkeit der Kräfte, die für die Sache des Herrn in Bewegung gesetzt werden, lege ich ein weit größeres Gewicht als auf ihre Masse und Menge. Worauf der so allgemeine Enthusiasmus für den Verein hauptsächlich beruht (wenigstens in dem südwestlichen Deutschland), die Hoffnung, auf diesem Wege ein factisches Organ für die kirchliche Einheit aller deutschen Protestanten zu erlangen, liegt gar nicht in der Richtung meiner Wünsche und Bestrebungen.

---

diese Zeit seines Lebens in ein ganz neues Licht gerückt, sowohl was die Ursachen von Dahlmann's Ablehnung des Heidelberger Rufes, als das gleich nachher spielende corporalsmäßige Auftreten des Ministers Eichhorn gegen den ihn so unendlich überragenden Dahlmann betrifft.

Das ist aber die heute zu Tage so weit verbreitete Tendenz: die Pfarrer wollen nicht mehr vor allem wirkliche evangelische Hirten ihrer besonderen Gemeinde sein, sondern Theilhaber am Kirchenregiment. Meine Sorge geht grade vor Allem auf das, was zunächst und unmittelbar mir speciell aufgetragen ist; was ich thun könnte, damit die Welt im Großen und Ganzen wohl bestehe, das macht mir wenig Kummer. Nun die Zeit gefällt uns beiden oft nicht. Das unruhige, heftige Treiben derselben auf allen Gebieten, bei dem es bald keine Stille und Sammlung mehr geben wird, schnürt mich oft recht zu. Doch schwebt gewiß auch über diesen wogenden Gewässern ein befruchtender Geist, dem wir vertrauen wollen. Er wird auch alle die treu behüten, die er uns an's Herz gelegt hat.

In Bezug auf die früher besprochenen Wittenberger Seminarverhältnisse fügt Rothe noch anmerkungsweise hinzu: „Im Seminar wird hoffentlich wieder heiterer Himmel geworden sein." Gleichzeitig erbittet er noch die Weiterbeförderung zweier Briefe an Heubner's Schwiegersöhne Mänß und Stürmer, Glückwünsche zu der beiderseitigen Familienvermehrung enthaltend. Der erstere derselben, der uns allein vorliegt, (ebenfalls vom 24. Mai 1844), sagt in dieser Beziehung:

Ich rechne darauf, daß Ihr von meiner innigen Liebe und täglichem fürbittenden Andenken auch ohne schriftliche Zeichen derselben gewiß seid und gewiß bleibt und zweifle an den gleichen Gesinnungen auf Euer Seite unter keinerlei Umständen, zumal wir ja doch durch Eure lieben Wittenberger Eltern immer auch von Euch etwas miterfahren. Die Augen des Herrn mögen und werden ohne Unterlaß offen sein über Eurem Oculikinde, das für uns noch eine Anonyma ist. Ihr habt die Sorgen um dasselbe schon vorausgenommen, desto weniger werden nachkommen. Auch mein Vater, der sich Euch beiden herzlich empfiehlt, beglückwünscht Euch aufs innigste.

Wohl Dir, lieber Vetter, daß Dir zur Freude auch die Freudigkeit nicht fehlt, und Deine Gemeinde mitwirkt, den Dank gegen Gott in Deinem Herzen warm und frisch zu erhalten. So wird auch wieder in ihr das Feuer nicht erlöschen, das Du in ihr anzuzünden gekommen bist. Der Himmel ist freilich nicht alle Tage gleich heiter, aber grade dieser Witterungswechsel macht das Wetter gesund.

Von Rothe's eignen amtlichen und persönlichen Verhältnissen sagt der gleiche Brief:

Ich treibe hier mein bischen Arbeit ganz im stillen fort, auch nicht ohne manche Freude, die mich der Herr — zu Seiner Ehre sei's gesagt — dabei finden läßt, oft, wo ich's am wenigstens erwartete. Es sind nun schon eine hübsche Anzahl junger Geistlichen aus meinem

Seminarchen herausgegangen, deren die Gemeinden, an denen sie arbeiten, sich freuen und sichtlich gedeihen. Es kommt uns dabei zu statten, daß die jungen Männer unmittelbar in's Amt selbst treten; zwar nur als Vicarien, aber gewöhnlich in solche Stellungen, bei denen sie eine Filialgemeinde ganz als eigne Gemeinde überkommen, bis auf die edle Actenschreiberei, die dem Pfarrer ganz verbleibt. Zwei sind auch schon einem höheren Rufe gefolgt, und zwar grade mir vorzüglich theure. Derjenige, welcher den Anfang machte, war wohl in jeder Beziehung der am meisten hervorstechende von allen, die durch das Seminar gegangen sind; der ihm vor einigen Wochen gefolgt ist, war sein naher Freund und Coetanus. Ueberhaupt hat unsere kleine Kirche durch eine auffallende Fügung Gottes in dem letzten Winter eine bedeutende Anzahl von grade besonders entschieden christlich gesinnten und wirksamen Pfarrern durch den Tod verloren. Die christlich gesinnten jungen Männer, die bisher aus dem Seminar ins Amt übergegangen sind, sind bis jetzt zu meiner Freude durchaus noch nicht in die bösen und oft auf beiden Seiten feindselig werdenden Conflicte mit anders gesinnten Amtsbrüdern und Gemeinden gerathen, die sonst in unserm Lande sehr an der Tagesordnung waren und viel Unheil nach sich gezogen haben. Der Herr wolle weiter helfen und meine Schwachheit stützen, die ich täglich stärker, aber auch vertrauensvoller empfinden lerne.

Nicht ohne Interesse ist auch eine Notiz über die älteren noch in Wittenberg gehaltenen Vorlesungen Rothe's, mit welcher sich auch zugleich die erste Mittheilung über den Beginn der Ethik verbindet:

Du schreibst von Vorlesungsheften von mir, die Du aufgetrieben. Ich bedaure Dich herzlich wegen der darauf verwendeten Mühe; denn das wird sehr alter Käse sein, mit allen den reichen Unvollkommenheiten des ersten flüchtigen Gusses, die seitdem doch wenigstens um ein gutes Theil abgearbeitet worden sind. Wahrscheinlich nämlich sind Deine Quelle die Hefte meines ehrlichen Freundes Gumlich (jetzt in Coburg), die auch unser Freund Erbkam zur Hand gehabt hat. Weil denn doch nicht nur das Schweigen seine Zeit hat, sondern auch das Reden, und besonders das menschliche Leben ein sehr unsicheres Ding ist, so habe ich in den letzten Ferien einen Anfang gemacht, die Ethik für den Druck auszuarbeiten. Bei den vielerlei laufenden Geschäften geht die Arbeit freilich nicht allzuschnell von statten, doch habe ich schon ein ziemliches Päckchen Papier zusammengeschrieben. Wenn das Ganze beendet ist, werde ich erst ein sichres Urtheil darüber haben können, ob es für den Druck taugt. Darauf also hin spare die Theilnahme und Muße auf, die Du etwa aus alter Freundschaft und Vetterlichkeit meinen Lucubrationen zu widmen geneigt sein möchtest.

Bevor es aber zur Herausgabe des so gründlich vorbereiteten Werkes kam, sollte Rothe durch den schon in dem Vorjahre befürchteten Verlust des Vaters schwer betroffen werden. Hatten die beiden Briefe vom 21. Mai noch die Grüße des Greises ausrichten können, so bringt der zweite Brief dieses Jahres an Heubner vom 23. August 1844 sofort die Todesnachricht:

Daß ich Dir und Deiner lieben Charlotte für Eure Briefe vom 3. d. Mts., mit denen Ihr uns eine herzliche Freude bereitet, heute unsern Dank schreibe, hat eine Veranlassung schmerzlichster Art. Es hat dem Herrn gefallen, uns unsern lieben Vater weit schneller hinweg zu nehmen, als unsre von unsern kindlichen Wünschen genährte Hoffnung es uns fürchten ließ. Eine so tiefe Trauer müßt Ihr bald mit uns theilen; wissen wir doch, daß Ihr dieß nach Eurer Liebe gewiß thut und gern thut. Du selbst, theurer Bruder, hast uns in Deinem letzten Briefe glücklich gepriesen darüber, daß Gott mir den Vater so lange schenke. Gewiß, dafür bringe ich dem Herrn auch in diesem Augenblick meinen anbetenden Preis dar. Er hat mich in dieser Beziehung vor tausend andern Söhnen begünstigt, und anstatt zu klagen, daß er mir meinen Vater jetzt hinweggerufen, habe ich ihm nur zu danken dafür, daß er mir sein theures Leben so lange erhalten hat. Dennoch ist der Abschied von einem so liebevollen und treuen Vater bitter, und ich kann es nicht verleugnen, daß mir wehe, sehr wehe ums Herz ist, und ich mich sehr vereinsamt fühle. Meiner Luise geht es nicht anders. Am letzten Dienstag, den 20. Nachmittags um $4^1/_2$ Uhr ist der liebe Vater sanft entschlafen. Sein eigentliches Krankenlager war ein kaum zehntägiges. Freilich wollte es mir schon seit den letzten Monaten immer so vorkommen, als ob sein körperliches Leben sichtbar verfalle, indeß auf ein so schnelles Erlöschen desselben war ich doch nicht gefaßt. Der erste Anfang seiner Krankheit kam in der Nacht vom 10. auf den 11. d. Mts. In dieser Nacht bekam er einen leichten Fieberanfall. Da ihm solche öfter zustießen ohne weitere Folgen zu haben, so beunruhigte uns dieß noch nicht ernstlich. Auch blieb der folgende Tag fieberfrei, nur fühlte sich der Vater noch unbehaglich und völlig appetitlos. Die Unbehaglichkeit verlor sich am folgenden Tage, und am Morgen des 13. war er selbst mit seinem Befinden ganz zufrieden, es schien sich auch wieder etwas Appetit einzustellen und er traf mit Chelius darüber Verabredung, was er genießen dürfe. Doch bewährte sich der Appetit nicht als es zur That kam, und auf das wenige, was er zu sich genommen, empfand er sich wieder mißbehaglich. Zu dieser allgemeinen Indisposition gesellte sich gegen Abend noch die Neigung zum Erbrechen, ohne daß es jedoch zu einem wirklichen Vomiren kam. Am andren Morgen (Mittwochs) befand er sich noch unwohler und klagte über peinliche Schmerzen im Leibe, während er bis dahin nur leichtes Leibschneiden empfunden hatte.

Von nun an nahm die Krankheit schnell zu. Es zeigte sich bald eine ausgesprochene Trommelsucht (Tympanitis), die jedoch nach Chelius Meinung nur die Folge des beginnenden Marasmus senilis war. Jetzt wurden die Schmerzen immer unleidlicher, zumal auch die Neigung zum Erbrechen dabei fortdauerte. Indeß wich die Trommelsucht allmälig den angewendeten Mitteln, und durch ungemeine Ausleerungen legte sich die Anspannung und Anschwellung des Leibes wieder bedeutend. Aber der Marasmus war unterdessen unaufhaltsam vorgeschritten; alle Versuche, die Lebenskräfte durch Zuführung von nährenden Stoffen wieder zu heben, blieben vergeblich, und so stieg die allgemeine Erschöpfung immer höher. Schon am Sonntag Abend war die allgemeine Mattigkeit aufs äußerste gekommen, und nur mit großer Mühe noch konnte der arme Vater seine Bedürfnisse und Wünsche mit Worten andeuten. Am Montag Morgen sagte er es uns ganz offen, daß sein Abscheiden vor der Thür sei, und zwar mit großer Ruhe und völliger Ergebung in den Willen Gottes. Wir beteten mit ihm und er verlangte nach dem h. Abendmahl, das gegen Mittag Dittenberger ihm und uns reichte. Dabei sammelte er noch einmal die volle Geisteskraft und sprach auch wieder ganz vernehmlich, so daß Dittenberger unsre gänzliche Hoffnungslosigkeit gar nicht gelten lassen wollte. Aber von nun an nahm der soporöse Zustand immer mehr überhand, doch so, daß die Schmerzen noch immer fortdauerten, die durch die nun auch schon theilweise eintretenden Stockungen des Bluts noch vermehrt wurden. Von Zeit zu Zeit gab der liebe Vater durch Falten und Erheben der Hände uns ein Zeichen, daß wir ihm vorbeten oder etwas aus der H. Schrift oder ein geistliches Lied vorlesen sollten, wobei er dann immer seine Theilnahme durch Bewegungen des Kopfes und der Arme zu bezeugen suchte. Dieß that er auch noch in der letzten Nacht gegen den Morgen hin mehrmals. Als wir gegen Mitternacht uns eine Stunde aufs Bett gestreckt hatten, bemerkte er uns sogleich wieder, wie wir nur wieder an seinem Lager erschienen, und suchte unsre Hände und drückte sie. Zwischen 6 und 7 Uhr des Morgens trat eine auffallende Veränderung ein. Bis dahin hatte er immer Zeichen seines schmerzlichen Leidens von sich gegeben und häufig eine Veränderung der Lage oder eine Anfeuchtung der Lippen oder einen auffrischenden Geruch verlangt; von nun an fiel dieß alles weg. Jetzt lag er ganz ruhig mit beinahe geschlossenen Augen etwas aufwärts vor sich hinsehend, ohne Beschwerden athmend, anfangs noch Arme und Beine von Zeit zu Zeit sanft bewegend, was in den letzten Stunden auch ganz wegfiel. Der Ausdruck seines Gesichts, ja selbst die Gesichtszüge waren jetzt auffallend verändert. Sein Gesicht hatte einen weit bedeutungsvolleren Ausdruck als sonst, gleichsam einen festtäglichen im Vergleich mit dem gewöhnlichen werktäglichen. Er sah aus wie ein Mensch, der in tiefster Sammlung, ohne durch irgend etwas außer ihm abgezogen zu werden, ganz in einen höchst wichtigen und guten Gegenstand mit seiner Ueberlegung versenkt ist, und ihm unter

freudiger Ueberraschung mit seinen Gedanken nachgeht. Bewußtlos war er sichtlich nicht, aber sein Bewußtsein war von den Außendingen vollkommen abgewendet, das Band desselben mit diesen war schon gelöst. Wer ihn beobachtete, mußte zwischen Sterben und Ableben unterscheiden. Das Sterben schien er schon hinter sich zu haben, jetzt vollzog sich nur noch allmälig das Ableben des sinnlichen Naturorganismus. Etwa um halb 4 Uhr trat, ohne daß sich übrigens die völlig ruhige Körperhaltung veränderte, ein schweres Athmen ein, das sich immer höher steigerte, bis um $4^1/_4$ Uhr nach einem leichten Aufhusten der Athem völlig stillstand. Der Herr wird in Gnaden seinen unsterblichen Geist in seine Hände aufgenommen haben und ihn behüten bis zum Tage seiner Auferstehung. Die sterbliche Hülle haben wir, nachdem vorher noch auf den dringenden Wunsch von Chelius eine Section vorgenommen, gestern Abend gegen 6 Uhr auf dem St. Annenkirchhof unter dem Geleit vieler seiner hiesigen Freunde der Erde wiedergegeben. Dittenberger hat den Segen über ihn gesprochen und eine uns allen sehr wohlthuende Grabrede gehalten. Nach dem, was Chelius uns jetzt nach dem Tode gesagt, können wir allerdings die Gnade Gottes nicht genug preisen, die dem Seligen ein verhältnißmäßig so leichtes Ende gewährt hat. Denn die Trommelsucht hätte gar wohl mit dem Miserere enden können, und eben dieses hätte auch die Folge seines schon langjährigen Uebels sein können, nämlich einer scirrhösen Ausartung des Darmkanals, welche in ringartiger Form im oberen Ende eine Verengerung desselben hervorbrachte. Zu Chelius' großer Verwunderung ist aber glücklicherweise diese Ausartung während des ganzen hiesigen Aufenthaltes des sel. Vaters beinahe gar nicht gewachsen. Ebenso hat er vor nun bald vier Jahren einen sehr bestimmten Anfang des grauen Staars in dem einzigen Auge, auf welchem er sah, hierher mitgebracht; aber auch dieser ist durch Gottes Gnade ganz stille gestanden, so daß sich seine Sehkraft während dieser Zeit nicht vermindert hat. Doch ich habe Dir schon zu lange von unserm Schmerz geschrieben, und das Gefühl der Verwaisung, das uns befallen hat, kann ich Dir doch mit allen Worten nicht ausdrücken.

Mußte dieser Bericht Rothe's über den Tod seines Vaters schon wegen der unwillkührlich sich aufdrängenden Parallele mit seinem eigenen Heimgang unverkürzt bleiben, so dürfen wir dagegen an dem übrigen Inhalt dieses Briefes, der eine Reihe spezieller Familienangelegenheiten enthält, vorbeigehen. Es sei daher nur noch die Notiz erwähnt: „Unser Adolf macht uns viel Freude" und sodann der Schluß: „Betet für uns, liebe Geschwister, daß der Herr uns über diese schwere Zeit hinweghelfe und uns recht geistlich erfrische."

Dem eben mitgetheilten Briefe an Heubner gesellt sich aus dem gleichen Jahre nur noch ein aus demselben Anlaß hervorgerufener

Brief an Hahn vom 30. September 1844 hinzu, der hier ebenfalls ohne Unterbrechung seines Zusammenhangs folgen möge:

Der so warme Ausdruck Eurer innigen Theilnahme in Deinem lieben Briefe vom 31. August hat uns in unsrer tiefen Trauer auf das wohlthuendste erquickt, und ich sage Euch dafür zu allererst unsern herzlichsten Dank. Ja, lieber Bruder, wir sind tief niedergebeugt und empfinden den unersetzlichen Verlust eines solchen Vaters von Tage zu Tage mit immer schwererer Wehmuth. Gewiß sind wir nicht undankbar für die seltene Gnade Gottes, der wir einen so langen und zuletzt so vollständigen Besitz des nun selig Heimgegangenen verdanken, aber wie viel wir an ihm verloren haben, das erfahren wir mit immer tieferem Schmerz immer mehr. Wir bedürfen deshalb der lindernden Theilnahme unserer Lieben recht sehr und danken sie allen auf das wärmste. Eure Liebe, die uns so freundlich zu Euch einladet, hat uns wahrhaft gerührt, und wenn wir auch Eurer Aufforderung nicht folgen konnten, so ist sie deshalb doch nicht an uns verschwendet gewesen. Wohl wäre es uns gar tröstlich und aufrichtend, jetzt mit Euch Lieben zusammensein und unsern Schmerz vor Euch ausschütten zu können; aber wir konnten doch einem solchen Gedanken nicht ernstlich Raum geben. Er wäre schon aus äußeren Rücksichten unausführbar gewesen; dann aber sprach doch auch noch gar vieles andre dagegen. Die Freude des Wiedersehens mit Euch und unsern andern lieben Verwandten und Freunden in Schlesien wäre doch unter diesen Umständen eine gar zu sehr von Schmerz überwogene gewesen, und wo wir auch nur hingekommen wären, da hätte es eine neue Auffrischung unseres Schmerzes gegeben. So heilig uns auch unser Schmerz ist, so bangt uns doch vor einer solchen gewissermaßen systematischen Ausschöpfung desselben, bei der unser Herz ganz zerrissen werden würde. Natürlich beschäftigt uns der Gedanke eines Wiedersehens mit Euch sehr lebhaft, und wenn Ihr freundlich die Hand bietet, und Gott uns alle in seiner Obhut erhält, so ließe er sich vielleicht im künftigen Jahre ausführen. Wenn es Gottes Wille ist, würden wir im Herbst des nächsten Jahres gern einmal wieder nach Wittenberg reisen, und dann würden wir Euch recht dringend bitten, daß Ihr es möglich machtet, dort einige Wochen mit uns zusammenzusein. Um bis nach Schlesien zu kommen, dazu würde uns die Zeit nicht ausreichen; denn wir müßten uns dort an gar zu viele Punkte vertheilen, ungeachtet wir uns freilich auch danach sehr sehnen. Ueberlegt also einstweilen, Ihr lieben Leutchen, diesen freilich vor der Hand nur noch ganz in der Luft schwebenden Vorschlag. Für dießmal haben wir uns auf einen ganz kurzen Ausflug beschränkt, und auch dieß nur mit schwerem Herzen; mehr weil unsre Freunde so sehr in uns drangen, uns für ein Paar Tage aus den für uns so trauervoll gewordenen gewohnten Umgebungen herauszureißen, und dann auch, weil wir uns mit unserm Schmerz einmal recht nach Einsamkeit und Stille sehnten,

die hier nicht zu erlangen war, und das am allerwenigsten in den Wochen, in denen hier die Fluth der Reisenden ihren höchsten Stand hat. Wir haben deshalb vom 7. September bis zum 14. eine kleine Reise nach dem Oberrhein, wie man hier sagt, gemacht: Speyer, Landau, Annweiler, Dahn, Bergzabern, Landau, Edenkoben, Neustadt an der Hardt, Wachenheim, Dürkheim, Worms und von dort wieder hierher zurück. Grade wie wir von hier abfuhren, 50 Schritt von unserm Hause, reichte uns der Briefträger noch Deinen lieben Brief in den Wagen hinein, den wir als ein gutes Omen mit auf den Weg nahmen, und sobald wir das Steinpflaster verlassen hatten, mit Rührung und Dank lasen. Das Wetter begünstigte uns sehr, und so hat uns diese kleine Reise denn auch recht wohl gethan; besonders ist sie auch bei Adolf sehr wohl angeschlagen. Aber das Nachhausekommen war wieder ein schwerer Stoß, und wenn wir eine Linderung unseres Schmerzes von dieser Excursion erwartet hätten (was aber gar nicht der Fall war), so würden wir uns sehr getäuscht gesehen haben. Bei der Rückkehr fanden wir viele theilnehmende Briefe, auch von dem lieben Heubner, die uns ein Balsam waren. Seitdem leben wir in möglichster Stille unser einfaches Leben fort und fühlen jede Stunde die unausfüllbare Lücke, die in unsern kleinen Kreis hineingebrochen ist. Ich habe mich so viel als möglich in die Arbeit hineingeworfen, zumal ich die Ausarbeitung meiner Ethik für den Druck, mit der ich mich in den Mußestunden des vorigen Sommers zu beschäftigen angefangen habe, während dieser Ferien um ein gutes Stück zu fördern suchen muß. Wir haben in diesen letzten Wochen auch wieder viel theologischen Besuch gehabt. Der liebe, treffliche Neander war mehrere Tage hier auf der Rückreise von Baden, wo er sich auf das erfreulichste erholt hat; dann Credner, später etwas länger Lücke, der heute abgereist ist. Hitzig ist noch hier und auch der Dr. Meier aus Tübingen. Wenn man die lieben Leute nur etwas mehr in Ruhe haben könnte, aber man muß sich in sie mit so vielen theilen, und es bleibt in einem beständigen Jagen und Treiben. Meine Collegen sind auch hier. Ullmann war ein Paar Wochen in Ems und dann 8 Tage in Baden, seit vorigem Mittwoch aber ist er wieder zurück.

Im Laufe dieser Woche wird es wahrscheinlich noch zur Aufrichtung des einfachen Monuments auf dem Grabe des seligen Vaters kommen. Er ruht unter Freunden und trefflichen Vorangegangenen in freundlicher Umgebung, wie er von zahlreichen Freunden liebevoll zur letzten Ruhestätte begleitet worden ist. An der Seite der seligen Mutter zu ruhen war ihm nicht beschieden.

Das Jahr 1845, das kirchengeschichtlich durch die Bewegung der protestantischen Freunde solche Bedeutung erlangt hat, ist zugleich auch ein in wissenschaftlich-theologischer Beziehung bedeutsames geworden durch das Erscheinen der Rothe'schen Ethik. Und außer

diesem Hauptwerke hat Rothe die ersten seiner gedruckten Predigten in dem gleichen Jahre erscheinen lassen. Bevor wir aber auf diese literarische Seite seiner Thätigkeit eingehen, sind die noch vor dem Erscheinen von Buch und Predigten von ihm geschriebenen Briefe zu berücksichtigen. Es liegen uns deren nämlich wieder drei an Heubner gerichtete vor. Der erste derselben, vom 3. Februar 1845, greift vor Allem noch einmal auf den unersetzlichen Verlust des Vaters zurück:

Auch dießmal ist wieder so lange Zeit verstrichen, bis ich den stillen geistigen Verkehr, den ich täglich mit Dir in meinem Herzen und vor dem Thron des Heilands pflege, endlich einmal durch ein schriftliches Zeichen bezeuge. Und doch hat mir und meiner Luise Dein liebevoller Brief vom 7ten Septbr. vorigen Jahres, für den ich Dir noch nicht einmal gedankt habe, so innig wohlgethan. Nimm aber auch jetzt noch meinen gewiß noch nicht erkalteten Dank für denselben freundlich an. Ich habe ihn oft wiedergelesen, und immer wieder neu empfunden, wie herzlich Du mit mir den Verlust des unvergeßlichen Vaters gefühlt hast. Es ist nun schon länger als 5 Monate, daß sein sterbliches Pilgerkleid im Schooße der Erde ruht, aber die Gefühle, mit denen ich ihn zu der letzten Ruhestätte begleitete, sind noch unverändert dieselben in mir. Ich habe vom ersten Augenblicke an dem Herrn aufrichtig danken können, daß er dem lieben Abgeschiedenen nach seinem unerschöpflichen Erbarmen hinausgeholfen zu Seinem ewigen Reich aus dieser Zeitlichkeit; aber die tiefe Wehmuth, aus der dieser Dank geboren wurde, ist noch die alte, und die Bilder der letzten Stunden des Entschlafenen mit ihrem erhebenden Ernst mischen sich noch immer in alle meine Gedanken und Empfindungen. Da sie mir eben so wohlthuend als heilig sind, werden sie mir auch treu bleiben. Die Würdigung dieses gegenwärtigen Lebens verderben sie mir nicht, aber den Blick in die unsichtbare Welt zu jedem Blick in die sichtbare als Ergänzung hinzuzunehmen, das machen sie mir doch immer unentbehrlicher und geläufiger. Geschieden fühle ich mich von dem theuren Herzen meines irdischen Vaters in der That nicht. Daß er uns noch immer nahe ist, und ungesehen mit den innersten Bewegungen unsrer Seelen fort und fort einen Verkehr unterhält, davon habe ich ein sehr zuversichtliches Gefühl.

Ueber seine häuslichen Verhältnisse und Erlebnisse berichtet Rothe im gleichen Briefe:

Mehr als je thut mir vor allem die Stille wohl; und da es meiner Luise eben so geht, so haben wir diesmal einen so stillen Winter verlebt, wie hier noch nie. Von allem, was nur Gesellschaft heißen kann, haben wir uns zurückgehalten, und zum ersten Male an meinem Geburtstage haben wir einmal wieder einige ganz wenige

unsrer nächsten Freunde des Abends bei uns gesehen. Ich weiß wohl, daß dieß nicht für immer ausführbar ist; aber ich wüßte auch nicht, warum ich einer mir heiligen Stimmung Gewalt anthun sollte, um keines höheren Interesses willen als das der geselligen Gewohnheit. Zudem haben wir auch lange Krankheit im Hause gehabt. Etwa gegen den 20ten Novbr. hin erkrankte Adolf heftig am Scharlachfieber, das nur sehr langsam ordentlich herauskam. Bei dieser Langsamkeit verzog sich die völlige Genesung sehr lange, und ungeachtet er jetzt wieder sehr wohlauf ist, hat er doch erst vor wenigen Tagen wieder seinen ersten Ausgang halten dürfen. Der arme Junge hatte grade etwa erst seit 4 Wochen den Anfang gemacht, die Schule zu besuchen. Er ist übrigens ein sehr gutes Kind, das uns sehr viel Freude macht, und das Gott uns gnädig bewahren wolle. Meine Luise hat natürlich mit dem kranken Bürschchen viel Sorge und Mühe gehabt, was auch ihre Gesundheit mit angegriffen haben mag, und ihr besonders einen sehr langwierigen und lästigen Husten zugezogen hat, der nun aber Gottlob wieder beseitigt ist. Doch ist sie dabei im ganzen wohler gewesen als manche andre Jahre.

Von weiteren Mittheilungen erwähnen wir die beiden Todesfälle vom Geh.-Rath Reinhart, „dem alten treuen Freunde des seligen Vaters", und von dem alten wittenberger Schüler Neumann, dessen Hinscheiden „tief bewegt hat", zugleich aber zu der Bemerkung Anlaß gibt: „Und doch ist's auch wieder schön, daß es doch zu allen Zeiten einzelne reife Garben gibt." Rothe dankt ferner für die Uebersendung der Büchner'schen Concordanz, sowie Freund Lommatzsch für den gleichzeitig übersandten Band seines Origenes. Auch von der Herbstreise durch Rheinbaiern wird nachträglich Bericht gegeben, und weiter die Hoffnung ausgesprochen, im nächsten Herbst eine Reise nach Wittenberg und nach Schlesien, zwar nicht bis Breslau, aber doch bis Golgowitz machen zu können. Der „innigen und reinen Liebe und Verehrung" für Heubner, welche sein sel. Vater „vom ersten Augenblick an, wo er ihn kennen lernte, unverrückt im Herzen trug", erwähnt Rothe ebenfalls ganz besonders. Außer diesen mehr persönlichen Details sind es endlich noch drei Punkte von allgemeinerem Interesse, die wir diesem Briefe entnehmen. Der erste betrifft die durchreisenden Besucher:

Bald nachher brachte Neander auf der Rückreise von Baden einige Tage hier zu. Es wird mir doch immer wieder von Neuem überaus wohl in der Nähe des lieben Mannes. Es ist in ihm ein Quellen einer inneren Lebensfülle, bei dem einem auch das Herz aufgeht und jeden etwaigen Dissensus der Ansichten vergißt. Etwas später war

auch Lücke einige Tage hier. Ein Besuch der mich schon früher, Ende Juli, recht erfreute, war der des Bischofs Ritschl aus Stettin.

Die zweite Aeußerung bezieht sich auf die innerkirchlichen Wirren in Preußen:

Du hast mittlerweile 3 Wochen zu Magdeburg auf der Synode zugebracht. Wahrscheinlich bist Du mit Freuden wieder in Dein Wittenberg heimgekehrt. Neuenhaus hat mir einige anziehende Mittheilungen über Eure Synode gemacht. Ich kann immer noch nicht dazu kommen, von dieser Seite her große Dinge für das Reich Gottes zu erwarten, so redlich auch der Wille dabei ist. Hahn schreibt mir sehr befriedigt von der schlesischen Synode. Tief schmerzen mich die kirchlichen Dinge in unserm lieben Preußischen Sachsen. Daß es bis zu solchen Aergernissen hat kommen müssen! Ich weiß wohl, daß es Aergernisse geben muß, und daß unter des Herrn gnadenreicher Hand alles zum Heil ausschlägt; aber ich kann doch den Schmerz darüber nicht unterdrücken, daß es soweit gekommen ist, und kann die armen Behörden nur beklagen, die hier mehr als menschliche Weisheit bedürfen. Auch das Verfahren der auf ihre eigene Hand excommunicirenden gläubigen Pfarrer kann ich nicht gutheißen.

Schließlich gedenkt Rothe dann noch der kirchlichen Zustände in Baden:

In meinem Amt habe ich neben mancher Sorge doch auch manche Freude an unsern jungen Theologen, die ich mit beschämtem Danke aus der Hand des Herrn hinnehme. Im Allgemeinen wird es in unsrer kleinen Landeskirche besser, und wo erklärter Unglaube unter dem heranwachsenden Geschlecht sich kundgiebt, da verfährt unsre Kirchenbehörde mit ruhigem Nachdruck bis zur Streichung von der Candidatenliste, und die allgemeine Stimme heißt das gut.

Der zweite Brief an Heubner, vom 10. April 1845, ist einem Geschäftsbriefe an den Buchhändler Heyne beigefügt, dem Rothe anzeigte, daß die beiden ersten Bände der Ethik so gut wie völlig druckfertig seien. Er benutzt diesen Anlaß aber auch zu einem gleichzeitigen Geburtstagsgruße an Frau Heubner und zum Danke für neue literarische Gaben, mit denen auch die schriftstellerischen Erstlinge von August Hahn gleichzeitig eingetroffen waren, welche ihm „eine große Freude machten". Von weiteren Nachrichten meldet dieser Brief eine neue und längere Kränklichkeit des Knaben und eine Ueberschwemmung des Neckar in dem untern Theile der Stadt.

Der dritte Brief, vom 9. August 1845, bezieht sich mehrfach auf die durch Pfarrer Mänß erhaltenen Nachrichten, u. A. über eine

Teplitzer Badekur Heubner's. Rothe berichtet ferner von einem Besuch seiner Cousine Weymar und seines Vetters Hauptmann Müller aus Cöln, Sohn seines „unvergeßlichen Glatzer Onkels". Die früher gehegte und ausgesprochene Hoffnung einer sächsisch-schlesischen Reise hat dagegen, wie Rothe ausführlicher berichtet, vertagt werden müssen, theils wegen einer ihm und seiner Frau gemeinsam vorgeschriebenen Kur in Baden, theils wegen einer neu eingeführten Ferienordnung, die den damaligen Ferien ein zu frühes Ende gesetzt hatte. Schließlich schreibt Rothe ebenfalls näher von der damaligen (sich nicht realisirenden) Hoffnung, den O.-K.-R. Bähr als Professor und Pfarrer nach Heidelberg zu bekommen, und von den unerquicklichen Zuständen im derzeitigen badischen Oberkirchenrath, unter dem Directorium Baumüller's.

Ein vierter diesjähriger Brief an Heubner, vom 21. December 1845, bezieht sich bereits auf das Erscheinen der Ethik, und glauben wir daher, bevor wir seinen dortigen und einigen weiteren brieflichen Aeußerungen über sein epochemachendes Hauptwerk Raum geben, an die in der Vorrede selbst ausgesprochenen persönlichen Empfindungen, mit denen Rothe sein Buch hinaussandte, erinnern zu sollen.

Der bereits früher hervorgehobene Zusammenhang seiner jetzigen Schrift mit den „Anfänge der Kirche" wird von Rothe selbst nachdrücklichst betont. (Vorrede zur I. Aufl. in der II. Aufl. S. XXII.):

Es wiederholt sich in dieser Schrift, und zwar mit verstärktem Nachdruck, ein Streitsatz, der schon vor einer Reihe von Jahren in meinen „Anfängen ꝛc." der allgemeinen Ansicht der Zeitgenossen hart entgegengetreten ist..... Es kann der Gang der Dinge unter uns in den letzten Jahren Manchem ein Zeugniß abgelegt haben für die in jenem frühern Buche aufgestellte Theorie und für die Nothwendigkeit, das Christenthum in unserer Vorstellung nicht ausschließlich oder auch nur hauptsächlich an die Kirche zu knüpfen. Mir wenigstens scheinen die jüngsten kirchlichen Ereignisse eindringlich genug die Warnung uns zuzurufen, doch nur nicht das Christenthum mit sich selbst zu verfeinden dadurch, daß wir fortfahren, es gewaltsam mit der Kirche zu identifiziren. Hierüber ist aber freilich eine Verständigung nicht anders möglich als auf der Basis einer klaren Vorstellung von dem Verhältniß zwischen dem Religiösen und dem Sittlichen, und da glaube ich nicht viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß diese uns noch fehlt.

Ist hier der Unterschied zwischen Christen- und Kirchenthum scharf hervorgehoben, so ist zugleich der christlich gläubige Stand-

punkt des Verfassers ebenso unverhohlen ausgesprochen (a. a. O. S. XVI.):

Ich würde wünschen müssen, keine Feder angesetzt zu haben zu dieser Schrift, wenn man verkennen sollte, daß das sie beseelende Princip der unbedingte Glaube an Christum, als den wirklichen und alleinigen Erlöser ist, und die Liebe zu Ihm. Das Fundament alles meines Denkens, das darf ich ehrlich versichern, ist der einfache Christenglaube, wie er (nicht etwa irgend ein Dogma und irgend eine Theologie) seit achtzehn Jahrhunderten die Welt überwunden hat. Er ist mir das letzte Gewisse, wogegen ich jede andere angebliche Erkenntniß, die ihm widerstritte, unbedenklich und mit Freuden bereit bin, in die Schanze zu schlagen. Ich weiß keinen andern festen Punkt, in den ich wie für mein ganzes menschliches Sein überhaupt, so auch insbesondere für mein Denken den Anker auswerfen könnte, außer der geschichtlichen Erscheinung, welche der heilige Name Jesus Christus bezeichnet. Sie ist mir das unantastbare Allerheiligste der Menschheit, das Höchste, was je in ein menschliches Bewußtsein gekommen ist, und ein Sonnenaufgang in der Geschichte, von dem aus allein sich Licht verbreitet über den Gesammtkreis der Objekte, die in unser Auge fallen.

Mit diesem Einen schlechthin unerfindbaren Datum, dessen Kunde unmittelbar auch von seiner Realität zeugt, wie das Licht von sich selbst, und in dem unübersehliche Consequenzen beschlossen liegen, steht und fällt für mich in letzter Beziehung jede Gewißheit des geistigen und deßhalb ewigen Adels des menschlichen Geschöpfs.

Auch die höchst beachtenswerthe Bemerkung über Orthodoxie und Heterodoxie darf hier nicht fehlen (S. XVII):

Es ist leicht orthodox sein bei bloß aphoristischem, stückweisem Denken, bei dem man jeden Augenblick einbiegen kann, sobald der Gedanke aus dem vorgezeichneten Geleise herauszuweichen droht; wer dagegen aus einem Stücke denken will, muß stracks vor sich hingehen mit seinem Denken, wohin er auch gerathe. Nur ein solches Denken aus dem Ganzen kann aber das Bedürfniß der Gegenwart befriedigen. ... Daß ich meine wissenschaftliche Ueberzeugung, auch wo sie in sehr wesentlichen Punkten unsern Dogmen widerspricht, ohne allen Rückhalt rein heraussage, dafür rechne ich auf den Dank aller derjenigen, die in unverkünstelter Unbefangenheit und Ehrlichkeit, welche die wirklich vorhandenen Schwierigkeiten unumwunden eingesteht, und in dem Abthun jeder ungläubigen Furcht bei der Erforschung der Wahrheit die Präliminarbedingung für die Schlichtung der religiösen Verwickelungen der Gegenwart sehen.

Vor Allem aber wird der biblische Boden betont (S. XVII. XVIII.):

Bei der noch immer vorherrschenden Voraussetzung einer genauen Zusammenstimmung unsrer Kirchenlehre mit der Lehre der heiligen Schrift werden Viele nicht anstehn, meine Sätze sofort auch der Schriftwidrigkeit anzuklagen. Diese möchte ich bitten, ihr Urtheil so lange noch ausgesetzt zu lassen, bis sie einmal innerhalb meines Gedankenkreises ihren Standort nehmend das Neue Testament wieder gelesen haben werden. Auch mir ist auch für mein Denken die heilige Schrift eine unverbrüchliche Norm. In welchem Sinne, das habe ich in dem Buche selbst (Bd. I. S. 50 f.), wie ich hoffe, deutlich ausgesprochen. In die Aufrichtigkeit dieser Versicherung wird man keinen Zweifel setzen wollen. Erhält Gott mir Leben und Kraft, so gedenke ich überdieß, nach Beendigung dieser Ethik an einige Arbeiten zur s. g. biblischen Theologie des Neuen Testaments zu gehen, die nebenbei auch zur Rechtfertigung meiner Ueberzeugung von der Schriftgemäßheit meiner Lehre dienen sollen, die ich hier nur schlechtweg aussprechen kann.

Und nicht minder energisch ist die Erklärung über des Verfassers Verhältniß zur Philosophie (XVIII.):

Nicht geringere Mißverständnisse werden meinem Buch, was sein Verhältniß zur Philosophie betrifft, bevorstehn, der Erörterung dieses Punktes in der Einleitung ungeachtet. Deßhalb mag eine feierliche Verwahrung auch nach dieser Seite hin hier am Platze sein. Ich erkläre also ausdrücklich, daß diese Schrift nichts von Philosophie enthält, sondern lediglich Theologie oder genauer Theosophie, obgleich ich ihr freilich auch vonseiten der Philosophirenden Beachtung wünsche, und daß ich schlechterdings keinen Anspruch mache, etwas von Philosophie zu verstehen. Ich habe mich demgemäß auch jedes Urtheils über die Philosophieen der Gegenwart enthalten. Sie würden meine Kritik mit dem Vorwurf beantworten, daß ich sie nicht verstehe, und auf ihn könnte ich nichts ablehnend erwiedern, sondern nur einfach die Thatsache berichten, daß ich immer unfähig gewesen bin, irgend eines ihrer Systeme mir als Ueberzeugung anzueignen.

Wird man durch diese Erklärung unwillkürlich an Rothe's Briefe aus seiner Studienzeit während des Durchlebens der Hegelschen Philosophie gemahnt, so nimmt er außerdem auch gradeswegs Bezug auf diese seine eigne Entwickelung:

Wie es sich auch sonst mit meiner Lehre verhalten mag, so viel wenigstens weiß ich, daß sie nichts gesuchtes und nichts künstlich gemachtes ist, sondern etwas wirklich aus eigenthümlichem Triebe heraus in mir erwachsenes, im innigsten Zusammenhang mit meiner gesammten individuellen Entwickelung und Führung, ein naturwüchsiges Erzeugniß meines eigensten Lebens.

Doch wenn irgendwo, so lassen sich bei diesem Hauptwerke Rothe's keine irgend genügenden Auszüge hier anschließen, und müssen wir uns daher begnügen, den von Rothe eingenommenen Standpunkt nach diesen Hauptbeziehungen hin mit seinen eigenen Worten charakterisirt zu haben.

Brieflich hat Rothe über die Ethik sich zunächst in dem schon theilweise veröffentlichten Schreiben an Winckel vom 23. December 1845 etwas näher ausgesprochen.

Jetzt ergreife ich die erste beste Gelegenheit, um Ihnen Abbitte zu thun, indem ich mir erlaube, Ihnen eine schriftstellerische Arbeit zu überreichen, von der ich wenigstens weiß, daß ihr Gegenstand, ihre Intention und ihr Verfasser Ihrer Theilnahme gewiß ist. Sie werden sich auch nicht vor dem Inhalt entsetzen, so bestimmt ich auch annehme, daß Sie gegen denselben ernstlich protestiren werden. Und dazu sollen Sie auch von mir ausdrücklich autorisirt sein. Nur protestiren Sie nicht zugleich auch gegen den Autor. Es liegt einem oft schwer auf der Seele, wenn man dem Herrn doch nur mit seiner besondern Gabe dienen kann, und diese so beschaffen ist, daß man nicht umhin kann, dabei Vielen, und grade den Besten, Aergerniß zu geben. Es bleibt dabei nichts übrig, als die Sache Gott zu befehlen, selbst aber das Urtheil der Menschen als ein von ihrem Standpunkte aus durchaus wohl berechtigtes hinzunehmen.

Sodann schreibt er über den gleichen Gegenstand am 21. December 1845 an Heubner:

Für die Ethik hast Du Dich bei Hrn. Heyne zu bedanken. Er ist mir leider zuvorgekommen. Möchtest Du in meinem Herzen die Empfindungen haben lesen können, mit denen ich das Buch in die Welt habe gehen lassen! Mit der tiefsten Wehmuth nur kann ich daran denken, wenn es dazu mitwirken sollte, die ohnehin schon so ungeheure Verwirrung der religiösen Vorstellungen noch zu vermehren. Wahrlich nicht aus eitlem Kitzel bin ich mit meiner Theologie hervorgetreten, sondern um eine Pflicht der Ehrlichkeit zu erfüllen. Man soll mich nicht für besser halten als ich bin. Ich will mich lieber verurtheilen lassen, auch von solchen, deren Liebe mir vor allen theuer ist, als indirect heucheln. Daß ich nicht aus hochmüthigen Gelüsten zu meinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen gekommen bin, daß ich von ganzer Seele gewünscht hätte, meine Ueberzeugung mit der der Kirche in völliger Uebereinstimmung zu haben, weiß der Herzenskündiger. Ihm gegenüber bin ich auch gewiß, daß er mich, was meinen Glauben angeht, eins weiß mit jeder einfältigen Christenseele, auch mit denen darunter, die meine Lehrsätze mit heiligem Abscheu verdammen würden. Ich müßte alles für Blendwerk halten, was ich von der Führung des Herrn an mir erfahren habe, wenn ich nicht

sagen wollte, daß ich mir meine Theologie nicht selbst gemacht habe, und daß sie mir im Wesentlichen nicht anders sich gestalten konnte, wenn ich Gott gegenüber redlich sein wollte. Von Dir, theurer Bruder, fürchte ich am wenigsten, daß Du irre an mir werden wirst, so unangenehm auch der Eindruck sein muß, den das Buch auf Dich machen muß. Aber ich weiß, daß Du meiner Redlichkeit vertraust, und dieß Vertrauen wird durch Gottes Gnade nicht zu schanden werden. Gewiß soll, wenn ich vielfach werde verkannt werden, keine Klage darüber in meinem Herzen aufkommen, und die Probe wenigstens hoffe ich zu bestehen, daß kein Gedanke daran, daß mir Unrecht geschehe, in mir sich regen soll. Ich bin Gott gegenüber zuversichtlich gewiß, gethan zu haben was ich nicht lassen durfte; was daraus wird, sei Ihm anheimgestellt.

Endlich gehört aus dem gleichzeitigen Briefe an Hahn, vom 22. December 1845, die nachfolgende Stelle hierher:

Du wirst auf buchhändler. Wege 3 Exemplare meiner Ethik erhalten haben. Von ihnen bitte ich Dich freundlichst das Expl. auf besserem Papier für Dich selbst zurück zu behalten, von den beiden andern aber eins dem l. Vetter August als Gegengeschenk meo nomine zu überreichen und das andere Hrn. C.-R. Middeldorpf mit einer angelegentlichen Empfehlung zugehen zu lassen. Mache nur kein allzusaures Gesicht zu diesem Buche; es wird die wohlverdiente Züchtigung schon von andern Seiten her in vollem Maaße erhalten; Du aber wolleſt mehr den Autor ansehen als sein opus. Die Meinung dabei ist redlich, das weiß ich und, wie ich dessen guter Zuversicht bin, auch der, welcher unsers Herzens Gedanken besser versteht als wir selbst. Daß Er mich wenigstens zu denen rechnet, die nirgends sonst als auf Seiner Seite stehen wollen, dessen bin ich gewiß. Von Deinem Collegen Böhmer habe ich neulich ein freundliches liter. Geschenk erhalten, seine Beleucht. der Geistesricht. der prot. Freunde; Du hast vielleicht die Güte, ihm bei Gelegenheit meinen herzlichen Dank auszusprechen.

Der bereits eben angeführte Brief an Heubner, auf dessen Inhalt ebenfalls noch näher einzugehen sein wird, erwähnt neben der Ethik bereits auch die andern fast gleichzeitigen Veröffentlichungen: „einige Predigten, deren Druck man mir durch eine Art von moralischem Zwang abgenöthigt hat.“ Das gleiche Bekenntniß hatte bereits das kurze Vorwort zu den Predigten selbst abgelegt. Nichtsdestoweniger dürfte diesen Predigten, grade wie sie damals die Gemüther ergriffen, so auch noch für die Gegenwart besondere Bedeutung zukommen. Und kaum etwas Anderes möchte klarer den Irrthum derjenigen darthun, welche in Rothe's späterem praktischen Ein-

treten in den Gang der kirchlichen Entwickelung einen principiellen Widerspruch mit sich selbst oder eine von Anderen auf ihn ausgeübte Einwirkung erblicken wollen. Denn schon damals, wo doch die Bewegungen der protestantischen Freunde und der Deutschkatholiken so sehr in den Vordergrund traten, wo freilich auch noch nicht mit der Gewaltthätigkeit der späteren Reaktionsperiode die kirchliche Krisis politisch vergiftet war, hat Rothe in der Predigt vom 23. Sonntag nach Trinitatis 1845 über den nicht Frieden, sondern Kampf bringenden Christus sich dahin ausgesprochen:*)

Der Kampf der verschiedenen Gestalten, die sich das Christenthum im Laufe seiner Geschichte nach und nach in der Welt gab, der beständige Wechsel dieser Formen sei etwas ganz Natürliches, in allen diesen inneren Kämpfen der einander verdrängenden Formen sei aber das Christenthum selbst nie untergegangen, sondern aus jeder Niederlage einer seiner besonderen geschichtlichen Gestaltungen sei es immer wieder siegreich neu auferstanden in verjüngter und reiner verklärter Herrlichkeit; — es liege in der Art des Werkes Christi selbst, daß die geschichtlichen Formen des sich selbst ewig gleichen Christenthums bis zur vollendeten Lösung seiner weltgeschichtlichen Aufgabe hin in unaufhörlichem Wechsel begriffen sein müßten; — so nothwendig sich das Christenthum zunächst als eine rein religiöse Gemeinschaft erbaut habe, so wenig könne es im weiteren Fortgang seiner Geschichte dabei stehen bleiben; denn es sei nun einmal nicht bloße Religion, sondern nichts Geringeres als ein ganzes volles menschliches Leben, und so müsse es denn freilich auch einmal dazu kommen, daß es in das sittliche Gebiet hinübersiedele aus dem bloß religiösen.

Schon damals ist er sich auf's klarste bewußt, die Zeitbewegungen diametral anders zu beurtheilen als viele im Glauben eng mit ihm verbundene Freunde. Ganz ebenso wie später schildert er deren Standpunkt:

Sie sehen in der religiösen Bewegung der Gegenwart nur ein unheildrohendes Zeichen der Zeit und fürchten, es werde über kurz oder lang vollends um den Glauben an den Erlöser und um das Christenthum überhaupt geschehen sein, freilich nicht für sie selbst und das Häuflein der ihnen Gleichgesinnten, wohl aber für die Welt im Großen oder doch für unsere vaterländische Christenheit, wo nicht für die europäische überhaupt.

Er selbst dagegen weiß zuversichtlich:

*) Vgl. S. 10. 13. 16. 21. 26. 9. Bei Schenkel steht die Predigt II. S. 249—266.

Es will allerdings etwas Neues unter uns werden, aber dies wird nimmermehr eine Herabsetzung des Erlösers sein, sondern eine reinere Verklärung desselben in unserm Bewußtsein, nach der ja auch wir in tiefster Seele verlangen.

Und wie er bei diesem festen Glauben an die Zukunft des Christenthums das letztere denkt, sagt er auch unverhohlen:

Eins laßt mich voraus bemerken, ein- für allemal, daß, wenn ich vom Christenthum rede, ich darunter allemal zugleich und vor Allem den lebendigen persönlichen Herrn Christus selbst mit begreife, wie er, zur Rechten des Vaters erhöht, in der Fülle der unbeschränkten Gewalt, die ihm im Himmel und auf Erden gegeben ist, durch seinen heiligen Geist in seiner Christenheit wirkt als geschichtliche Macht.

Muß es schon bei diesen Erklärungen als durchaus unthunlich erscheinen, zwischen ihnen und den Aeußerungen der letzten Jahre Rothe's irgend welchen principiellen Widerspruch aufweisen zu wollen, so ist derselbe Eindruck nicht minder stark bei den beiden Predigten vom 25. Sonntag nach Trinitatis und vom ersten Adventssonntage 1845 über den Glauben an den lebendigen Christus.*) Wir begnügen uns zur Charakteristik der ersteren mit der Anführung der Grundgedanken seiner Definition über das, was wir unter diesem Glauben zu verstehen haben. Zunächst finden wir hier den von dem Redner als den gewöhnlichen Glauben der Zeitgenossen bezeichneten Glauben an den geschichtlichen Christus näher geschildert, als die Anerkennung seiner geschichtlichen Bedeutung. Rothe unterscheidet nun bereits in diesem Glauben an den geschichtlichen Christus zwischen dem todten und dem lebendigen Glauben dieser Art, und dann von der ganzen Gattung wieder den Glauben an den lebendigen Christus. Er erklärt ausdrücklich, daß ihm der Glaube an den bloß geschichtlichen Christus nicht genüge, sagt in dieser Beziehung gradezu (S. 270):

Daraus machen wir kein Hehl, ungeachtet wir wohl wissen, daß in unsern Tagen die allermeisten auch von denen, welche sich aufrichtig und warm zu Christo bekennen, mit ihrem Glauben auf diesem Punkt stehen bleiben, und alles, was noch darüber hinaus liegt, mit Mißtrauen ansehen oder ohne weiteres als Schwärmerei und Aberglauben von sich weisen.

Aber ebenso entschieden wie er für sich nur in dem Glauben

*) Bei Schenkel II, S. 266—280 und S. 281—298.

an den lebendigen Christus Genüge zu haben bekennt, spricht er es auch aus, „daß wir den Glauben an den bloß geschichtlichen Christus gewiß nicht herabsetzen oder geringschätzen wollen" und fährt in diesem Zusammenhang alsbald weiter fort (S. 272):

Ja, wir erkennen es ohne allen Rückhalt an, es ist etwas Großes schon um diesen Glauben. Schon er, wo er lebendig ist, muß Wirkungen hervorbringen, die nur die Frucht des Christenthums sein können, schon er muß einer wahren christlichen Bekehrung und Wiedergeburt die Bahn bereiten. So weit auch nur dieser Glaube reicht, so weit gibt es eine Grundlage für eine wirkliche christliche Gemeinschaft, und wir wollen unbeweglich darauf bestehen, daß Alle, die auch nur diesen Glauben mit uns theilen, als unsre Brüder in Christo, als Christen angesehen werden. Es soll uns Niemand von seiner vermeintlichen geistlichen Höhe herab verächtlich reden dürfen von diesem Glauben, Niemand uns den weiten Kreis der christlichen Gemeinschaft innerhalb dieses Glaubens hochmüthig verengen dürfen.

Es sind tief ergreifende Ausführungen, die Rothe nun, besonders vom johanneischen Gedankenkreise aus, folgen läßt über das, was ihm der Glaube an den lebendigen Christus bedeutet, der ihm gradezu das Kennzeichen zwischen dem ganzen und dem halben Christenthum ist (S. 279). Von noch allgemeinerer Bedeutung ist jedoch der Nachweis der zweiten Predigt, „daß der Glaube an den lebendigen Christus uns keineswegs so fern liegt, als wir anzunehmen pflegen." Und zwar sind die beiden Theile dieses Nachweises gleich eigenthümlich:

1) Daß der Glaube an den lebendigen Christus für uns etwas durchaus Fremdes, ja Unmögliches sei, diese Meinung ist (wenn wir ehrlich sein wollen) bei uns nicht mehr als ein Vorurtheil, und

2) eine unbefangene Untersuchung der Sache würde uns diesen Glauben viel mehr als die natürliche Folge solcher religiösen Ueberzeugungen erkennen lassen, die zu den uns gewissesten und theuersten gehören.

Der Redner versetzt sich in seinen Ausführungen nun wirklich auf den gewöhnlichen Standpunkt unserer gebildeten Kreise und argumentirt von da aus, statt ihnen ex cathedra die Autorität der Kirche entgegenzustellen. Das Vorurtheil, welches er im ersten Theile bekämpft, ist, daß mit den Schulsätzen der Kirchenlehre, von der Dreiheit der Personen in Gott und von der Zweiheit der Naturen in dem Erlöser, auch der Glaube an den lebendigen Christus gefallen sei. Das nun eben gibt er nicht zu, während er es (S. 284) aus-

drücklich für „einen höchst erfreulichen Fortschritt, welchen die neuere Zeit in der Erkenntniß des Christenthums gemacht hat", erklärt: daß „uns allmählig die Einsicht in die menschliche und natürliche Seite an demselben und in die geschichtlichen Mittelglieder bei der Wirksamkeit des Erlösers immer klarer aufgegangen, uns Christus nach seinem menschlichen Wesen immer näher getreten ist"; und während er es ebenso entschieden ausspricht: „Es würde wahrlich meiner innersten Gesinnung widerstreben, euch religiöse Lehren darum, weil sie durch ihr Alterthum geheiligt sind, aufzudringen, die euch mit eurem inneren Wahrheitssinne in Zerwürfniß bringen müßten."

Der Beweis seines ersten Theiles beruht für Rothe grade auf dem Unterschiede zwischen der biblischen und der kirchlichen Lehre (S. 286. 288):*)

Nicht die Lehren der Schule von der göttlichen Dreieinigkeit und von den beiden Naturen in Christo haben den Glauben an den lebendigen Christus gemacht, sondern umgekehrt, dieser Glaube hat jene Lehren hervorgetrieben. Niemand wird ja läugnen wollen, daß er um vieles älter ist als sie, und von vornherein völlig unabhängig von ihnen auftrat. . . .

Daß die Lehrsätze, durch welche man diesen Glauben aufzuhellen bemüht gewesen ist, eine Geschichte gehabt haben, durch die sie sich zum Theil wieder in sich selbst aufgelöst, das spricht nicht wider ihn, sondern deutet nur darauf hin, daß sein Gehalt eben zu groß war im Verhältniß zu der Höhe des wissenschaftlichen Standpunktes, von dem aus man bisher versucht hat, ihn mit dem Gedanken zu umspannen. Die Theorie, in die man ihn bringen wollte, hat sich vielleicht als unhaltbar erwiesen: wohlan denn, so lassen wir sie fallen! Der Gegenstand dieser Theorie fällt damit nicht auch.

In Uebereinstimmung hiermit abstrahirt nun auch der zweite Theil dieser wichtigen Predigt durchaus von allen Voraussetzungen der Kirchenlehre oder der Lehre irgend einer wissenschaftlichen Schule, nimmt vielmehr den Nachweis auf, daß grade die allgemeinsten religiösen Ueberzeugungen (nämlich Gottesglaube und Unsterblichkeitshoffnung) zu dem Glauben an den lebendigen Christus hinleiten.

Von den literarischen Veröffentlichungen des Jahres 1845 haben wir uns aber wiederum zu den bereits erwähnten Briefen Rothe's

*) Aus Rothe's späterer Wirksamkeit vgl. über dieselbe Frage seinen „geschichtlichen Blick auf die Lehre von der Person Christi" (Aufgaben des Christenthums in der Gegenwart. Elberfeld 1866. S. 65—100). Die Uebereinstimmung zwischen der Predigt von 1845 und den Vortrag von 1866 ist augenfällig.

aus den letzten Monaten d. J. zurückzuwenden. Der Brief an Winckel, vom 23. December 1845, geht noch einmal in die fast drei Jahre zurückliegende Zeit seiner Emser Krankheit zurück:

Ihren letzten freundlichen Brief erhielt ich an einem Orte, an dem er mich nicht gesucht hatte, in Ems, und in derselben Stunde, in der ich mich auf ein Krankenlager legte, das mich hart an die Pforten des Todes führte, so daß ich mich schon von der Luft angeweht fühlte, in der wir jenseits athmen werden, und die mir unbeschreiblich rein und leicht um die Seele spielte, im Vergleich mit unserer jetzigen dicken und schweren Atmosphäre.

Ueber andere persönliche Angelegenheiten bringt der gleiche Brief noch das Folgende:

Wie steht es bei Ihnen, wertheſter Freund? Wie in Ihrem Hause und Amte? Wie gedeiht insbesondere mein lieber Pathe, der nun schon ein großer Mensch sein wird? Wir haben seit etwa drei Jahren ein Pflegesöhnchen bei uns, das etwa in seinem Alter sein wird. Meinen guten Vater, der seine letzten Lebesjahre bei uns zubrachte, habe ich vor nun bald $1^1/_2$ Jahren zur letzten Ruhestätte begleitet nach fast 78 jähriger Wallfahrt. Gott wolle Ihnen den Ihrigen (dem ich mich angelegentlich zu empfehlen bitte) recht lange erhalten.

Der Brief an Heubner, vom 21. December 1845, beklagt vor Allem die Vereitelung der Hoffnung des Wiedersehens:

Wieder hat es so lange gewährt, bis ich dazu komme, Dir meinen innigen Dank für Deinen theuern Brief vom 7. Octbr. zu schreiben. Nun glücklicherweise wissen wir ja, wie unsre Herzen zu einander gestellt sind, und begegnen uns täglich mehr als Einmal vor dem Throne der Gnade. Ich weiß daher, daß Du mir nicht zürnen wirst. Das äußere Leben wird leider immer unruhiger und gestörter, und immer schwerer findet sich ein stilles Stündchen heraus zu einer traulichen brieflichen Zwiesprache mit den abwesenden Lieben. Ach es fällt mir noch immer gar oft schmerzlich auf die Seele, daß unsre Hoffnung, Euch Lieben wieder einmal von Angesicht zu sehen, im vergangenen Herbst vereitelt worden ist, ungeachtet wir uns hintennach haben sagen müssen, daß es doch so auch wieder gut gewesen ist, weil wir grade zu einer Zeit würden bei Euch gewesen sein, wo Euer Haus ohnehin voll und unruhig war, und wo doch grade, besonders während des Wochenbettes der l. Dorothea, Ruhe so nöthig war, zumal für die liebe Schwester Charlotte. Die himmlische Hand, die unsre Wege leitet, wird also auch hier wohl alles weislich und gnädig geordnet haben.

Ueber die eigenen Erlebnisse berichtet Rothe sodann im Folgenden:

Vom 21ten August bis zum 21ten September haben wir in Baden zugebracht, bei dem herrlichsten und beständigsten Wetter. In der ganzen Zeit haben wir alles zusammengerechnet kaum 3 Tage Regen gehabt. Bei solchem Wetter ist Baden wirklich ein bezaubernder Aufenthalt. Auch waren wir dort mit einigen recht lieben Familien zusammen, mit denen wir zum Theil in Einem Hause wohnten, so daß wir, ohne unter dem gewöhnlichen Badetumult zu leiden, doch auch nicht ohne freundliche Ansprache waren. Luise kam äußerst angegriffen nach Baden, nach den ersten 8—12 Tagen aber wurde sie zusehends gekräftigt, und sie verließ den schönen Ort wirklich auffallend gestärkt. Auch mir hat Bad und Luft sehr wohlgethan, und, ohne es berufen zu wollen, habe ich Gottlob bis jetzt seit Baden noch nicht wieder an den Zufällen gelitten, denen ich in den letzten Jahren bei jeder kleinen Erkältung ausgesetzt war. Nachdem wir Baden verlassen, reisten wir noch mehrere Wochen in unserm wunderschönen badischen Oberlande und auch noch etwas über dasselbe hinaus herum: von Offenbach durch das Kinzigthal und das Guttachthal nach Triberg, von dort über das Gebirge nach Freiburg, von hier nach Schaffhausen, Constanz, Frauenfeld, Winterthur, Zürich, und dann wieder durch das Aargau über Basel nach Freiburg zurück, von wo wir dann mit der Eisenbahn direct hierher zurückfuhren. Wir kamen aber erst am 5ten October hierher zurück. Auch hierbei war uns die Witterung im Ganzen günstig. Nur am Bodensee regnete es ohne Aufhören, so daß dieser uns so gut wie verloren gegangen ist. Natürlich konnten wir überall nur durchfliegen. Auch dieser Ausflug war meiner Luise sehr wohlthätig. Es ist aber eigen, wie sie wieder hierher zurückkam, fühlte sie ihre Nerven sogleich wieder angegriffen. Sie mußte auch bald wieder eine kleine Krankheit durchmachen. Noch vor Ende des Octobers bekam sie einen sehr heftigen Grippenanfall, der sie über 8 Tage im Bett festhielt, und einige Wochen nachher einen länger anhaltenden Magenkatarrh. Seit den letzten Wochen ist sie Gottlob wieder munter, und es ist doch sichtbar, daß die Herbstcur den allgemeinen Stand ihres Befindens gebessert hat.

Im weiteren Verlauf erwähnt Rothe eine flüchtige Durchreise Tholuck's auf dem Wege nach Italien, und spricht den Wunsch aus, daß Heinrich Heubner nach der Vollendung seiner gesetzlichen Studienzeit noch eine Zeitlang nach Heidelberg kommen möge:

Von Tholuck hörten wir auch, daß Euer Heinrich von Halle noch nach Berlin gehen würde, wie Dein Brief es bestätigt hat. Was Du darin zu unsrer großen Freude andeutest, daß Du Dich würdest entschließen können, den l. Heinrich auch uns eine Weile zu gönnen, darum hatten wir Euch schon zu bitten beschlossen. Hat Heinrich ausstudirt, so fallen die Bedenken, die mich, ich verhehle es nicht, zurückgehalten haben würden, Dir zuzureden, ihn einen Theil seiner Uni-

versitätszeit hier zubringen zu lassen, hinweg, und ich glaube, ein Aufenthalt bei uns in freier Muße, die er in der grade seinem Bedürfniß entsprechenden Weise zu verwenden hätte, würde ihn, wie Ihr es zu wünschen scheint, etwas mehr aufthauen lassen. Ich brauche Dich nicht erst zu versichern, daß es mir eine heilige Pflicht sein würde, mich alles dessen zu enthalten, was irgend wie eine Einwirkung auf seine theologischen Studien aussehen könnte. Diese würden mir ein unantastbares Heiligthum sein, da ich gar wohl weiß, wie sie bei dem Einen ganz anders in nahem Verhältniß zu seinem christlichen Glauben stehen als bei dem Andern. Daß ich von jeder theologischen Proselytenmacherei frei bin, weißt Du ja. Wir haben jetzt, nach des sel. Vaters Tode, den bequemsten Raum, Heinrich bei uns zu logiren, was auch Auguste bezeugen kann. Ueberlegt doch ja die Sache recht ernstlich und ladet auch von unsrer Seite Heinrich herzlichst ein.

Am bedeutsamsten in diesem Briefe ist aber eine längere Aeußerung über die kritische kirchliche Situation, die wir ohne jede Unterbrechung im Zusammenhang geben zu sollen glauben:

Ich danke Dir sehr für die näheren Mittheilungen über die lichtfreundlichen Bewegungen in Wittenberg und für Deine aus Veranlassung derselben gehaltene Predigt, die ich zu meiner großen Freude durch Heyne richtig erhalten habe. Den teplitzer Hirtenbrief dagegen habe ich bisher noch nicht bekommen, und ich bin so frei, wegen desselben bei Dir zu moniren, denn es liegt mir sehr viel daran, nicht um ihn zu kommen. Von seinem Dasein hatte ich wohl durch die Zeitungen und durch Tholuck schon Kunde, aber ich konnte nirgends etwas Näheres über ihn erfahren. Ich habe auf das lebendigste in Deine Seele hinein jene Vorgänge empfunden, und freue mich nun von Dir zu hören, daß der gute Sinn Deiner Gemeinde bei dieser Gelegenheit so überwiegend zu Tage gekommen ist. Die Aeußerungen des Königs haben mich und Luise sehr erfreut. Sie zeugen davon, welche ernste Aufmerksamkeit er diesen Dingen zuwendet. Daß ich mit den protest. Freunden nicht sympathisire, weißt Du wohl; so viel (d. h. aber eigentlich so wenig) ich von den Persönlichkeiten derselben weiß, habe ich auch zu der Lauterkeit ihrer Gesinnung kein rechtes Vertrauen. Außerdem bin ich ein abgesagter Feind von allem, was Demagogie heißt, von jeder Tactik, die durch Aufregung der Massen auf dem Wege roher, blinder Gewalt die Entscheidung von Fragen erzwingen will, die nur für die ruhigste, einsichtsvollste und gewissenhafteste Ueberzeugung gehören, vor allem natürlich auf dem religiösen Gebiete. Wohl aber glaube ich allerdings, daß dieser lichtfreundlichen Bewegung ein wirkliches Bedürfniß zum Grunde liegt, und in sofern kann ich nicht ohne weiteres den Stab über sie brechen. Ich meine das Bedürfniß einer ehrlichen Scheidung der so sehr heterogenen Elemente, welche in unsrer Kirche jetzt widernatürlich zusammengezwängt

sind. Es mag seine Vortheile gehabt haben, daß durch das Band exclusiver bürgerlicher Berechtigung (denn dieses ist es doch im Grunde allein, was das Ganze noch zusammenhält) bisher dem Auseinandergehen unsrer deutsch-evangel. Kirchen in eine Vielheit von religiösen Associationen gesteuert ist; aber es ist damit zugleich eine enorme Unaufrichtigkeit und Unwahrheit in unsre religiösen Verhältnisse gekommen, die immer mehreren unerträglich wird. Die bestgemeinten Maßregeln werden auf die Länge den schon stark hervorbrechenden Proceß einer Zersetzung unsrer jetzigen Kirchen durch wahlverwandtschaftliche Abstoßung und Anziehung nicht beschwichtigen können. Mein Wunsch ist nur, daß es möglichst in Frieden geschehen möchte. Für das Christenthum wird bei dem jetzigen Stande der Dinge meiner Ueberzeugung nach bei einer solchen Auflösung der Staatskirchen nichts zu fürchten sein; in Beziehung auf die Kirche werden die Urtheile darüber getheilt sein, ob es ein Fortschritt oder ein Rückschritt sei. Ich finde mich oft Vinet gegenübergestellt als sein andres Extrem; so weit es aber die Frage wegen der kirchlichen Verhältnisse der Gegenwart gilt, finde ich mich mit ihm sehr in Einklang. Das Streben geht allerdings jetzt im Allgemeinen unter unsern Collegen und Kirchenfreunden auf Belebung und Erweiterung der kirchlichen Gemeinschaft, aber ich fürchte, es wird bei einem ganz andern Ergebnisse anlangen als es beabsichtigt. Eine Kirche kann einer feststehenden gemeinsamen Lehre nicht in der Art entbehren, wie man bei diesen Bestrebungen vorauszusetzen pflegt, und sich von einer bloßen Verfassung erhalten. Noch nie hat eine kirchliche Vereinigung mit der Vereinbarung über eine kirchliche Verfassung angefangen, sondern der einzige naturgemäße Anfang geht von der Lehre aus. Es mag sein, daß man sich über Modificationen der Kirchenverfassung wird vereinigen können; aber ich fürchte, eben dieser scheinbare Anfang der Einigung wird das Signal zur Auflösung sein. Denn wenn man einmal legale Formen haben wird, in denen die öffentliche Meinung unserer Gemeinden sich auf wirksame Weise aussprechen kann, so wird der erste Gebrauch, den diese von diesen Formen machen wird, der sein, daß man die Lehre vornehmen wird, und da wird dann sofort der innere Zwiespalt hervorbrechen. Ich hoffe auch von der jetzigen Berliner Conferenz keine großen Erfolge. Ich freue mich derselben allerdings aufrichtig als eines ersten Schritts dazu, auf die unleugbaren Schwierigkeiten unsrer jetzigen kirchlichen Lage wirklich einmal einzugehn. Der jetzige Stand der Dinge kann doch unmöglich bleiben, bei dem alles, was Kirchenregiment heißen kann, außer Wirksamkeit gesetzt ist. Denn unsre Kirchenbehörden haben jetzt nur die Wahl, entweder alles, was Kirche heißen kann, Preis zu geben oder der Gewissensfreiheit, nicht etwa einzelner Geistlichen, sondern ganzer Massen von Gemeinden zu nahe zu treten, was beides ungefähr gleich sehr vom Uebel ist. Wie hier geholfen werden könnte, sehe ich nicht ab; aber daß man einen wirklichen Versuch dazu macht, halte ich für unumgänglich. Mißlingt er,

so ist wenigstens die deutliche Ueberzeugung gewonnen, daß unsre jetzigen kirchlichen Zustände kein Fundament mehr haben, und man einer völligen Neugestaltung freien Spielraum zu lassen hat. Mein lieber Freund Ullmann, der badischerseits nach Berlin geschickt ist, war anfänglich mit den schönsten Hoffnungen erfüllt, zuletzt aber wurde ihm doch recht bange. Ueberdieß will mir die Zusammensetzung der Conferenz nicht recht gefallen. Ich hatte namentlich erwartet, daß sie preußischerseits stärker beschickt werden würde. Jetzt zählt sie doch im Ganzen nur wenige Mitglieder, welche in Deutschland in weiteren Kreisen bekannt sind und Vertrauen genießen.

Noch enthält derselbe Brief eine Reihe von Familiennachrichten und Fragen, mit Bezug auf Hahn, Mänß, Stürmer, die am 18. Februar 1846 bevorstehende wittenberger Lutherfeier, und endlich eine Notiz über badisch-kirchliche Verhältnisse:

Uns steht hier am nächsten 4ten Januar (eigentlich sollte es am 3ten sein) auch eine kirchliche Feier bevor, die 3te Säcularfeier der Einführung der Reformation in der hiesigen Gemeinde. In einer Stadt, wo Katholiken und Evangelische ziemlich zu gleichen Theilen gemischt sind, knüpfen sich an solche Feiern leicht allerlei Aergernisse. Indessen hat die hiesige evang. Geistlichkeit den kathol. Kirchenvorstand zum voraus davon benachrichtigt, und auf eine solche Weise, daß dieser sich darüber auf eine wirklich christlich brüderliche Weise zurückgeäußert hat. Unser Erzbischof hat in der Sache wegen der gemischten Ehen sich wenigstens für den Augenblick wieder zur Ruhe begeben, nachdem die Regierung endlich gezeigt, daß sie sich nicht einschüchtern lasse.

Der vom folgenden Tage, 22. December 1845, datirende Brief Rothe's an Hahn sei wiederum, mit Ausnahme der bereits angeführten Stelle, in seinem eigenen Zusammenhange mitgetheilt:

Es ist wahrhaft schmählich, wie lange ich geschwiegen und überdieß den Dank für so viele Güte, den ich Dir im Herzen gewiß nicht vorenthalten, unausgesprochen gelassen habe. Nur meine Dir bekannte tiefgewurzelte Unlust zum Briefschreiben kann es, zwar nicht entschuldigen, wohl aber wenigstens erklären. Ohne Kunde von Eurem Ergehen sind wir dabei nicht geblieben, sondern haben durch die dritte Hand von Zeit zu Zeit davon vernommen. Und zwar lauter Erfreuliches. Wir sind bei dieser Methode auch noch mit einer ganzen Sammlung von Glückwünschen im Rückstande, die nunmehr zu Antiquitäten geworden sind, aber ohne dadurch an Werth gewonnen zu haben. Ich nenne nur einige der Hauptgegenstände: den definitiven Antritt Deiner Generalsuperintendentur, die philosophische Promotion des l. Vetter August, die theologische eben desselben u. s. w. An allen diesen Ereignissen, das mögt Ihr glauben, haben wir den herzlichsten Antheil

genommen. Insbesondere bin ich auch dem l. Vetter und Collegen August noch einen herzlichsten Dank für seine beiden schönen literar. Arbeiten, mit denen er mich so gütig beschenkt hat, schuldig, den Daniel und die Abhandlung De spe immortalitatis etc. Bei dieser Gelegenheit werden denn auch meine Collegen, denen der l. Verf. ebenfalls mit der letzteren Schrift ein freundliches Geschenk gemacht hat, durch meine Schuld als undankbar erschienen sein, indem sie mich beauftragt haben, ihren besten Dank dem meinigen beizufügen. Dieß alles will ich nun vorerst durch Deine gütige Vermittelung, so gut als es gehen will, noch nothdürftig nachgeholt haben. Insbesondere die so gelehrte und umsichtige Dissert. de spe immortal. ist mir sehr lehrreich und anziehend gewesen. Der gute Vetter mag nur fortfahren auf diesem Wege, es gibt noch genug zu thun auf dem Felde der Theologie des A. Ts. Sehr begierig bin ich zu hören, daß und wie unser lieber Licent. theol. nun auch seine akademische Lehrthätigkeit begonnen hat; in dem letzten Bresl. Lectionsverzeichniß habe ich ihn noch nicht mit aufgeführt gefunden. Was treibt denn nun aber der werthe Vetter Ludwig, und wann wird er denn hinter dem Berge hervortreten? Vor allem andern aber, wann werden denn die lieben Herren Vettern endlich einmal das längst geschehene Versprechen eines Besuches bei uns erfüllen? Wir waren unsrer Sache schon so gewiß, daß meine Luise beinahe schon das Stübchen, wo sie logiren sollen, in volle Ordnung brachte. Es scheint gar nicht überflüssig, einmal wieder mit recht herzlicher Bitte an die alten Verheißungen zu erinnern. Auch für die oriental. Studien der Herren Vettern kann immerhin hier das eine oder das andere abfallen. Insbesondere was das Arabische angeht, könnte ihnen Coll. Weil in voller Rüstung und gewiß sehr bereitwillig zur Hand gehen. Auch sind wir mit gutem Chinesisch versehen, wenn etwa dem einen danach gelüstet.

Du magst, l. Br., Deine tüchtige Last haben, dabei aber auch, wie ich von allen Seiten höre, reichen Segen. Der Herr wolle Dir diesen immer reichlicher mehren und für jene Deine Kraft ungeschwächt erhalten. Es ist in unsern Tagen das Regieren keine Kleinigkeit, am allerwenigsten das die Kirche regieren. Ich möchte gern von Dir hören, was Du von der kirchlichen Bewegung des gegenwärtigen Augenblicks erwartest; namentlich von der Berliner Conferenz. Ich hätte mir diese (die ich für eine durchaus zeitgemäße Veranstaltung halte) anders zusammengesetzt gewünscht. Namentlich achte ich zwar die Enthaltsamkeit sehr, mit welcher Preußen sie beschickt hat, hätte aber doch lebhaft gewünscht, daß eben preußischerseits mehr hervorragende Kräfte zu ihr beigezogen worden wären. Ich hatte stark darauf gerechnet, daß auch Du ein Mitglied derselben sein würdest, und würde dieß sehr gewünscht haben. Wohl begreife ich, daß man, um keinem der Generalsup. zu nahe zu treten, keinen einzigen von ihnen hat hinzuziehen wollen; aber für die Sache selbst ist das nicht gut. Bei ihrer dermaligen Zusammensetzung, fürchte ich, wird die Conferenz nicht das-

jenige moralische Gewicht ausüben, das mir bei ihr so wesentlich zu sein scheint. Ullmann, der Anfangs das beste Vertrauen zur Sache hatte, wurde zuletzt ganz ängstlich. Vor einigen Tagen ist er von hier abgereist; zunächst nach Stuttgart, wo er sich an Grüneisen anschließen wollte, mit dem er nun schon auf der Weiterreise begriffen sein wird. Es liegen allerdings große Schwierigkeiten zu überwinden vor. Der Punkt wegen der Lehre wird sich auf die Länge, und wenn überhaupt wirklich geholfen werden soll, durchaus nicht umgehen lassen. Durch eine Verfassung für sich allein bekommt man nun einmal keine Kirche, und eine mehr presbyteriale und synodale Verfassung, wenn die Gemeinden einmal in ihrem Besitz sind, wird gewiß vorzugsweise dazu benutzt werden, um in Ansehung der Lehre Bestimmungen zu treffen, die aber dann von verschiedenen Seiten her in sehr verschiedenem Sinne werden verlangt werden. Die Sache ist auf den Punkt gediehen, wo schlechterdings etwas Durchgreifendes geschehen muß, wo allerdings die Kirche selbst gehört werden muß; aber ob eine Verständigung möglich, ob ein sich Trennen desjenigen, was nun einmal nicht zusammengehört, vermeidlich sein wird, das steht sehr dahin. Du magst jetzt häufig an Deine Kriege von 1827 zurückdenken. Kommt es einmal zu einer Trennung, so wird es freilich nicht bei einer Separation in zwei Kirchen sein Bewenden haben. Zuletzt ist doch in allen Dingen nur bei der Wahrheit und Ehrlichkeit Hülfe; was sich nun einmal nicht mit einander versteht, kann doch immer nur eine lahme und schaale kirchliche Gemeinschaft pflegen.

Sehr schmerzlich ist es uns gewesen, daß die entfernte Hoffnung auf ein Wiedersehen auch mit Euch, Ihr Lieben, die wir uns für den verflossenen Herbst gebildet hatten, zu nichte geworden ist durch die ärztliche Ordre einer Badereise. Hoffen wir, daß aufgeschoben nicht aufgehoben sein wird! Unsre Badeunternehmung ist unter Gottes Gnade recht glücklich abgelaufen. Vom 21ten August (den Todestag des sel. Vaters hatten wir noch hier abgewartet) bis zum 21ten Septbr. haben wir in Baden bei dem ununterbrochen ausgesuchtesten Wetter und in angenehmer Gesellschaft zugebracht. . . . Wie viele 1000mal haben wir dabei an den theuren seligen Vater gedacht, dem es an allen den Punkten, die wir berührten, so wohl behagt haben würde! Ueberhaupt glaubst Du nicht, wie der Schmerz über seinen Heimgang noch immer auf mir lastet und sich in alles einmischt. Ich bemerke es bei allen Gelegenheiten, wie durch seinen Tod eine der stärksten Bande, die mich an dieses Leben knüpften, gelöst ist. O wer auch schon geborgen wäre vor Sturm und Unwetter wie er! Bei dem Gedanken an ihn denke ich dann auch immer mit innigstem Dank an die so treue Liebe, mit der Ihr so viel an ihm gethan habt zur Verschönerung seiner letzten Lebensjahre.

Wie steht es denn in Friedland? Bei Euch ist hoffentlich der Winter ohne Krankheit vorübergegangen. Meine Frau hat Ende Octobr. und Anfang Novbr. eine heftige Grippe zu bestehen gehabt,

und auch nachher noch auf mancherlei Art laborirt; doch hat die Herbstcur gottlob auf den allgemeinen Stand ihrer Gesundheit eine wohlthätige Wirkung gehabt. Sie grüßt mit mir Dich, die liebe Christel und Euch alle auf das innigste. Unsre treuen Segenswünsche für den nun schon wieder so nahe bevorstehenden Jahreswechsel kennt Ihr ja. Sie werden zugleich die wärmsten Gebete für Euch alle sein. Eure Liebe werdet Ihr uns ja fort und fort erhalten. An alle Freunde die herzlichsten Grüße. Schicket uns nur die beiden Vettern August und Ludwig bald, damit wir einmal wieder etwas ordentliches von Euch genießen können. Meiner seligen Mutter Grab erfreut sich gewiß noch immer Eurer Obhut. Tausend Dank dafür zum voraus.

Den ersten Tagen des folgenden Jahres 1846 gehört der erste Brief Rothe's an einen Collegen an, mit dem wir ihn während seiner zweiten Heidelberger Periode im innigsten Verkehr finden, der aber damals noch in Basel thätig war. Es ist Schenkel, dem Rothe am 4. Januar 1846 von seiner Ehrenpromotion durch die Heidelberger Facultät Mittheilung macht. Wir nehmen den trotz des amtlichen Geschäftsstyles bereits ein inniges persönliches Gefühl athmenden Brief in seinem Wortlaute auf:

Hochwürdiger, hochgeehrtester Herr Amtsbruder!

Es ist eine angenehme Pflicht, deren ich mich durch diese Zeilen im Namen und Auftrage der theologischen Facultät unsrer Universität als derzeitiger Dekan derselben entledige. Die Facultät hat in der dreihundertjährigen Jubelfeier der Einführung der Reformation in unsrer Stadt, die wir heute begehen, eine erwünschte Veranlassung ergriffen, Ihnen die Gesinnungen der Hochachtung, die sie Ihnen bewahrt, durch die Verleihung des theologischen Doctorgrades zu bezeugen. Indem ich Ew. Hochwürden hiervon benachrichtige, freue ich mich um so mehr durch den in diesen Tagen erfolgten Dekanatswechsel das Organ meiner Facultät für diese Mittheilung geworden zu sein, mit je lebhafterem Interesse und je reicherer Belehrung ich Ihrer schriftstellerischen Thätigkeit von Anfang an gefolgt bin. Möge der Segen Gottes noch fernerhin mit Ihnen sein, und zwischen Ihnen und uns die freie Einheit der theologischen Bestrebungen immer mehr befestigen, die grade in unsern Tagen so sehr Beides, Bedürfniß und wohlthuende Erquickung ist. Das über Ihre Promotion ausgefertigte Diplom werden Sie umgehend mit der Fahrpost erhalten.

Mit vorzüglicher Hochachtung bin ich Ew. Hochwürden ergebenster Amtsbruder

Dr. Rothe.

In den Sommer desselben Jahres fällt zunächst wieder ein Brief Rothe's an Hahn, vom 17. Juni 1846. Die eigentliche

Veranlassung desselben ist eine warme Empfehlung des Malers Zimmermann, die aber durch ihren ganzen Inhalt ein mehr als bloß persönliches Interesse in Anspruch nimmt:

Nach langem Schweigen, das aber gewiß kein Vergessen war, erhalte ich heute eine äußere Veranlassung, Euch Lieben mit einigen Worten herzlich zu begrüßen. Du wirst sie durch einen lieben alten Freund von Rom her erhalten, den Maler Zimmermann, den ich Dir eben durch sie auf das beste wollte empfohlen haben. Es ist eine treue christlich gesinnte Seele; in Rom, wo ich etwa 3 Jahr mit ihm zusammengewesen bin, und wo er regelmäßig mehrere Male wöchentlich in unserm Hause war, war er eins der eifrigsten Glieder unsrer kleinen Gemeinde. Nach der Zeit hatte er eine Reihe von Jahren in Düsseldorf gelebt, Anfangs von Schadow begünstigt; nachmals aber, als man erkannte, daß an ihm ein Proselyt für den Katholizismus nicht zu gewinnen sei, hat man, wie ich höre, seine dortige Existenz ihm so sehr erschwert, daß er sich zuletzt dazu entschloß, seinen Stab weiter zu setzen. Jetzt will er in Breslau einen Versuch machen, sich eine gesicherte Existenz zu gründen. Was ihn zu dieser Wahl bestimmt, und ob sie einigermaßen günstige Aussichten darbieten mag, weiß ich nicht. Sein eigentliches Absehn ging auf die Historienmalerei, und seine Arbeiten in dieser Gattung fanden vielfache Anerkennung. Doch scheint er jetzt diesen Weg nicht mehr zu verfolgen, sondern sich vorzugsweise mit Porträtmalerei und Zeichenunterricht zu beschäftigen, und eben auch in diesen Fächern in Breslau sich eine Thätigkeit aufsuchen zu wollen. Sachverständige Freunde versichern mich, daß er in beiden sehr tüchtig sei. Der arme Mann geht mir herzlich nahe. Seine Lage scheint sehr bedrängt zu sein. Wenn Du ihm dazu behülflich sein kannst, dort eine erträgliche Existenz sich zu verschaffen, namentlich etwa auch dazu, an einer dortigen Lehranstalt den Zeichenunterricht übertragen zu erhalten, so bitte ich Dich recht dringend, ihm und mir diese Liebe erzeigen zu wollen. Auf seine Treue und Gewissenhaftigkeit kannst Du unbedingt zählen. Ich wüßte nicht, wem sonst in Breslau ich ihn auf eine ihm nützliche Weise empfehlen könnte; Du aber unterrichtest ihn vielleicht freundlich darüber, an wen er sich etwa vorzugsweise zu wenden habe, und legst betreffenden Orts ein wohlwollendes Fürwort für ihn ein. Meines innigen Dankes halte Dich zum voraus versichert.

Auch der übrige Inhalt dieses Briefes aber fordert hier Aufnahme:

Wann, theuter Bruder, werden wir uns denn einmal wiedersehen? Mit der bloßen Correspondenz kommt es zu nichts. Der Stoff der Mittheilung häuft sich immer mehr in solchem Maße, daß man auch gar nicht einmal einen Anfang zu einem epistolarischen

Gedankenaustausch machen kann. Mit Gottes Hülfe hoffen wir in den nächsten Herbstferien wieder einmal nach Wittenberg zu reisen. Wäre es nicht möglich, daß wir uns bei dieser Gelegenheit auch mit Euch, Ihr Lieben, sähen? Sinnet doch auf Mittel und Wege dazu. Nach Schlesien zu kommen, wird uns nicht möglich sein. Sehr hat uns die Mission des Vetter August nach Königsberg gefreut, ungeachtet Euch dabei die weite Trennung schmerzlich sein wird. Es liegt darin ein für ihn sehr ehrenvolles Vertrauen und eine sichere Anwartschaft der schnellen Beförderung auf der akademischen Laufbahn, wie sie jetzt nur wenigen jungen Gelehrten zu Theil wird. Vetter Ludwig ist wohl auch auf dem Sprunge auf das Katheder? Beide Vettern, so wie die lieben Friedländer und Eure lieben noch heimischen Kinder grüße aufs herzlichste von uns. Vorerst wirst Du eine höchst angestrengte Zeit haben, und auch nach Deiner Rückkehr von der Synode wird Dir viel Arbeit zuströmen. Möge der Herr Dir Kraft geben, alles zu tragen! und möge Er Euch Synodalen allen eingeben, was unsre jetzigen kirchlichen Zustände so dringend bedürfen und bisher bei menschlicher Weisheit vergebens gesucht haben!

Wir sind, Gottlob, wohl. Auch Adolf. Beide Euch beide auf das innigste grüßend bitten wir den Herrn, daß er mit seiner Gnade und Treue bei Euch allen bleiben wolle.

An Herrn C.-R. Middeldorpf die besten Empfehlungen und vorläufig herzl. Dank für seinen freundlichen Brief.

Mit Heubner hat Rothe vor, während und nach der auch in dem eben mitgetheilten Briefe an Hahn angekündigten Reise wieder lebhafteren brieflichen Verkehr gepflogen. Seine Anmeldung bringt ein Brief vom 28. Juli 1846, der, nach der gewöhnlichen Entschuldigung über die lange Briefschuld und nachträglichem herzlichem Glückwunsch zur Verlobung von Auguste Heubner, sogleich fortfährt:

Die bisherigen Sommermonate sind auch dieß Jahr wieder in der gewohnten Unruhe verflossen, und die Zeit hat eben Tag für Tag nur grade zur Erledigung des Unaufschiebbaren ausreichen wollen. Ich sehne mich oft aus innerster Seele nach einer Stille, die in unsern Tagen nicht mehr zu erreichen ist. Bei aller der Unruhe und Hast, die die Welt ergriffen hat, kommt doch so gar wenig heraus. Dießmal nun schreibe ich zugleich, um anzufragen, ob wir statt eines Briefs uns wieder einmal uns selbst bringen dürfen. Uns verlangt wohl alle beide recht sehr, Euch Lieben wieder einmal von Angesicht zu Angesicht zu sehn.

An dem näheren Reiseplan gehen wir vorüber, nicht aber an Rothe's Aeußerung über seines Schwagers Betheiligung an der Berliner Generalsynode von 1846:

Ich denke jetzt sehr viel zu Dir hin, gel. Br., und glaube in Deine Seele hinein zu fühlen, daß Du Dich oft nach der l. Lutherstadt zurücksehnen magst. Wir gehören beide nicht zu denen, die von so großen Versammlungen zur Berathung der kirchlichen Dinge das entscheidende Heil erwarten. So weit ich dem Gange Eurer Verhandlungen habe folgen können, werdet Ihr, etwa die Kirchenververfassung abgerechnet, recht durchgreifende Veränderungen kaum beantragen können; was aber die Verfassung angeht, kann ich mich nicht davon überzeugen, daß mit ihr für sich allein bei den jetzigen Zuständen der Kirche wesentlich geholfen werden könne. Dagegen scheint es mir, wenn unsre Kirche diejenige Art von Autonomie wirklich erhält, die heut zu Tage so viele auch wirklich wohlmeinende Stimmen für sie in Anspruch nehmen, unvermeidlich, daß dann auch die Gegensätze, welche sie in sich schließt, unaufhaltsam hervorbrechen. Dieß ist vielleicht der Weg zum Heile, aber es ist ein so gefährlicher Weg, daß ich keine Freudigkeit haben würde, ihn herbeizuwünschen. König Friedrich Wilhelm IV., der es gewiß aufs treuste meint, thut mir in der Seele leid. Es ist Entscheidendes in seine Hand gelegt, und bei dem lautersten Willen kann der Erfolg ein ganz andrer sein als der beabsichtigt und vorausberechnet wurde. Hofpred. Zimmermann aus Darmstadt, der mich heute besuchte, erzählte mir, daß es den Nachrichten, die er von Berlin erhalten, zufolge, sehr möglich sei, daß die Synode vor der vollständigen Erledigung ihrer Geschäfte aufgelöst werde; mir aber klingt dieß sehr unglaublich, da ja der König völlig freie Hand hat, nach eignem Ermessen von den Anträgen der Synode zu genehmigen und nicht zu genehmigen was er will.

Ebenso sei, indem wir von mehreren Mittheilungen privater Natur wiederum Abstand nehmen, noch Rothe's Urtheil über die Heubner'sche Predigt an Luther's Todestage erwähnt:

Ich glaube Dir noch gar nicht einmal meinen Dank für Deine Predigten und Rede bei Gelegenheit der Lutherfeier gesagt zu haben. Du hast damit nicht nur uns, sondern noch viele andere hier innig erfreut; denn das Büchlein ist hier durch sehr viele Hände gegangen. Der Herr schenke Dir noch viele solcher Festtage, wenn auch solche äußere Feiern sobald nicht wieder kommen werden.

Die in dem eben erwähnten Briefe als bevorstehend angekündigte Reise Rothe's ging nun zunächst nach Dresden. Von dort liegen uns zwei Briefe von ihm an Heubner und Hahn vor, beide vom 27. August 1846 datirt. Der erstere dankt für einen bereits in Dresden erhaltenen Brief, meldet die am Tage vorher erfolgte Ankunft, und theilt die weiteren Reisepläne bis zu dem Besuch in Torgau mit, von wo es dann nach Wittenberg gehen sollte. Da der

Inhalt dieses Briefes so ziemlich der gleiche wie der des ihm beigelegten Briefes an Hahn, so theilen wir nur den letzteren mit:

Ich eile, Dir in meinem und meiner Luise Namen unsern herzlichen Dank für Dein l. Brieflein vom 25. d. Mts. zu sagen, durch das wir heute Morgen freudig überrascht wurden, und Dir zugleich unsern Reiseplan, soweit wir ihn jetzt feststellen können, mitzutheilen. Da ich nach den Angaben in dem Briefe unsers th. Heubner sicher darauf rechnen darf, daß diese Zeilen Dich noch in Berlin antreffen werden, so lasse ich diese Notizen lieber noch nach Berlin an Dich abgehen, statt nach Leipzig poste restante. Ich brauche Dich nicht erst zu versichern, wie viel uns daran liegt, daß wir einander irgendwo begegnen, bitte Dich aber dafür auf das allerschönste, daß Du doch, wenn irgend möglich, Dich so einrichten wollest, daß dieser unser Wunsch zur Ausführung kommt. Wer weiß, wann wir einander wieder einmal geographisch so nahe kommen werden? Mir wird es immer widernatürlicher, auf eine ferne Zukunft hinaus mir Plane zu entwerfen; aber auch die bloßen Möglichkeiten in Erwägung gezogen, wird wohl eine abermalige Reise in unsre heimathlichen Gegenden auf viele Jahre hinaus unausführbar sein. Ist es doch schon schmerzlich genug, daß wir dießmal auch im besten Falle von Euch Lieben nur Dich wiedersehen können, ohne Deine l. Christel und Eure Kinder erreichen zu können. Dieß vorausgeschickt gebe ich Dir unsre Projecte für die nächsten Tage an. Morgen und übermorgen gedenken wir hier zu bleiben, am 30. h., will's Gott, uns in die sächsische Schweiz aufzumachen, aus ihr am 1. August Abends wieder hierher zurückzukehren, den 2. noch hier zu rasten, am 3. mit der Eisenbahn nach Halle zu gehen, dort den 4. zu bleiben, und den 5. uns von dort nach Torgau zu wenden. Möge es auf dieser Linie irgend eine Stelle geben, an der Du Deinen Weg mit dem unsrigen kreuzen lassen kannst! Freilich ist bei allen diesen Berechnungen die Voraussetzung, daß wir alle gesund bleiben, wofür niemand die Bürgschaft übernehmen kann. Ich hoffe aber, Gott werde uns auch hierin günstig sein! Wir nehmen also nur auf wenige Tage Abschied, und wollen auch schon für das flüchtigste Zusammensein von Herzen dankbar sein.

Hoffte Rothe mit Hahn in Dresden zusammenzutreffen, so galt es nun ferner, diese Gelegenheit zu einem Besuch der Stürmer'schen Familie in Torgau, sowie der Männß'schen Familie in Rackith bei Pretzsch zu benutzen. Während des Verweilens im Kreise der ersteren meldete sich Rothe von Torgau aus, am 6. September 1846, bei der andern ebenfalls an:

Eben grade noch vor dem Thoresschluß will ich, damit nicht mein Anmeldebrief erst hinter uns herkomme, mit zwei Worten Dich und Deine Marie um die Erlaubniß bitten, Euch, will's Gott, nächsten

Dienstag Nachmittag mit meiner Frau, Adolf und der lieben Elisabeth überfallen zu dürfen. Die Entschuldigung dieser Unverschämtheit muß ich mir vorbehalten, vertraue aber vorläufig Eurer alten Liebe zu uns, daß Ihr uns nicht die Thür weisen werdet.

Vom folgenden Tage, 7. September 1846, wird dann noch eine in dem Reiseplan eingetretene Veränderung mitgetheilt:

Schon wieder erhaltet Ihr eine Post von uns. Solche veränderliche Leute sind wir! Durch Zureden der guten freundlichen Stürmers haben wir uns persuadiren lassen, es uns noch einen Tag länger hier wohl sein zu lassen, und so bitte ich denn in aller Eil Dich und Deine theure Marie um Entschuldigung wegen des längeren Ausbleibens Eurer Einquartirung. Statt morgen werden wir erst übermorgen bei Euch anklopfen; ob Ihr herein! rufen wollt, wird freilich bei Euch stehn.

Von der Zeit des Wittenberger Aufenthalts liegen uns keine Briefe Rothe's, dagegen ebenso wie aus dem früheren Aufenthalt vom Jahre 1840 so auch aus dem nunmehrigen Verbleib ein dankenswerther Beleg vor in einer (am 15. Sonntag nach Trinitatis daselbst gehaltenen) Predigt über Matth. 6, 24—32. Die, diesmal ziemlich genaue Niederschrift ist folgenden Inhalts:

1) Gott fordert von uns, wir sollen ihm allein dienen (Matth. 22, 37) und angehören. Er will unser alleiniger Herr sein, und so sollen wir ausschließlich und ganz Ihm, Seinen Zwecken unser Dasein weihen. Dies die unzweideutige Forderung des Christenthums, und zugleich eine das Christenthum eigenthümlich unterscheidende (vom Heidenthum, selbst Judenthum, — ja selbst römisch-katholischen Christenthum). Dieß auch immer der eigentliche Streitpunkt zwischen den wahren, lebendigen, ernsten Christen und den weltförmigen. Dieß diesen an jenen ein Hauptanstoß.

2) Wie gefällt uns nun diese Forderung des Christenthums? Die Antwort liegt schon in dem Vorigen. Schlecht. Die Forderung, Gott zu dienen, wollen wir allerdings nicht überhaupt zurückweisen. Dies wäre auch gar zu thöricht (denn der Glaube an Gott ist ja die Voraussetzung dabei), würde auch unserm eignen Interesse zuwiderlaufen. Denn Gott zu dienen gehört offenbar mit zur Verschönerung dieses (sonst so armen) irdischen Daseins, das durch die Beziehung auf Gott und göttliche Zwecke desselben, die über dasselbe hinausliegen, von einem viel herrlicheren Lichte beschienen wird. Aber neben Gott keinen andern Herrn mehr zu haben, das gefällt uns nicht, daran nehmen wir Anstoß, das widerstrebt uns. Nicht wahr, uns allen? Wenn auch in verschiedenem Maaße. Das Widerstreben ist eine ebenso unzweideutige Thatsache wie jene göttliche Forderung.

3) Hier also ein offener Widerstreit zwischen dem Urtheil und dem Willen Gottes und dem Urtheil und der Neigung unsres eignen Herzens. Wie verhalten wir uns diesem Widerstreit gegenüber? In der Regel thun wir, wie wenn er gar nichts auf sich hätte. Wir zweifeln gar nicht an der Gültigkeit unsrer Meinung. Die Sache scheint uns so einleuchtend, die Unmöglichkeit allein für Gottes Zwecke zu leben, so offenkundig (die Unumgänglichkeit für uns als sinnliche Geschöpfe, auf dieser Welt zu leben, — die Unvermeidlichkeit auch uns selbst zu leben), die Forderung so peinlich drückend, daß wir gar nicht anstehen, uns selbst das Recht zuzusprechen gegenüber von der ganz entgegengesetzt lautenden erklärten Meinung Gottes. Aber das ist eben kein gutes Zeichen. Wie ist es möglich, daß wir bei einem solchen Widerspruch so ruhig bleiben, wenn anders der Gedanke Gottes in uns lebendig ist? Mit Gott entgegengesetzter Ansicht sein, das ist für den wirklich Frommen ein furchtbarer Gedanke. Vollends wo es sich um den göttlichen Willen handelt, und nicht in einem einzelnen Punkte, sondern in einem unser ganzes Verhältniß nothwendig bestimmenden Kardinalpunkte. Das uns so natürliche Widerstreben gegen jene göttliche Forderung ist darum noch nicht gerechtfertigt, weil es uns so natürlich und weil es so allgemein ist. Ehe wir ihm freien Spielraum lassen, bedarf es augenscheinlich einer Untersuchung seiner eigentlichen Beschaffenheit. Lasset uns zu dieser Untersuchung die gegenwärtige Stunde der Andacht benutzen.

Matth. 6, 24—32.

Wenn die Forderung Gottes, von der wir sprechen, irgendwo unüberhörbar ausgesprochen ist im N. T., so in unserm Texte. Aber der Herr, indem er sie ausspricht, weiß auch zugleich gar wohl, auf welchen Widerspruch sie bei seinen Zuhörern stoßen wird. Deshalb unterstützt er sie sofort mit so beweglichen Verheißungen, die wohl geeignet sind, diesen Widerspruch zu besiegen. Und so weist uns denn unser Text selbst bestimmt hin auf die Thatsache, auf die wir uns vorhin aufmerksam gemacht haben, und gibt uns zugleich die beste Anleitung zu ihrer richtigen Beurtheilung

Wie wir unser Widerstreben gegen die Forderung Gottes an uns, Ihm allein zu dienen, beurtheilen sollen.

Um uns hierüber Klarheit zu verschaffen, müssen wir zweierlei untersuchen,

I. die Billigkeit jener göttlichen Forderung an sich selbst, II. die Quellen, aus denen unser Widerstreben gegen sie entspringt.

I.

Wenn wir gefragt würden, was wir denn eigentlich einzuwenden haben gegen die Forderung Gottes ꝛc., so würden wir wohl im Wesent-

lichen alles auf 3 Punkte zurückführen: Diese Forderung sei eine ungerechte — eine unausführbare und mithin überspannte — und eine drückende. Das pflegen wir als von vornherein unumstößlich anzusehen. So ist's aber nicht. Unsre Forderung ist in Wahrheit nichts von diesem Allen, sondern vielmehr das grade Gegentheil. Untersuchen wir nur die Anklagepunkte ein wenig.

1) Die Forderung soll eine ungerechte sein, d. h. sie soll dem Menschen zuviel zumuthen. Aber

a. ungerecht kann nicht sein, was nothwendig in der Sache selbst gegründet ist und ohne Widerspruch gar nicht anders gedacht werden kann. So aber verhält es sich mit unsrer Forderung. Darauf macht der Herr sogleich aufmerksam in unserm Text: Niemand kann zweien Herren ꝛc., „ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon." „Gott dienen" das schließt schon ganz von selbst das „Gott allein dienen" mit ein. Es ist ganz unmöglich, neben Gott noch einem andern zu dienen, wenn man nur das Wort dienen seinem wahren Inhalt gemäß versteht, und zwar in seiner Beziehung auf Gott. Gott wirklich dienen, d. h. nicht blos ihm den Hof machen, sondern wirklich Seinen Zwecken unsre Thätigkeit als Mittel hingeben, das involvirt schon, daß wir Ihm allein dienen, allein Seinen Zwecken unsre Thätigkeit widmen. So groß sind Seine Zwecke, daß sie vollständig alle unsre Thätigkeit absorbiren, und für andre Zwecke nichts übrig lassen von ihr. Und wer sollte denn auch dieser Andre sein, dem wir noch dienten neben Gott? Nur das Geschöpf könnte es sein; aber wenn sein Dienst nicht mit dem Dienste Gottes zusammenfiele, nur das Geschöpf, wie es sich dem Zwecke Gottes nicht unterordnet, wie es ihm widerstrebt, — nur das Geschöpf in seiner Losgerissenheit von Gott, in seinem Gegensatz gegen Gott, d. h. nur die Welt. Im Text sagt es uns der Erlöser: der Mammon, der elende Götze. Hier nun vollends die Unmöglichkeit klar. Zwei Herren, deren Willen einander entgegengesetzt sind, können wir ja augenscheinlich nicht zugleich dienen und Gott allein dienen ist also schon an sich gleichbedeutend. Nur wenn er unser alleiniger Herr ist, ist Gott wirklich unser Herr. Und unser alleiniger Herr muß er auch sein wollen, wenigstens unser (christlicher) Gott. Denn Sein uns beherrschen ist Sein uns lieben. Eben weil er die Liebe ist, kann er daher seine Herrschaft über uns mit keinem Andern theilen wollen. Das wäre ein Sich selbst und seine Liebe zu uns beschränken.

b) Weit entfernt also, daß unsre Forderung eine ungerechte wäre, ist sie vielmehr die allernatürlichste in unserm Verhältniß zu Gott. Schon ihm blos als dem Schöpfer gegenüber. Die einzig angemessene Stellung des Geschöpfes zum Schöpfer ist, daß es ganz und allein ihm dienet (in dem allein es seinen Ursprung hat, der allein ihm seine Zwecke gesetzt, von dem allein es abhängig ist), seinen Dienst nicht theilt mit dem eines andern. Keinem gehören wir so natür-

lich als unserm Herrn an wie Gott. Wir aber stehen Gott nicht blos als unserm Schöpfer und Erhalter gegenüber, sondern wir stehen ihm in Christo auch als unserm Erlöser (Erbarmer) und Vater gegenüber, und da erscheint vollends die ganze Natürlichkeit jener Forderung. Er hat so doppeltes Herrenrecht an uns. Und wir selbst können ja doch seine erbarmende Vaterliebe zu uns in Christo mit nichts Geringerem (es ist ja an sich immer noch viel zu wenig) erwiedern und erwiedern wollen, als mit seinem ungetheilten Dienst. In Christo ist es gewiß die billigste Forderung Gottes, daß wir ihm allein dienen sollen.

c. Was so in der Sache selbst nothwendig gegründet ist, kann nun auch nicht uns zuviel zugemuthet sein. Dieser Fall fände Statt, wenn der alleinige Dienst dieser istne Beeinträchtigung des eignen Zweckes des Menschen (denn dieser ist allerdings Selbstzweck) mit sich führte. Allein es verhält sich vielmehr grade umgekehrt. Durch Gottes eignen Zweck und nach ihm ist der Mensch Selbstzweck, und seinen eignen Zweck kann er nur dadurch erreichen, daß er ihn dem Zwecke Gottes unbedingt unterordnet, damit erreicht er ihn aber auch unbedingt gewiß. Als Christen wissen wir das alle.

2) Die Forderung soll eine unausführbare, und deshalb schwärmerische, überspannte sein. So? Auffallend. Das greift zu weit. Denn nach dem Obigen heißt behaupten, man könne nicht Gott allein dienen, so viel als behaupten, man könne Gott überhaupt nicht dienen. So weit wollen wir doch nicht gehen. Also behutsam. Hören wir denn die eigentliche Meinung der Anklage. Man sagt: Gott dienen kann doch nichts Anderes heißen als ihm durch religiöse Uebungen, durch Andacht, Gebet u. s. w. die schuldige Ehrfurcht erweisen. Wenn dies nun auch nicht gradezu ein religiöser Müßiggang genannt werden mag, so kann und darf es doch unmöglich unser ganzes Leben ausfüllen. Und selbst dies zugestanden, so läßt es sich doch nicht ausführen. Es ist eine natürliche und eine sittliche Unmöglichkeit. Der Mensch muß ja doch wenigstens leben, um in dieser Weise sich um Gott bemühen zu können. Um sein Leben zu erhalten, muß er sich ja doch in Thätigkeit setzen in dieser Welt, und so kann er sich denn nicht auf den Dienst Gottes allein beschränken. Aber er darf es auch nicht. Denn er ist ja auch seinem Nächsten seine Dienste schuldig, und auch an der Erreichung seines eignen Lebenszwecks muß er ja thätig arbeiten. Hier waltet aber ein reines Mißverständniß ob. Wenigstens in den Augen des Christen; denn außerhalb des Christenthums mag allerdings ein solcher Begriff vom Dienste Gottes vorkommen. Innerhalb des Christenthums aber heißt Gott dienen nicht etwa: das irdische Tagewerk beiseite setzen, sondern es ganz auf Gottes Zwecke beziehen und ihnen widmen. Gottes Zweck aber schließt unsern eignen Zweck und den des Nächsten nicht aus, sondern ausdrücklich ein. Die beiden Gebote, „Gott zu lieben" und das „den Nächsten zu lieben als uns selbst", fallen vollständig

zusammen. Daß es aber für alle unsere Kräfte und Fähigkeit vollen Spielraum gibt im Gottesdienst, (so daß wir zu ihrer vollständigen Entwickelung keines andern Schauplatzes hinzu bedürfen als Ergänzung), das liegt schon darin ausgesprochen, daß wir ja nicht blos Gott allein, sondern auch ganz Ihm dienen sollen. Was endlich die Befürchtung angeht, daß unsre eigene Erhaltung gefährdet werden möchte durch den alleinigen Dienst Gottes, so reicht ein Blick auf unsern Text hin. Gott hat feierlich zugesagt, für uns zu sorgen, wenn wir in seinen Dienst treten (wie das jeder gute Dienstherr thut), und uns alles übrige zufallen zu lassen, was wir noch hinzubrauchen außer dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit.

3) Endlich soll unsre Forderung eine drückende sein. Wir meinen, sie enge uns gänzlich ein, entziehe uns alle freie Bewegung, alle unsre Freiheit, — mache unser Leben düster und arm, eintönig und freudenlos. Nach dem bisherigen löst sich dieses Mißverständniß leicht auf. Sonderbar! Als ob Gott zu dienen etwas Kleines und Lästiges wäre, was man so viel nur immer möglich beschränken zu suchen müßte! Und nicht vielmehr etwas Großes, Herrliches, Köstliches, Ehrenvolles, Erhabenes und Beseligendes. Was macht denn die Engel groß? Gottes Dienst ist ja lautre Seligkeit. Und wenn Gott dienen etwas Großes ist, was kann denn einladender und ehrenvoller sein als ihm allein zu dienen? (Ist's Dir denn recht, wenn Du neben einem Könige zugleich einem geringen Manne dienen mußt?) Freilich scheint jeder Dienst überhaupt eine Beschränkung der Freiheit zu sein. Aber herrenlos überhaupt kann doch der Mensch nicht sein, und verständigerweise auch nicht sein wollen. (Er wäre ja sonst zugleich schutz- und hüterlos. Wahrlich uns selbst allein zu regieren, sind wir physisch und moralisch nicht im Stande!) Müssen wir nun aber einmal einen Dienst über uns nehmen, so kann uns doch offenbar kein Herr lieber sein als Gott, dem wir ja auch so natürlich angehören. Und hier tritt der überraschende Fall ein, daß Sein Dienst in Wahrheit unsre Freiheit ist, weil die Gemeinschaft mit ihm unser eigenstes Wesen ausmacht. Der unbedingte Gehorsam gegen ihn in Seiner Liebe, das allein ist die Freiheit, die es für uns gibt. Daher ist's eitel Wahn, wenn wir an Freiheit und Glückseligkeit zu gewinnen meinen, indem wir uns theilweise seinem Dienst entziehen, und seinen Dienst mit dem eines Andern theilen. Nein, können wir nicht einmal unsre eignen Herren sein, so lieber Einen Herrn haben als viele! (Die Qual des getheilten Dienstes!) Ist Gottes Dienst unsre Freiheit und Seligkeit, so sind wir in demselben Maaße freier und seliger, in welchem wir Ihm allein dienen. Nur wenn unser Gott dienen ein ihm allein dienen ist, ist es die wahre, volle Freiheit, die herrliche Freiheit der Kinder Gottes. Und vollends nun, wer ist denn der andre Herr, mit dessen Dienst wir Gottes Dienst theilen könnten? Der Mammon, die Welt und der Weltsinn. O was ist das doch für ein unerträglicher Herr! Und unter seinen Nacken wollen sich die

Knechte Gottes auch noch mitbeugen! und dadurch die Freiheit und Glückseligkeit zu gewinnen hoffen! Nein eben in dieser Halbheit liegt die eigentliche Schwierigkeit und Freudenlosigkeit unsres Christenthums. Wie selig ist dagegen wer nicht mehr hin und her geworfen wird zwischen entgegengesetzten Willen, indem er sich ganz in den Willen seines Gottes hingegeben hat, und dem Willen wirklich unterworfen ist, gegen den kein andrer Wille in Wahrheit etwas vermag? Nur wenn man Gott ganz anhangt, beseligt die Gemeinschaft mit ihm wirklich. (Dies Gott allein dienen befreit auch von aller Sorge.) — Wie nichtig ist also jene Besorgniß und wie unwürdig. Wir sehen hier, wonach der eigentliche Adel der Menschheit sich bestimmt. Danach, welchem Herrn man angehören will. Je adliger Einer ist, desto mehr verlangt er, Gott und zwar allein zu dienen.

II.

Wenn nun aber dem so ist, woher in aller Welt kommt es denn, daß wir uns doch so sträuben, Gott allein zu dienen? Hier gibt es nichts zu verwundern.

1) Die letzte Quelle dieses Widerstrebens können wir alle mit Händen greifen. Sie liegt in der Beschaffenheit unsers natürlichen Herzens. Die Forderung, Gott allein zu dienen, ist für uns alle laut unsrer Erfahrung eine überaus unbequeme. Uns, wie wir von Natur sind, wird der Dienst Gottes gar sauer, und so suchen wir denn soviel von ihm abzudingen als nur immer möglich. Wenn von dem natürlichen Menschen die Rede ist, so heißt Gott dienen, sich selbst verläugnen (und das schmerzt), — Gott allein dienen also sich ganz verleugnen! Wer sucht sich nicht gern diesen Schmerz zu ersparen? Schon das Dienen überhaupt widerstrebt ja dem Stolz des natürlichen Menschen. Nun dient er zwar unbedenklich der Welt; allein diesen Weltdienst hält er in seiner Verblendung für ein Sich selbst dienen, und also für keinen wirklichen Dienst, weil er von der Welt ist. Bei dem Dienste Gottes jedoch verhält sich dies anders. Da sträubt er sich also soviel er kann.

2) Aber die einzige Quelle des Widerstrebens, von dem wir reden, ist dies doch in der That noch nicht. Es gründet sich dieses unbestreitbar auch mit auf die tiefgewurzelte Meinung, daß in unsrer Forderung etwas Schwärmerisches liege, daß eine solche gänzliche Hingebung des Menschen an Gott etwas Leeres, ein bloßer Traum der Phantasie sei, alles Obigen ungeachtet. Nicht wahr? Und woher kommt nun wieder diese soweit verbreitete Meinung? Sie beruht allerdings auf der eigenen Erfahrung des Menschen. Nur in demselben Maaße nämlich, in welchem wir wirklich einen Gott haben (nicht blos von ihm wissen), können wir ihm auch wirklich dienen, uns ihm wirklich hingeben. Wer nicht wirklich Gott hat, nicht wirklich die Erfahrung macht von seinem Dasein an sich selbst, mit ihm in Gemeinschaft steht, dem kann es auch nur eine uneigentliche und

leere Redensart sein: Gott dienen. Ein solcher würde folgerichtig von gar keinem Dienste Gottes wissen wollen. In diesem Falle sind durch Gottes Gnade nur die wenigsten. Die Meisten haben Gott, aber nicht recht, nicht ganz; und darum ist ihnen der Gedanke eines ungetheilten Dienstes Gottes ein leerer Traum, und die Forderung desselben beides unausführbar und zurückstoßend. Hieran zeigt es sich recht deutlich, wie man von so vielen gar nicht im strengen Sinne des Worts sagen kann, daß sie wirklich einen Gott haben! Und warum nun haben so Viele Gott nicht recht und ganz? Weil sie ihn nicht in Christo kennen und haben. Ja allerdings, nur wer Gott in Christo kennt, kann einen solchen Dienst Gottes für mehr halten als einen Traum, wem Gott so unmittelbar nahe ist, — wer im Gefühl seiner Sünde eine Versöhnung für die Sünde kennt, wie die in Christo, und eine wirkliche Wiedergeburt aus dem heiligen Geist, wer ein wirkliches Reich Gottes in der Menschheit kennt wie das in Christo, — wem Gott so als gnädiger, erbarmender Vater durch zuvorkommende Liebe das Herz abgewonnen hat. Und nur wer Gott in Christo kennt, kann Lust und Trieb haben zu einem solchen Dienste Gottes. O wenn wir nur nicht vergessen wollten, daß es Gott in Christo ist, der einen solchen ungetheilten Dienst von uns fordert! Er, der heilige Gottes- und Menschensohn ist der Herr, dem allein wir dienen sollen. Kennten wir diesen Herrn nur wahrhaft! Nicht blos nach der Dogmatik, sondern nach seinem persönlichen geschichtlichen Bilde! Sehen wir uns ihn nur einmal von Nahem an, dann werden wir bald erkennen, daß wir ihm den Dienst nicht werden können verweigern wollen, und zwar den ausschließenden Dienst.

Und so sehen wir denn auch den Weg aufgedeckt, um von jenem Widerstreben frei zu werden, und so durch den ausschließenden Dienst Gottes zur seligen Freiheit der Kinder Gottes hindurchzudringen, — nämlich durch die gläubige Bekanntschaft mit Christo müssen wir Gott wirklich haben lernen, und damit wiedergeboren werden aus dem Leben des Fleisches zum Leben des Geistes, der dem Willen Gottes unterthan ist. Dies ist der einzige Weg! Gott helfe uns, daß wir ihn betreten!

Auf der Rückkehr von Wittenberg war Rothe abermals von einer Nichte, Elisabeth Heubner, begleitet, die nun ebenfalls längere Zeit in seinem Hause zubrachte und auch später mehrfach mit ihm correspondirt hat. Aus dem Ende des Jahres 1846 selber liegen uns ferner noch zwei Briefe Rothe's an Heubner vor, wie überhaupt grade die letzten Jahre seiner ersten Heidelberger Periode durch diesen Briefwechsel mannigfache Beleuchtung empfangen. Der erste der ebengenannten Briefe ist vom 12. Oktober 1846 und mel-

det vor Allem die glückliche Heimkehr, die freilich gleich wieder durch eine Erkrankung der Frau gestört wurde:

Nach Heidelberg zurückgekehrt, liegt unserm Herzen nichts näher, als uns im Geiste wenigstens zu Euch Lieben zurückzuwenden, und unter den innigsten Begrüßungen Euch unsern wärmsten Dank für alle die viele Liebe zuzurufen, die wir so lange Zeit wieder von Neuem durch Euch und in Eurer Mitte genossen haben. Wir werden uns noch lange an der Erinnerung an dieselbe sonnen und mit der innigsten Dankbarkeit gegen Gott und Euch uns der schönen Tage freuen, die wir wieder einmal in dem alten lieben Wittenberg und dem theuren Kreise der dortigen Unsern verleben durften. So schnell sie auch dahingeschwunden sind, so wird uns doch der Nachhall derselben lange begleiten und erquicken. Durch Gottes Gnade sind wir, ohne einen Unfall zu erfahren, am 8. d. M. Abends hier angelangt. Am ersten Reisetage von Leipzig aus kamen wir bis Eckartsberga, am zweiten bis Gotha, am dritten bis Buttlar, am vierten bis Schlüchtern, am fünften bis Frankfurt a. M. Unsere Ankunft hier in Heidelberg ließ sich anfänglich bedenklich an; denn kaum hatten wir unsere Wohnung betreten, so wurde meine Luise so unwohl, daß sie nur mit aller Eile das Bett suchen mußte.

Sehr eingehend berichtet nun Rothe weiter von verschiedenen Besprechungen mit Aerzten über den ihn sehr beunruhigenden Gesundheitszustand Heubner's und knüpft daran schließlich die dringende Bitte:

Laß uns, darum bitten wir Dich aus dem freundlichsten Herzen, recht bald lesen, daß Du Dich der Behandlung eines Dir selbst Vertrauen einflößenden Arztes anvertraut hast. Dann geben wir uns der freudigen Hoffnung hin, daß Du durch des Herrn Gnade bald wieder zu altgewohnter Gesundheit und Rüstigkeit hergestellt sein wirst, um noch recht lange unter Seinem reichen Segen Sein Werk fortzutreiben.

Es folgt weiter eine Mittheilung über die damalige Differenz innerhalb des Gustav-Adolf-Vereins. Der Standpunkt, von dem auch Rothe dabei ausgeht, ist nicht frei von Einseitigkeit, doch dürfte grade seine damalige Urtheilsweise nicht ohne geschichtliche Bedeutung sein:

Hier haben wir nicht viel verändert gefunden, außer der durch die Vorgänge im Gustav-Adolfs-Verein veranlaßten Aufregung, die sich auch hierher in reichem Maße verbreitet hat. Auch hier herrscht der Rupp'sche Schwindel vor, und es ist kaum zu zweifeln, wohin die Majorität der Stimmen fallen wird; besonders da diejenigen, welche man Pietisten nennt, sich in unserm Lande größtentheils von dem G.-A.-V.

fern gehalten haben, was sich jetzt als sehr bedauerlich zeigt. Ullmann, der jetzt Präsident des leitenden Hauptcomites des Badischen Landesvereins ist, ist ebenfalls fest entschlossen, bei dem Beschluß der letzten Versammlung gegen Rupp zu beharren. Wir haben beide Dittenberger unseren unbedingten Dissensus mit seinem Votum ausgesprochen. Für diesen letzteren ist mir die Sache besonders leid; denn sie hat ihn sichtlich in Aufregung gebracht. Vorgestern (was aber ganz unter uns bleiben wird) hat er von dem Direktorium des Ev. Oberkirchenraths (also persönlich von seinem Intimus Baumüller, der hierin natürlich nur höheren Eingebungen hat folgen müssen!) die Aufforderung erhalten, sich wegen seiner Verbindungen mit den norddeutschen Lichtfreunden (deren Thatsächlichkeit er übrigens schlechterdings in Abrede stellt, und gewiß der Wahrheit gemäß) und seiner Annahme eines Fackelzuges von seiten der radikalen Partei zu verantworten. Es liegt eine eigne Ironie darin, daß G.-R. Baumüller jetzt sein Inquirent werden muß! In der Angelegenheit der Berufung eines neuen Prof. in unsere Fakultät ist mittlerweile gar nichts geschehen. Unser Curator versichert mich, daß es ihm unmöglich gewesen sei, Nebenius zu irgend einem Schritte zu bewegen. Es ist eben alles lahm.

Der Schluß des Briefes enthält noch allerlei Erkundigungen und Grüße an die drei Ehepaare Mänß, Stürmer und Wetzel, und berichtet endlich die bevorstehende Wiederaufnahme der amtlichen Thätigkeit. Wir entnehmen diesem Bericht nur noch eine akademische Notiz:

Der erste Zuhörer, der sich diesmal bei mir gemeldet, ist ein Unitarier, der aber des Deutschen vollkommen mächtig ist.

Der letzte Brief Rothe's aus dem Jahre 1846, vom 11. Dezember 1846 datirt, zeigt ihn besonders um Heubner's Gesundheitszustand bekümmert und glauben wir an seinen hierauf bezüglichen Ausführungen, die das gegenseitige Verhältniß lebendig illustriren, nicht vorübergehen zu dürfen:

Nachdem wir lange mit schmerzlicher Sehnsucht auf Kunde von Euch geharrt, wurden wir am 8. d. M. durch den freundlichen Brief der l. Marie erfreut, für den wir derselben durch Eure gütige Vermittelung unseren herzlichen Dank sagen. Daß unsere Sorgen nicht völlig ohne Grund waren, hat uns leider dieser Brief bestätigt, doch halten wir uns mit desto freudigerer Zuversicht an die guten Nachrichten, mit denen er schließt. Haben wir ja doch die ganze Zeit über den Herrn nicht täglich, sondern ich darf wohl sagen stündlich, darum gebeten, daß er Dich, lieber Bruder, vor allem Uebel bewahren, und Dir recht bald wieder die volle Frische der Gesundheit wie-

der schenken möge; wie sollten wir denn unser Vertrauen auf Ihn sinken lassen? Die neue Krankheit, die eingetreten ist, und die allerdings in hohem Grade schmerzhaft für Dich, theurer Bruder, sein muß, soll hoffentlich die Krisis sein, durch die der bisherige anhaltende Zustand der Kränklichkeit durch Gottes Gnade gründlich überwunden werden soll. Daß ohne eine solche Krisis der gestörte Gang des Organismus nicht wieder in Ordnung kommen werde, ließ sich wohl zum Voraus erwarten. Wir hoffen, daß jetzt, wo ich dies schreibe, Du davon bereits die eigne Erfahrung gemacht haben werdest. Sehr viel werth ist es uns, Dich jetzt in der Hand eines Arztes zu wissen, dem Du Vertrauen schenken darfst und schenkst .... Ach, was würden wir darum geben, wenn wir recht oft einmal zu Euch hineintreten und uns selbst durch eignen Augenschein von dem Befinden des geliebten Patienten unterrichten könnten! So in der Ferne kommen alle Nachrichten immer schon beinahe veraltet an! Es bleibt uns nichts übrig, als unser Herz und unsere Sorgen im Gebete vor Gott auszuschütten, und Ihm fest zu vertrauen. Wir bitten Euch auf das inständigste, laßt uns doch recht bald wieder Kunde von Euch zukommen, so kurz sie auch sein mag. Wir wissen sehr wohl, daß Du, liebe Schwester, dazu nicht leicht die Zeit wirst finden können, und wir möchten Dich auch keinen Augenblick der sorgsamen Pflege des l. Bruders entziehen, aber Vetter Heinrich thut es uns schon gern zu Liebe, daß er sich hinsetzt und mit wenigen Zeilen uns schreibt, wie es Euch allen und insbesondere dem theuren Vater geht. Wir sagen ihm dafür zum voraus unsern herzlichen Dank. Möge doch nur der liebe Gott geben, daß Ihr das heilige Weihnachtsfest mit gerührtem Dank doppelt freudig feiern könnt, auch als ein Dankfest für die Dir, th. Bruder, wiedergeschenkte kräftige Gesundheit! Wir werden Euch diesesmal mit doppelt innigen Gebeten und Wünschen in das neue Jahr hinüber begleiten. Unter den vielen Gaben seiner Liebe in dem jetzt laufenden Jahre, mit denen er uns so gnädig wider alles unser Verdienen erfreut hat, werden wir dem Herrn ganz besonders auch dafür danken, daß er uns die Freude geschenkt hat, Euch, Ihr Lieben alle einmal wieder zu sehen, und für die schönen, uns so erquicklichen Wochen, die wir unter Eurem gastfreundlichen Dache haben verleben dürfen. Möchten wir doch am Schluß des nächsten Jahres, wenn wir es erleben, ihm dafür unsern Dank bringen können, daß er inzwischen auch Euch einmal zu uns geführt und so einen so langjährigen und so dringenden Wunsch uns erfüllt hätte! Nehmt auch Ihr, lieben Geschwister, und mit Euch die l. Kinder in Rackith und in Torgau noch einmal den innigsten Dank für alle die Liebe, mit der Ihr uns bei unserem Dortsein überhäuft habt, am Jahresschluß freundlich an.

Aus Heidelberg berichtet dieser Brief nur einiges weniger Wichtige, das aber doch wohl hier nicht übergangen werden darf:

Durch Gottes Gnade sind wir seit unserer Rückkunft alle wohl gewesen, kleine, jedoch Gott Lob immer wieder bald vorübergehende Unpäßlichkeiten der l. Louise abgerechnet. Zugetragen hat sich hier seitdem nicht viel. Die Zahl unsrer theol. Zuhörer hat sich in diesem Halbjahr merklich vermehrt; in der Berufung eines neuen theol. Lehrers ist aber noch kein weiterer Schritt geschehen. Bei der großen Unsicherheit in der Stellung von Nebenius in der letzteren Zeit ist auch kaum daran zu denken, daß die Sache so bald in den Gang kommen wird. Jetzt kommt auch noch dazu, daß unser Curator um seine Entlassung nachgesucht hat, und es noch in der Schwebe ist, ob man ihm dieselbe bewilligen wolle oder nicht.

Ebenso nehmen wir noch die weiteren Nachrichten und Erkundigungen auf:

Neulich hörte ich, Stier habe sein Amt in Wichlingshausen niedergelegt in Folge von Mißhelligkeiten mit seinem Presbyterium, und beabsichtige, sobald die Gemeinde die Wahl seines Nachfolgers werde getroffen haben, sich vorläufig in Wittenberg niederzulassen, und sich da mit schriftstellerischen Arbeiten zu beschäftigen. Bei seiner zahlreichen Familie doch ein sehr gewagter Schritt.

Mit großer Freude haben wir gelesen, daß in Rackith und Torgau alles wohlauf ist, groß und klein. An sie alle die herzlichsten Grüße. Es möge fort und fort so bleiben! Wie steht es denn mit dem Wetzelschen jungen Ehepaare, von dem Marie kein Wort schreibt? Die herzlichsten Grüße an dasselbe, sowie an Heinrich, Elisabeth und Luischen. Auch unser Adolf trägt mir seine ehrerbietigsten Grüße an Euch auf und namentlich auch an die junge Welt im Mänßischen Hause die schönsten Grüße. Meine Luise umarmt Euch alle innigst. Ebenso unsere freundlichsten Grüße an die dortigen Freunde und Bekannten, besonders an Lommatzschs und Schmieders.

Aus dem Jahre 1847 liegen ebenfalls eine größere Zahl Rothe'scher Briefe vor, an Heubner, Bunsen, Mänß und Hahn gerichtet, die über sein Leben und Arbeiten in dem Vorjahre der Revolution Licht geben. Und noch aus dem gleichen Jahre sind die ersten Briefe Rothe's an seinen alten Lehrer Bleek, die sich auf die schon damals in Bonn gehegte Absicht, ihn dorthin zu berufen, beziehen. Chronologisch haben wir aus unserem Briefschatze zunächst den Brief an Heubner vom 2. Februar 1847 zu berücksichtigen. Rothe geht darin wieder sehr ausführlich auf die Nachrichten über Heubner's Gesundheitszustand ein, ermahnt ihn dringend, während des Winters sich darauf zu beschränken, wieder frische Kräfte zu sammeln, und schließt mit einer tief empfundenen Paränese:

Daß der Herr Dich bei dieser Führung nicht wirklich in Nachtheil gesetzt hat, wirst Du schon jetzt aus eigner Erfahrung wissen. Das Leiden ist ja für Jeden eine unentbehrliche Ergänzung seines Wirkens. In solchen Umständen erfährt man ja doch mit ganz besonderer Augenscheinlichkeit, wie viel man an Ihm hat, oder vielmehr, daß man an Ihm allein alles haben muß, wenn man über den Wellen der Anfechtung und Noth bleiben will; aber auch, daß Er uns nicht läßt, auch dann nicht, wenn wir schon daran sind, seine Hand zu lassen, und daß niemand uns aus Seiner Hand reißen wird. Es kann einem doch nichts besseres geschehen, als wenn man in die gewiß selige Gewohnheit mehr und mehr eingeführt wird, dieses gegenwärtige Leben in allen Beziehungen aus dem Gesichtspunkt des zukünftigen anzusehen. Wirst Du jetzt eine Weile verhindert, das Wort zu predigen, so wird die neue Kraft von oben, welche Dir jetzt zuwächst, durch das verstärkte Gewicht Deiner Verkündigung die mittlerweile ausgefallene Frucht für Deine l. Gemeinde überreichlich wieder ersetzen.

Ebenfalls auf Heubner's Angelegenheiten bezieht sich eine längere Ausführung über den auch von Rothe gewünschten Druck von dessen Predigten *):

Sehr erfreut hat uns die Aussicht auf die Veröffentlichung einer Sammlung Deiner Predigten. Ich weiß wohl, daß Du von Dir selbst aus nicht zur Herausgabe von Predigten kommen würdest, und ich sympathisire darin auch vollkommen mit Dir; um so lieber ist es mir, daß Du von außenher dazu angetrieben wirst. Grade in einem Zeitpunkt, wo Du länger von der Kanzel zurückgehalten worden bist, mußt du denken, daß Gott Dir durch das gedruckte Wort in einem anderen und weiteren Kreise eine Predigerwirksamkeit eröffnen will. Ungeachtet eine gehörte Predigt etwas anderes ist als eine gedruckte, so gibt es doch auch sehr viele, die nur aus einer gedruckten Predigt die für sie nöthige heilsame Lehre mit der erforderlichen Sicherheit und Klarheit zu entnehmen im Stande sind. Für den, welcher den Prediger sonst auch gehört hat, ist aber vollends eine gedruckte Predigt nicht viel weniger als eine gehörte. Und wenn Du nur die rechnen wolltest, die mit Deinen Vorträgen in diesem Falle sind, so bekämst Du schon eine ansehnliche Leserschaft zusammen. Die Mundirung der Predigten für den Druck, dächte ich, sollte sich in Wittenberg schon bewerkstelligen lassen. Natürlich muß der Verleger die Anstalten dazu über sich nehmen. Aber sollte er nicht leicht etwa einen

*) Heubner selbst konnte sich trotz solcher Aufforderungen nicht zur Herausgabe einer größeren Zahl seiner Predigten entschließen. Dagegen erschienen nach seinem Tode (und zwar in wiederholten Auflagen) seine „Epistel-", „Evangelien-" und „Katechismuspredigten". Und hören wir später auch Rothe noch seine Freude darüber aussprechen.

Candidaten dafür gewinnen können, daß er die Reinschrift besorgte? Ein solcher würde sich schnell in Deine Abkürzungen hineinfinden, und in dubio könnte er sich ja bei Dir selbst Raths erholen. Grade in einer Zeit, wo Du Dich noch nicht anstrengen darfst mit Arbeiten, würde eine Durchmusterung Deiner Predigtconcepte zum Behuf der Auswahl eine recht passende Beschäftigung für Dich sein. Ich hoffe, daß in dem Augenblicke, wo ich dies schreibe, die Einleitungen zur Ausführung schon getroffen sein werden.

Belangreich ist ferner eine Mittheilung über die badischen Regierungs- und die Heidelberger Universitätsverhältnisse, bei der freilich nicht zu vergessen, daß sie keine allseitige objektive Beurtheilung, sondern nur eine rasche briefliche Notiz, die mancherlei Bekanntes voraussetzt, geben will:

Wir hier zu Lande haben mittlerweile eine grade auch die Universität und unsere kirchl. Angelegenheiten mitbetreffende Veränderung in dem Ministerium gehabt. Unbedingt Glück wünschen können wir uns zu dem stattgehabten Wechsel des Direktors des evang. Oberkirchenraths. Pascha Baumüller ist, knall und fall pensionirt worden, und sein Nachfolger ist unser bisheriger hiesiger Stadtdirektor Böhme geworden, ein Mann, der unter denen, die dabei etwa in Wahl kommen konnten, gewiß bei weitem das meiste für sich hatte. Er ist nicht blos ein sehr thätiger und gewandter Beamter von humanen Formen, sondern hat auch wirklich Liebe zu unsrer Kirche und kirchlichen Sinn. Das Ministerium des Innern ist aus Nebenius' (der übrigens Mitglied des Staatsministeriums ohne Portefeuille geblieben ist) Hand in die des Staatsraths Beck übergegangen. Er ist unstreitig ein grundrechtlicher Mann; ebenso der neue Direktor des Ministeriums des Innern Brunner, der Referent in den Universitätsangelegenheiten geworden ist; aber beide verstehen wohl von unseren Universitätsbedürfnissen nicht viel. Ueberdieß sind sie beide Katholiken, die sich natürlich besonders schwer in die Bedürfnisse einer prot.-theol. Fakultät finden können. (Unser Curator Geh.-R. Dahmen ist auch Katholik.) Das bemerken wir jetzt schon bei den Anstalten, die neuerdings zur Berufung eines weiteren Professors der Theologie getroffen werden. Die Furcht vor der Zweiten Kammer ist dabei der wirksamste Entscheidungsgrund. Noch unter Nebenius' Regiment war die Berufung von Fritzsche aus Gießen decretirt. Wäre nicht sein Tod dazwischen getreten, so wäre er uns zugeschickt worden. Jetzt stehen die Dinge so, daß wohl die Waage höchst wahrscheinlich für Rückert sich neigen wird, wenn man sich nicht etwa noch für Hundeshagen in Bern entschließt. Es ist ein schmerzliches Gefühl, solche Dinge von Personen geleitet zu sehen, die eingestandenermaßen kein eignes Urtheil darin haben, und also überwiegend von der Sache selbst fremden Rücksichten geleitet werden.

An Privatnachrichten meldet derselbe Brief noch eine längere und heftige Erkrankung des Neffen Adolf, der zwar jetzt wieder auf sein dürfe, aber noch streng das Zimmer hüten müsse, und eine grade bevorstehende „etwas sehr zahlreiche Studentengesellschaft, die wir für übermorgen Abend vorhaben, als Antwort auf ein sehr schönes Ständchen, womit mich in voriger Woche am Vorabend meines Geburtstags unsere Theologie studirende Jugend überrascht hat." Ein Postscriptum fügt schließlich noch hinzu: „Wenn Du Heyne zufällig siehst, kannst Du ihm sagen, daß ich fleißig über dem dritten Bande der Ethik her bin."

Der zweite Brief dieses Jahres, der an Bunsen, vom 19. Mai 1847, hat die Einführung seines nach England reisenden Collegen Robert v. Mohl, des bekannten Staatsrechtslehrers, zum Anlaß:

Mir sehr erwünscht erhalte ich nach längerem Schweigen wieder einmal eine ausdrückliche Veranlassung, Dir und Deiner verehrten Gattin vom Neckar her unsere innigsten Begrüßungen zuzurufen. Mein demnächstiger College, Geh. Hofr. Robert v. Mohl, bisher in Tübingen (mit dem nächsten Semester tritt er in unsere juristische Fakultät ein, zum großen Gewinn für uns), der im Begriff steht, nach England abzureisen, wünscht sehr, bei Dir eingeführt zu werden, und bittet mich um einige Zeilen für Dich. Du kennst den Mann hinlänglich, um ihn nicht meiner Empfehlung bedürftig zu finden, wirst aber doch aus seiner Hand ein Lebenszeichen von uns gern annehmen.

Der weitere Inhalt geht zunächst auf den ältesten Sohn Bunsen's, englischen Pfarrer in Lilleshall:

Bei Dir, verehrter Freund, fange ich mit unsern herzlichen Glückwünschen wegen der Verheirathung Deines l. Heinrich an. Gott schenkt Euch viel Segen und Freude, auch in Euren Kindern. Er möge damit fort und fort fortfahren und auch diesen neuen Ehebund auf's reichlichste von obenher begnadigen! Es war uns im vorigen Sommer eine große Freude, Heinrich wieder einmal zu sehen, nun in der vollen Entwickelung und Reife. Mit herzlichem Vergnügen habe ich in ihm die schöne Durchdringung des Deutschen und des Engländers gesehen. Ich erwartete, es würde umgekehrt lauten müssen: des Engländers und des Deutschen, und ich darf Dich versichern, daß dies meine Freude gar nicht gestört haben würde; denn eben weil ich selbst nur gar zu sehr ein reiner (d. h. ganz einseitiger) Deutscher bin, bin ich wahrlich nicht in den Deutschen verliebt. Dennoch schien mir bei Heinrich das Deutsche noch immer das Grundelement zu bilden, und dabei war es mir eine Lust für ein deutsches Gefühl, zu sehen, wie stattlich und harmonisch sich auf dieser Grundlage die britische Art

ausnimmt. Ich bitte, ihm unsere herzlichsten Glückwünsche zu seiner Verbindung zu sagen, sowie Ernst unsere ebenso herzlichen Beglückwünschungen zu seinem ehelichen Glück.

Unter den wissenschaftlichen und kirchlichen Interessen, welche in diesem Briefe berührt werden, stehen Bunsen's Gesangbuch und der ihm angekündigte „Schlußband" der Ethik oben an; es ist damit aber zugleich eine bezeichnende Ausführung über den bei der Ethik verfolgten Plan überhaupt verbunden:

Ich habe Dir auch noch nicht für Deinen so liebevollen Brief vom vorigen Sommer gedankt und für das schöne Geschenk Deines Gesangbuchs, das er uns ankündigt. Für diese uns höchst willkommene Verheißung nun wissen wir Dir zwar schon aufrichtigen Dank, noch lebhafter aber wird er werden, wenn dieselbe in Erfüllung gehen wird, was bis dahin noch nicht geschehen ist. So unbescheiden es auch sein mag, erlaube ich mir doch, dies letztere bei dieser Gelegenheit mit einschließen zu lassen. Meglio tardi che mai, soll mir hierbei gewiß gelten.

In nicht gar langer Frist hoffe ich Dir, freilich als ein sehr wenig vollgültiges Gegengeschenk, den letzten Band meiner Ethik zuschicken zu können, den ich im M. S. bald beendet haben werde. Die Arbeit an diesem dritten Bande hat mich in hohem Grade gelangweilt, wiewohl von vielen Lesern vielleicht grade dieser dritte Band am ersten sich Dank verdienen wird. In dem, was Dir vorliegt, wirst Du den redlichen Ernst eines Christenmenschen, der einheitliche Consequenz in seinen Gedankenkreis bringen will, erkannt und dies gelobt haben. Denn in der That, daran mögen die Zeitgenossen, und namentlich auch die Gläubigen unter ihnen, wohl einer Erinnerung bedürfen, daß bloße disjecta membra eines wissenschaftlichen christlichen Bekenntnisses ein Unding sind. Im übrigen wirst Du freilich den Kopf gewaltig geschüttelt haben, wozu ich Dir die unbedingteste Vollmacht gebe. Doch rechne ich auch wieder ziemlich sicher darauf, daß Dir mein crasser Realismus nicht mißfällt, und daß Dir diese Tendenz, ganz abgesehen von der Ausführung, nicht als Tollheit erscheint. Nun, das Buch ist geschrieben, und damit Gott befohlen. Daß es viel ändern werde in unserer Theologie, ist mir nie im Traume in den Sinn gekommen; irgend einmal aber wird man auf vieles, was darin steht, ganz unabhängig von ihm, schon noch wieder zurückkommen. Jetzt geht es mir sonderbar mit den Beurtheilungen. Die Leute machen mir in einem Athem Complimente darüber, daß ich so geschickt zu denken verstünde, und bekreuzigen sich über das tolle Zeug, das ich mit meinem Denken zu Tage gebracht. Wie soll ich's nun machen, um mich von der Richtigkeit des letztern Urtheils zu überzeugen, wenn ich dem ersteren irgend Glauben beimessen will? Und daß ich wirklich strengere Anforderungen an mein

Denken mache als die meisten meiner Beurtheiler an das ihrige, kann ich mir auch nicht wohl bergen. Uebrigens glaubst Du mir gewiß, daß ich wahrlich keine Liebhaberei für mein Genre habe, das ich nur deshalb betreibe, weil es das einzige ist, zu dem mein Vermögen ausreicht, weil ich lieber in dem schlechtesten Beruf im großen Reiche des Herrn mein Bischen Brod mir verdiene, als daß ich ganz müssig gehe und ganz unnütz bin.

Von Interesse ist in demselben Briefe endlich noch Rothe's Urtheil über Bunsen's verstorbenen Freund Thomas Arnold*):

Ja wer ein solcher Mann wäre, wie der sel. Thomas Arnold! Ich kann Dir nicht sagen, wie wohl mir eine solche Erscheinung thut. So ursprünglich und deshalb so grundwahr in Allem, und dabei so anstellig und brauchbar im weitesten Kreise! Solche Männer, es ist traurig es einzugestehen, wachsen in unserm lieben Vaterlande nicht und können in ihm wenigstens nicht groß wachsen. Dazu gehören großartige Gestaltungen des öffentlichen Lebens, wenn solche „intellectuelle" Talente nicht in die feine wissenschaftliche Spinnweberei gerathen, und solche praktische Begabungen nicht in spießbürgerlicher Beschränktheit des Gesichtskreises sich verfangen sollen.

Diese Parallele zwischen dem öffentlichen Leben in England und Preußen endet dabei zugleich in einer merkwürdigen politischen Wendung:

Nun vielleicht geht uns vom 11. April 1847 aus eine neue Aera auf. Auch hier sehen wir mit größter Spannung auf die Entwickelung der Dinge in Preußen. Gott erleuchte Friedrich Wilhelm IV., daß er sich nicht durch die widrige Gestaltung des Zeitgeistes verleiten lasse, den Geist der Zeit zu verkennen! Ohne am Ende zu sein schließe ich, indem ich uns beide aufs angelegentlichste Eurem freundlichen Andenken empfehle, und alle die Euren schönsten grüße.

Ueber den schon im Februar Heubner angemeldeten und in dem Briefe an Bunsen noch näher angekündigten dritten Band der Ethik hat Rothe bald darauf auch gegen Mänß (am 15. Juli 1847) sich ähnlich wie schon Bunsen gegenüber geäußert:

Ich werde nun nächstens an Herrn Heyne schreiben wegen des Anfangs mit dem Druck des dritten Bandes der Ethik, da ich bis auf weniges mit dem M. S. fertig bin. Lange hat mich keine Ar-

*) Neben der von Heintz deutsch herausgegebenen Stanley'schen Biographie Arnold's sei an das herrliche Gedächtnißlied Bunsen's auf ihn (in Bunsen's Leben II. S. 223 mitgetheilt) erinnert.

beit so ermüdet, besonders da ich mich entschloß, die Ausführung mehr zu erweitern, als mein ursprünglicher Plan war, was auch die Arbeit aufgehalten hat. Für viele Leser wird vielleicht grade dieser Band der genießbarste sein. An Fleiß habe ich es wenigstens nicht fehlen lassen.

Der übrige Inhalt dieses Briefes bringt zunächst herzlichen Glückwunsch zur Geburt eines Töchterchens, zu dessen Pathin Frau Rothe erbeten worden war:

Morgen, als am Tauftage der lieben Neugebornen, werden wir ihrer und Eurer Aller mit inniger Liebe und Gebet gedenken und uns herzlich zu Euch hinwünschen. Wir haben die so glücklichen Tage nicht vergessen, die wir im vorigen Jahre durch Eure freundliche Liebe unter Eurem Dach genossen haben. Könnten wir Euch nur dafür einmal bei uns sehen! Von Euch hoffen wir es noch am ersten, da Du am Rhein halb heimisch bist, und Ihr beide vor dem Reisen keine Scheu habt. Eure Familie wird auch nach und nach über ganz Deutschland und Niederland ihr Netz ausspannen. Wahrlich, Deine ehrwürdigen Eltern sind Gesegnete des Herrn wie wenige.

Auch Frau Rothe selbst schrieb bei diesem Anlaß an die jungen Eltern, und glauben wir, wo sie so selten zum Briefschreiben kam, auch ihre eigenen Worte hier vorführen zu sollen:

Du kannst gar nicht glauben, was für eine Freude uns Dein lieber Brief vom 7. Juli gemacht hat. Ich läugne nicht, wir sind schon seit längerer Zeit recht besorgt gewesen, denn wir haben seit dem Januar auch gar nichts mehr weder von Euch Lieben noch von unseren Geschwistern in Wittenberg gehört; wie groß war da unsere Freude, als wir lasen, daß der liebe Gott Euch zu Euren zwei Prachtjungen auch noch ein Mädchen geschenkt hat, und daß die liebe Maria so wohl ist, und die kleine noch namenlose Tochter sich so geschickt aufführt. Dafür können wir ja dem lieben Gott gar nicht genug danken. Daß Ihr Lieben mich zur Pathe Eures Kindes gewählt habt, macht mir unaussprechliche Freude. Ich danke Euch recht von Herzen dafür. Wie sehr wir Euch liebhaben, wißt Ihr ja ohne daß wir es Euch erst zu sagen brauchen; meine Pathenschaft ist, wie Du auch in Deinem Briefe sagst, wieder ein Band mehr, das uns von Neuem noch fester verbindet.

Was hat denn der kleine große Kutscher zum Schwesterchen gesagt? Wie gern möchte ich die Kinder wieder sehen; sie mögen sich wohl in beinahe einem Jahre wieder recht verändert haben. Es waren doch schöne Tage, die wir im vorigen Jahre zusammen verlebt haben, wann werden sie wiederkehren? Grüße meine Schwester tausendmal, sie soll doch bald einmal schreiben, wir haben gar große Sehnsucht nach Nachrichten von Euch allen.

Dem vorerwähnten Briefe Rothe's an Mänß entnehmen wir schließlich noch eine weitere Nachricht über die schon im Februar gegen Heubner erwähnte, seitdem aber noch lange hingeschleppte Krankheit seines eigenen Adoptivkindes:

Wir haben in der letzten Hälfte des vorigen Winters, von Weihnachten bis nahe an Pfingsten an Adolf fast ununterbrochen einen Patienten gehabt. Zuerst ein zweimaliger Ansatz zu einer Ausschlagskrankheit, die aber nicht ordentlich herauskam und keinen bestimmten Charakter annahm, und zuletzt ein desto entschiedeneres Scharlachfieber von außerordentlicher Heftigkeit, aber, Gott sei gelobt, durchaus regelmäßigem Verlauf. Hoffen wir, daß nun einmal für eine Weile ein Stillstand mit Krankheiten eintreten wird; wenigstens ist der Bursche jetzt sehr wohl.

Schon einige Zeit vor diesem Briefe an Mänß hatte Rothe fast gleichzeitig von Bonn und Breslau aus Anfragen wegen einer Berufung an diese beiden Universitäten erhalten. In den Gang der Verhandlungen gewähren uns Briefe an Bleek und Hahn genaueren Einblick; außerdem gibt jedoch auch ein Brief an Heubner, vom 11. September 1847*) eine übersichtliche Darstellung wenigstens des ersten Stadiums dieser Anfragen, weshalb wir unsern Bericht mit dieser letzteren Mittheilung beginnen:

Wir sind diesen Sommer in einer gewissen Spannung wegen der weiteren Wendung unserer irdischen Zukunft gehalten worden, deren völlige Beendigung immer noch zögert. Im Anfange des Mai suchte mich Hr. Geh. Ob.-Reg.-Rath v. Bethmann-Hollweg auf, um mich, übrigens ohne ausdrückliche Autorisation, zu befragen, ob ich nicht einen Ruf nach Bonn, der in den Wünschen der dortigen theol. Facultät liege, annehmen würde, und bald nachher that Br. Hahn, wie er sich ausdrückt, „nicht ohne höhere Veranlassung" dieselbe Frage an mich in Ansehung Breslaus. Ich konnte beiden natürlich keine kategorischen Antworten geben; und da nachher von keiner von beiden Seiten her eine weitere Mittheilung erfolgte, so hielt ich die Sache für völlig beendet. Jetzt werde ich in dieser Hinsicht beinahe wieder irre, indem ich vor einigen Tagen einen Brief von Hahn (aus Teplitz) erhielt, demzufolge dieser immer noch an meine Berufung nach Breslau zu denken scheint. Der Herr mag über mich verfügen, wie Er will. Meine Wünsche kennt Er; meinem Gefühl nach gehöre ich in meine Heidelberger Verhältnisse; der Abschied aus ihnen würde

*) Der Brief ist vom 11. August datirt. Da aber Rothe darin sagt, er sei seit dem 16. August in Baden, so muß in dem Datum ein Schreibfehler sein, wofür auch andere Gründe sprechen.

mir unbeschreiblich schwer werden. Wenn man mich aber in einen anderen Berufskreis beriefe, der mir einen merklichen Theil meiner jetzigen Amtsobliegenheiten abnähme und mich mehr auf das akademische Lehramt allein beschränkte, so glaube ich nicht, daß ich ein gutes Gewissen dazu finden würde, ihn abzulehnen. Ich habe in Heidelberg niemanden etwas mitgetheilt von der ganzen Sache, und bitte auch Dich, das Gesagte unter uns bleiben zu lassen.

Noch vor der in diesem Briefe an Heubner erwähnten neuen Anfrage von Hahn wegen Breslau hatte Rothe nun aber ferner einen direkten Antrag von Bonn durch Bleek erhalten, und diesem auch bereits in einem Schreiben vom 26. Juni 1847 geantwortet. Als der erste der später so bedeutsam in den Vordergrund tretenden Briefe an Bleek verlangt dies Schreiben hier vollständige Aufnahme:

Ihr heute erhaltenes, so freundliches Schreiben vom 24. d. M. hat in mir einen Gedanken wieder aufgeweckt, den ich schon längst begraben hatte, so lebhaft er mich auch bei seiner ersten Anregung beschäftigt hatte, weil ich ihn als völlig wieder beseitigt ansehen mußte. Indem ich Ihnen vor allem meinen aufrichtigen Dank sage für die mir unter allen Umständen unschätzbaren wohlwollenden Gesinnungen, welche Sie, mein alter hochgeehrter Lehrer, und Ihre verehrten Herren Collegen gegen mich bethätigt haben, theile ich Ihnen ungesäumt und mit aller Offenheit meine Gedanken über die vorgelegte Frage mit.

Nachdem in den ersten Tagen des Mai Herr Geh. O.-R.-R. v. Bethmann-Hollweg mir die Ihnen bekannten Mittheilungen gemacht hatte, erhielt ich am 20. desselben Monats einen Brief von meinem Schwager Hahn, worin er mich „nicht ohne höhere Veranlassung" confidentiell befragte, ob und unter welchen Bedingungen ich geneigt sein würde, einem Rufe nach Breslau zu einer dort zu gründenden Universitätsprediger-Stelle und einer mit ihr zu verbindenden theol. Professur zu folgen. Hierauf habe ich am 22. Mai im Wesentlichen Folgendes geantwortet: Der Gedanke an eine Rückkehr in mein mir immer theuer gebliebenes Vaterland sei mir sehr wohlthuend, auch lege sich mir im Fall einer Berufung auf eine andere Universität die Nothwendigkeit, sie reiflich zu erwägen, insofern nahe, als meine hiesigen combinirten Aemter mir auf die Länge drückend zu werden drohten. Nach demjenigen jedoch, was er mir über die Obliegenheiten schreibe, die ich in Breslau zu übernehmen haben würde, müßte ich besorgen, dort auf keine wesentliche Arbeitserleichterung rechnen zu können. Insbesondere würde ich auf die unter anderem gemachte Anmuthung, Pädagogik zu lesen und die Leitung eines pädagogischen Seminariums für solche Studirende der Theologie und der Philologie zu übernehmen, welche als Lehrer der Religion an Gymnasien und

anderen höheren Bildungsanstalten angestellt zu werden beabsichtigten, unter keiner Bedingung eingehen können. Die Besoldung angehend setze ich voraus, daß mir keine geringere werde angeboten werden können als meine hiesige. Diesem füge ich noch bei, Herr G. O.-R.-R. v. Hollweg habe mir unlängst in Ansehung eines möglichen Rufs nach Bonn ähnliche Eröffnungen gemacht, und die dortigen amtlichen Obliegenheiten in der Art angegeben, daß ich kein Bedenken tragen würde, mich ihnen zu unterziehen. Ich schloß diesen Beisatz wörtlich mit dieser Bemerkung: „Nach Bonn wäre eine Verpflanzung von hier in äußerer und innerer Beziehung leichter als nach irgend einer andern preußischen Universität." Dies Alles habe ich Hahn seinem Wunsche gemäß in einem ostensiblen Briefe geschrieben, von dem ich annehmen muß, daß er ihn höheren Orts mitgetheilt hat. Was er übrigens gethan oder nicht gethan hat, weiß ich nicht, denn ich habe seitdem keine weitere Mittheilung von ihm erhalten. Hat er aber meinen Brief an die hohe Behörde eingesandt, so kann diese nicht wohl in Zweifel darüber sein, wohin, im Fall sich mir die Alternative zwischen Bonn und Breslau stellte, ceteris paribus, meine Neigung sich wenden würde. Und dies gestehe ich nun auch Ihnen, mein hochverehrter Freund, ganz offen ein. Nach Breslau zieht mich außer dem Grabe meiner sel. Mutter nichts als mein l. Hahn mit den Seinigen; sonst hat die Breslauer Welt, ungeachtet ich unter ihr groß gewachsen bin, und vielleicht grade dieserhalb, gar wenig Reize für mich, und ich habe ganz das Gefühl, für den dortigen Boden nicht zu passen. Daß, wenn ich Ihre Fakultät und die Breslauer neben einander halte, die Frage, welcher ich lieber angehören möchte, mir gar nicht erst entstehen kann, brauche ich Sie nicht erst zu versichern. Aber auch bei dem dortigen Schlage der Studirenden würde ich mir wenig Eingang versprechen. Vielleicht bin ich auch schon zu sehr Süddeutscher geworden, um noch zum Schlesier zu taugen. Wenn Sie mich also fragen, „ob ich, wenn mir die Wahl gelassen würde, unter ungefähr gleichen Bedingungen nach Bonn oder nach Breslau zu gehen, entschieden Breslau vorziehen würde", so antworte ich unbedenklich: ich würde in diesem Fall entschieden Bonn vorziehen. Die Voraussetzung Ihrer Frage, „daß ich überall nicht abgeneigt sei, nach Preußen wieder zurückzukehren", bestätige ich vollkommen, bitte Sie aber, mich über diesen Punkt noch einen Augenblick in Geduld anzuhören. Warum sollte ich Ihnen ein Hehl daraus machen, daß es mir sehr schwer werden würde, Heidelberg zu verlassen? Sie wissen, wie angenehm meine persönlichen Verhältnisse hier sind, und wie viel Gutes aller Art mir Gott hier zu genießen gibt. Ich müßte ein undankbarer Mensch sein, wenn ich es besser haben wollte als hier, wenn nur meine Schultern etwas breiter wären als sie sind. Ich habe hier zu viele Aemter, und unser Prediger-Seminar mit seinen nicht zu beseitigenden Mißständen, die immer fühlbarer werden, liegt oft schwer

auf mir. Riefe man mich nun unter annehmlichen Bedingungen anderswohin, so müßte es mir aus diesem Grunde eine Gewissenssache sein, reiflichst zu überlegen, ob ich nicht dem Ruf folgen solle, ja wenn ich die Sache ganz objektiv betrachte, so scheint es mir, als würde ich gewissenhafterweise in einem solchen Fall keine andere Wahl treffen können, als mich von hier loszureißen. Sie wissen aber am besten, daß man in solchen Dingen, so lange alles noch in bloßen Möglichkeiten sich bewegt, für seine Entschlüsse, wenn es zur Wirklichkeit kommt, nicht einstehen kann, und wollen ja auch keine mich bindende Erklärung von meiner Seite. Wie ich mich entschließen würde, wenn mir wirklich wegen Bonn Anerbietungen gemacht werden sollten, darüber kann ich jetzt nur Vermuthungen haben, denen ich selbst noch nicht traue. Ich habe sie Ihnen, verehrter Freund, unverhohlen ausgesprochen, und bin gewiß, sie bei Ihnen gut aufgehoben zu wissen. Eins darf ich hinzufügen, daß es Ihnen betreffenden Falls mit mir nicht so gehen würde wie (es sei nicht zu seinen Ungunsten gesagt) mit unserem lieben Freunde Ullmann. So sehr ich unserer Regierung zu Dank verpflichtet bin, so würden doch Anerbietungen, die sie mir etwa unter solchen Umständen machen möchte, auf meinen Entschluß keinen Einfluß haben. Womit sie in jenem Fall allein auf diesen wirken könnte, eine wesentliche Erleichterung meiner Amtsobliegenheiten, dazu sehe ich keine Möglichkeit ab. Hier haben Sie denn den gewünschten Blick in mein Inneres ohne allen Rückhalt. Die Bedenken wegen meiner Berufung zu Ihnen, die ich gegen Herrn G.-R. v. Bethmann-Hollweg geäußert habe, müssen Sie dort erwägen; machen sie Ihnen keine Bangigkeit, so würde ich mir auch keine Sorge machen ihrethalben; Sie wüßten ja, wen Sie holten, und hätten es zu verantworten. Ueber dies alles nur noch die Bitte, daß Sie den Gegenstand unserer Correspondenz möglichst gegen alle Publicität schützen wollen. Ich habe gegen meine hiesigen Freunde von allen diesen Sachen noch kein Wort gesagt, mancher Frage von ihrer Seite ungeachtet. So schmerzlich mir dies ist, weil es als Mangel an Vertrauen gedeutet werden kann, so wußte ich mir doch nicht anders zu helfen, wenn ich mir nicht schon vor der Zeit die Freiheit des Entschlusses in einem möglichen Falle beeinträchtigen wollte. Um so mehr liegt mir daran, daß die Sache auch bei Ihnen im Kreise der unmittelbar bei ihr Betheiligten bleibe. Was aus ihr werden oder nicht werden soll, wollen wir ruhig Gott überlassen. Daß es mir eine hohe Ehre und aufrichtige Freude sein würde, mich Ihrer Facultät einreihen und mit Ihnen zusammenleben und zusammenarbeiten zu dürfen, wollen Sie mir auf mein ehrliches Wort glauben, sowie, daß ich mir auch jetzt schon nicht wenig darauf zu gute thue, daß Ihre und Ihrer hochgeehrten Herren Collegen Gedanken auf mich gefallen sind. Mir wäre ein Gedanke an mich selbst in einem solchen Falle gewiß nicht in den Sinn gekommen.

Mich Ihren freundlichen Gesinnungen für alle Fälle angelegentlichst

empfehlend bin und bleibe ich mit aufrichtiger Verehrung von Herzen der Ihrige.

Aus Rothe's Correspondenz mit Hahn können wir weiter eine auf denselben Gegenstand bezügliche Stelle seines Briefes an diesen vom 14. September 1847 hier einschalten:

Sehr danke ich Dir für die Aufhellungen, welche Du mir in Betreff der Absichten gibst, die man preußischerseits meinethalben hegt. Mir ist in der fraglichen Sache seit Deinem l. Briefe vom Mai kein Wort weiterer Mittheilung zugegangen, und ich habe sie deshalb mit meiner Luise als eine längst abgethane angesehen, um so mehr, da mir von Bonn her von mehreren Seiten beiläufig geschrieben wurde, daß man meine Berufung dorthin gewünscht habe, aber als vereitelt betrachte. Dem, was Du mir nun schreibst, zufolge ist möglicherweise im Kabinet ein der Ansicht des Minist. v. Thile entsprechender Beschluß gefaßt, und die Angelegenheit bis auf den Fall einer etwa eintretenden Erledigung in der Breslauer Facultät vertagt worden. Dies scheint mir auch in der That das Natürlichste und Angemessenste, da ja ein dringendes Bedürfniß einer Vermehrung Eurer dortigen Lehrkräfte zur Zeit nicht zu bestehen scheint. Wenn ich richtig vermuthet habe, so lässest Du mich dies wohl freundlichst wissen; denn es wäre mir doch lieb, in der Sache wenigstens zu einem vorläufigen Abschluß zu gelangen. Auch bitte ich Dich, mir darüber recht unverhohlen Gewißheit zu geben, ob eine Berufung zu Euch nicht wider den Sinn und Willen Eurer Facultät geschehen würde. Von dem l. Böhmer wenigstens habe ich nach den Liebkosungen in der Vorrede zu seiner Ethik wohl nicht grade zu erwarten, daß er für mich stimmen würde; von Middeldorpf bin ich gewiß, daß er mich gern sehen würde. Bei dem jetzigen Stande der Sache dürfen wir uns wenigstens den schönen Gedanken noch nicht ganz aus dem Sinne schlagen, daß es uns noch beschieden sein möchte, den letzten Theil unseres Lebens mit Dir und der theuren Christel in unmittelbarer täglicher Nähe sowie im Kreise der lieben Eurigen zu verleben. Welchen Reiz eine solche Aussicht für uns hat, wißt Ihr ja ohne unsere Versicherung. Ob sie in Erfüllung gehen wird oder nicht, darüber möge allein Der entscheiden, der allein die richtige Entscheidung zu treffen vermag. Wir wollen jetzt beiderseits der Sache ihren ruhigen Lauf lassen, ohne irgend eine eigenwillige Einmischung. Mich soll die länger fortdauernde Ungewißheit nicht in der ruhigen Arbeit an meinem jetzigen Tagewerk stören.

Nicht lange hierauf kam nun trotzdem ein förmlicher Ruf nach Breslau an Rothe, und können wir auch dieses letzte Stadium der damaligen Verhandlungen mit ihm nach seinem zweiten Briefe an Bleek vom 30. Dezember 1847, verfolgen:

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre l. Zuschrift vom 26. d. M. und für die freundliche Theilnahme, von der sie mir ein neues Zeugniß gibt. Die Erfahrung von Ihren so freundschaftlichen Gesinnungen gemacht zu haben, ist für mich immer ein sehr wohlthuendes Ergebniß der Plane, die Sie dort meinethalben so wohlwollend entworfen und verfolgt haben. Die Sache selbst verhält sich ganz so, wie Sie voraussetzen. Gegen Ende des October kam mir wirklich ein Ruf nach Breslau zu. Ich habe ihn nicht ohne einen lebhaften innern Kampf abgelehnt, denn die alte Anhänglichkeit an mein ursprüngliches Vaterland und an das Land meiner Kindheit erwachten doch wieder stark in mir; aber ich konnte doch nicht lange zweifelhaft bleiben. Von seiten unserer badischen Regierung, wohl wissend, was ich hier allein desiderirte, kam man mir sogleich auf's freundlichste mit dem Anerbieten entgegen, mir durch Anstellung eines weiteren Lehrers am Prediger-Seminar alle gewünschte Erleichterung zu verschaffen, und da sich auch leicht ein dafür sehr geeigneter Mann, den wir seit einiger Zeit in loco haben, dafür ermitteln ließ, die Sache also kurzweg ins Reine gebracht werden konnte, so vermochte ich keine Freudigkeit dazu zu finden, von hier weg zu gehen. (Von pekuniären Vortheilen hat mir mein Bleiben auch nicht das Geringste eingetragen, und zwar meiner eigenen erklärten Absicht nach.) Für die nächste Zeit muß ich mich hiernach bestimmt als an Heidelberg gebunden betrachten, und auf weit hinaus sich seine Gedanken über Möglichkeiten zu machen, das, verehrter Freund, wissen Sie selbst, ist ein thöricht Ding. Das legt man am besten unbekümmert in Gottes Hände, ohne nach der einen oder der anderen Seite hin etwas zu verreden. Das kann ich Sie mit voller Wahrheit versichern, daß mir der Gedanke, Ihr College werden zu sollen, ein überaus freudiger war. Wie die Dinge geworden sein würden, wenn man mir statt Breslau's Anträge für Bonn gemacht hätte, weiß ich selbst nicht, vertraue aber zuversichtlich, daß Gott es diesmal mit mir wohlgemacht hat.

Sie fragen, ob ich vielleicht jemand für Sie wisse. Diejenigen, an die ich etwa denken möchte, werden Sie selbst genauer kennen als ich, und so weiß ich nicht recht, ob ich sie erst nennen soll. Haben Sie nicht an Liebner gedacht (er hat jetzt eine „Christologie" im Druck — ich glaube aber es soll ein Geheimniß sein — die sehr anziehend zu werden verspricht), oder an Krabbe, über den ich freilich, was die praktische Seite angeht, gar nichts Bestimmteres weiß? Auch auf Palmer in Tübingen bin ich wohl gefallen. Die Studenten scheinen seine Leitung der katechet. Uebungen sehr zu schätzen und ihn überhaupt gern zu haben wegen der Art, wie er mit ihnen verkehrt. Von Thiersch kann nach dem, was Ihr Herr Curator mir gesagt hat, keine Rede sein. Lange steht, so viel ich weiß, schon auf der Kandidatenliste. Mit Schenkel würden Sie gewiß nicht übel fahren. Persönlich kenne ich ihn auch nicht. Wie seine äußeren Predigergaben bestellt sind, weiß ich nicht. Als Prediger ist auch Ebrard in Zürich sehr beliebt gewesen.

Aus den beiden vorerwähnten Briefen an Heubner vom 11. September und an Hahn vom 14. September 1847 sind nun aber noch einige weitere Mittheilungen nachzutragen. Beide Briefe sind während des Ferienaufenthaltes in Baden-Baden geschrieben. Ueber diesen Aufenthalt selbst berichtet Rothe an Heubner:

Wir sind seit dem 16. August hier, und denken in ganz Kurzem nach Hause zurückzukehren. Gottlob war es nicht eigentlich das Bedürfniß einer Kur, was uns hierher geführt hat. Ungeachtet noch um ein Stück weiter von Euch entfernt als gewöhnlich, haben wir doch an Euch Lieben alle sehr viel gedacht, in Erinnerung der schönen Wochen, die wir im vorigen Jahre um dieselbe Zeit bei Euch genießen durften, und die uns noch in frischem Gedächtniß leben. Laßt uns nur recht bald einmal wieder etwas von Euch lesen. Unsere innigsten Grüße an Euch Alle habe ich schon Wetzel aufgetragen. Ebenso grüße alle dortigen Freunde herzlichst. Unter ihnen namentlich auch Stier. Haben sich ihm noch keine Aussichten auf einen neuen Beruf eröffnet? Der Herr fahre fort Euch Alle zu behüten und zu segnen!

Der übrige Theil des Briefs bringt herzliche Glückwünsche zur Geburt einer neuen Enkelin (Wetzel), erfreut sich der besseren Nachrichten über Heubner's Befinden und beklagt nur, ihn wie auch seinen Sohn Heinrich bisher noch nicht in Heidelberg gesehen zu haben.

Der Brief an Hahn beginnt ebenfalls mit Glückwünschen zu der Verheirathung von dessen Tochter Antonie und knüpft daran eine Reihe Bemerkungen über die anderen Familienmitglieder:

Dein lieber Brief aus dem Bade hat auch uns im Bade angetroffen und je unerwarteter er uns kam, desto höher erfreut. Er bringt uns zugleich eine so freundliche Einladung zur persönlichen Theilnahme an der Hochzeitsfeier unserer l. Antonie, der wir gar gern folgen würden, wenn sich die Wünsche nur gleich ausführen ließen. Aber diesmal verbietet sich das für uns leider. Die Mittel zum Fluge zu Euch Lieben hin und auch die nöthige Zeit haben wir so ziemlich hier verbadet; auch würde grade unter den jetzigen Umständen unser Erscheinen in Breslau manches Mißliche und Peinliche haben. Wir werden uns also schon darauf beschränken müssen, am 20. im Geiste bei Euch zu sein und mit Euch in die wohlbekannten Räume der Elisabethkirche zu ziehen, um auch unsererseits dem neuvermählten Paare unsere herzlichsten Segenswünsche und Glückwünsche mitzugeben. Du wolltest, l. Bruder, dabei unseren Dolmetscher machen. Sage insbesondere auch dem lieben Vetter Bräutigam unbekannterweise meinen innigen brüderlichen und amtsbrüderlichen Gruß und Segenswunsch.

Ich freue mich sehr darauf aus der Schrift über den Raymund v. Sabunde wenigstens von einer Seite seine vorläufige Bekanntschaft zu machen. Ich sage, vorläufige; denn wie sich auch sonst alles fügen möge, der Hoffnung dürfen wir ja doch wohl Raum geben, daß es uns noch irgend einmal vergönnt sein werde, uns mit Euch und den lieben Eurigen zu sehen, wo auch immer. Die Schrift des l. Vetter Metzke ist mir bis jetzt noch nicht zu Gesicht gekommen, ich werde ihr aber jetzt nachstellen. Wenn wir uns nicht persönlich unter die Hochzeitgäste mischen können, so könnte das junge Ehepaar dafür seine Hochzeitsreise nach dem Rhein und Neckar hin richten, und uns in Heidelberg überraschen, wohin wir in wenigen Tagen zurückkehren wollen. Es kann dann sogleich den guten Vetter Ludwig mitbringen, auf den wir den ganzen Sommer hindurch vergebens gewartet haben, und dessen auch in Deinen Briefen keine Erwähnung geschieht. Er muß sich ja ganz barbarisch in die Gelehrsamkeit vergraben haben. Grüße ihn herzlich, so wie den Herrn Collegen Vetter August, der unstreitig jetzt bei Euch ist und frische Kräfte schöpft für den Winter. Er könnte aber seine Ferienreisen wohl auch einmal etwas weiter nach Westen hin extendiren, so sehr auch die Richtung seiner Studien dem Orient zugewendet sein mag. Du siehst, wie gern wir auf alle Weise uns die Möglichkeit ausmalen, etwas von Euch Lieben abzubekommen. Daß Du eine Badekur hast über Dich nehmen müssen, mein trautester Bruder, unter Assistenz meines lieben Pathen Theodor, das ist gar nicht nach unserm Sinn. Um so mehr hoffen wir, daß der Erfolg der Kur ein recht vollständiger sein werde. Daß die Wirkung nicht unmittelbar recht merklich hervortritt, ist ja in solchen Fällen nichts weniger als ein entmuthigendes Zeichen.

Weiterhin folgt noch ein Exkurs über Hahn's literarische Thätigkeit:

Ich habe Dir, l. Br., noch nicht für Deine mir mittlerweile zugekommene Schrift über die ordinator. Verpflichtung meinen herzlichen Dank gesagt. Für mich hatte sie natürlich außer dem sachlichen Interesse auch noch ein sehr nahes persönliches. Nach der ersteren Seite hin bin ich Dir besonders für die so klare und vollständige Darstellung des Geschichtlichen sehr dankbar; nach der anderen Seite hin wünschte ich wohl, nähere Aufklärungen über die Ereignisse im Bresl. Consistorium im vorigen Spätjahr während Deiner Abwesenheit zu erhalten, auf die Du nur hindeutest. Ich kann das Schmerzliche Deiner Lage in der Ordinationsangelegenheit vollkommen mit empfinden, und wünsche Dir eine recht baldige sachgemäße Lösung dieser Verwickelungen. Daß der Beschluß Eurer Reichssynode in der Ordinationssache Dir nicht neue Unannehmlichkeiten bereiten werde, läßt sich jetzt wohl mit ziemlicher Sicherheit voraussehen. Die Aussicht auf eine neue Auflage Deiner Dogmatik, die Du gelegentlich gibst, ergreife

ich mit Freude; möge Dir nur der Herr die Muße dazu schenken! Der Angriff Bleek's hatte auch für mich etwas sehr auffallendes, und ich kann nur annehmen, daß eine so ehrliche Seele wie er ihn jetzt selbst bereut.

Und endlich schließt der Brief mit einigen weiteren Familiennachrichten:

Die in mehr als Einer Beziehung erfreulichen Nachrichten aus Wittenberg, denen ja auch von Torgau aus bald ähnliche folgen sollten, haben uns sehr erfreut. In Ansehung des l. Br. Heubner waren wir wirklich in großen Sorgen. Unsere hiesige Badekur ist Gottlob mehr eine Sache des Luxus als des Gesundheitsbedürfnisses. Sie hat aber jedenfalls den Stand unsres Wohlbefindens um einige Procent erhöht, was immer mit Dank anzunehmen ist, auch wenn man sich nicht eigentlich leidend fühlt. Besonders sichtlich hat sie Adolf gut gethan, der nach den vielen Krankheiten dieses Jahres eine Restauration sehr brauchen konnte. Das Wetter ist uns wenigstens nicht ganz ungünstig gewesen. Wie sehr würde es auch Euch in diesem reizenden Thale gefallen, und wie schön wäre es nicht, wenn wir einmal alle zusammen hier uns abwaschen könnten!

In das Jahr 1847, speciell in den November d. J., fällt nun aber ferner noch Rothe's viel angeführte, jedoch im Grunde wenig bekannte Vorrede zu dem Auberlen'schen Werke über Oetinger, der wir ihrer großen, wenn auch vielfach verkehrt gedeuteten Wichtigkeit für die richtige Beurtheilung der verschiedenen Stadien seiner Wirksamkeit wegen besondere Beachtung schulden.*) Finden sich doch

*) Es ist hier ein Punkt, wo der Herausgeber, wie sehr er auch alle persönlichen Erinnerungen an den ihm so unschätzbaren Verkehr mit Rothe zurückzustellen wünscht, doch eigener Erlebnisse gedenken zu müssen glaubt. Denn nicht blos hat Rothe nur zwei Werke Anderer bevorwortet, dasjenige Auberlen's und das kirchengeschichtliche Handbuch des Herausgebers, und nicht blos sind die beiden Vorreden speciell bezeichnend für den Ausgangspunkt seiner ersten und seiner zweiten Heidelberger Periode, sondern es besteht auch zwischen den beiden Werken selbst und zwischen den beiden Vorreden ein innerer Zusammenhang. Die übliche Parteienvertheilung möchte den edlen Auberlen und mich unter sehr verschiedene Kategorien einreihen; mir persönlich gereicht es zur höchsten Genugthuung, bei diesem Anlaß eines sehr festen Bindegliedes zwischen uns zu gedenken, und dies lag eben in Rothe. Wohl hat sich Auberlen später unter dem vorwiegenden Einflusse Beck's in divergirender Linie zu Rothe entwickelt, möchte selbst in manchem Punkte den in den Michael Hahn'schen Kreisen empfangenen Jugendeindrücken sich noch mehr als früher ergeben haben. Aber unvergeßlich bleibt mir, mit welcher begeisterten Wärme er es ausmalte, wie

hier vor Allem die berühmten Worte, wo Rothe seine eigene damalige Stellung zeichnet:

Das kann ich ja voraussehen, daß, wenn mir überhaupt ein bescheidener Platz in dem großen Hause der Theologie zugewiesen werden sollte, ich in das „Kämmerchen" der Theosophen zu stehen kommen werde, in die Nähe Oetinger's. Ich gehöre auch wirklich nirgends sonst hin, und wünsche mir keine bessere Stelle. Mir soll innig wohl sein zu den Füßen des lieben Mannes, er aber wird mich wohl auch nicht von sich weisen, sind doch die eigentlichen σκάνδαλα seiner Lehre auch die der meinigen.

Um diese Aeußerung Rothe's über Oetinger richtig zu würdigen, muß man sich zunächst seiner ersten Studien Oetinger's in Rom

---

er, im Laufe seiner Studien auf den Abweg des Hegel'schen Pantheismus gerathen, durch Rothe wieder zum lebendigen Glauben an den lebendigen Gott geführt worden sei. Und eben dieselben persönlichen Eigenschaften, die für Rothe besonders bezeichnend waren, sie waren es in nicht geringerem Grade für Auberlen, dessen aufrichtige demüthige Frömmigkeit von dem cynischen Hierarchismus der begünstigten Gläubigkeit so scharf abstach, daß das von Platen auf Schubert gedichtete und oft auf Rothe angewandte Wort von dem „wahrhaft Frommen, der, was jene tölpisch äfften, wirklich in der Seele war", mit gleichem Recht auch von Auberlen gebraucht werden dürfte. Bereits von der ihn so früh wegraffenden Krankheit ergriffen, und grade mit dem Abschluß des ersten Bandes seines Werkes über „die göttliche Offenbarung" beschäftigt, hielt er sich im Frühjahr 1861 am Genfer See auf. Die Stunden und Tage, die ich dort in seiner Gesellschaft zubringen durfte, stehen noch heute lebhaft vor meinen Augen. Der theologische Gegensatz, in den ich als eifriger Hörer von Bleek zu Auberlen's Ansichten über den Daniel trat, der politische Gegensatz, in dem er, der Schwiegersohn Menzel's, zu meiner Begeisterung für die begonnene Befreiung Italiens stand, konnte ein höheres Band der Gemeinschaft nicht trüben, das christlich-religiöse. Zu näherem Eingehen auf diesen Gegenstand ist nun freilich hier nicht der Ort, auch darf ich auf die Charakteristik Auberlen's in meinem Handbuch S. 290 verweisen. Doch darf wohl das Eine noch ergänzend erwähnt werden, daß Auberlen mir ein Exemplar seines eben fertig gewordenen Werkes für Rothe mit nach Heidelberg gab, und daß ich im Herbst desselben Jahres ihm wiederum Rothe's herzliche Grüße nach Basel mitbrachte. Nur zu bald nachher ist der liebe treue Mann abgerufen. Wenn aber sein Schüler von der Golz zu den Wenigen zählt, die bei den heutigen erbitterten Parteikämpfen sich auch in specifisch andersdenkenden Kreisen persönliche Achtung erwarben, und wenn dessen Einfluß so rasch nach seiner Berufung von Basel nach Bonn sich dort als belebendes Ferment geltend gemacht hat, so dürfte auch hier die Linie Auberlen-Rothe-Oetinger sich unwillkürlich der Erinnerung aufdrängen.

erinnern, über welche er Heubner am 24. März u. 30. Mai 1827*) so begeistert geschrieben hat. Und eine merkwürdig frische Rückerinnerung an seine damaligen ersten Eindrücke bietet zugleich ein Brief von ihm an Auberlen, den dieser in seinem Werke über Oetinger selbst veröffentlicht hat**):

In dem Einen Stücke muß ich schon Ihnen widersprechen, wenn Sie mich für einen Kenner Oetinger's und seiner Schriften halten. Von ihm selbst habe ich außer der Selbstbiographie nur sehr Weniges gelesen, und meine bisherige Kenntniß von seiner Lehre ist mir aus dritter Hand zugekommen. Die erste einigermaßen nähere Bekanntschaft mit dem herrlichen Manne machte ich durch die Mittheilungen aus der Selbstbiographie im 2. Band von Schubert's Altem und Neuem, damals noch in Rom, im Jahre 1827. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie diese Bruchstücke mich elektrisirten; aber ich war in meinen Verhältnissen völlig außer Stande, mir mehr von Oetinger zu verschaffen; und auch späterhin ist mir nur äußerst weniges von ihm zur Hand gekommen. Bei meiner nur sehr oberflächlichen Kenntniß von Oetinger mußte es nun eine freudige Ueberraschung sein, in noch mehreren Punkten, als ich erwartet, meine Ansichten sich so nahe mit den seinigen berühren zu sehen.

Auberlen theilt diesen Brief anmerkungsweise bei seiner eigenen Charakteristik Rothe's und dessen Parallele mit Oetinger mit, an der wir hier auch nicht vorbeigehen dürfen:

Sehen wir so zwei Richtungen unserer neueren Theologie und Philosophie, welche in gewissem Sinne als zwei entgegengesetzte Seiten derselben bezeichnet werden können, an Oetinger sich anschließen: so hat sich nicht minder auch die dogmatische Mitte, welche nach den Bedürfnissen der Zeit Glauben und Wissen zu vermitteln bemüht ist, und allmälig wieder eine dem gegenwärtigen Zustand der philosophischen und theologischen Wissenschaften entsprechende Dogmatik herauszubilden angefangen hat, zu Oetinger zurückgewendet. Dahin gehört vor Allen Rothe in Heidelberg, welcher sich jedoch noch eng an die philosophisch-theosophische Richtung anschließt, und sein System selbst als ein „theosophisches" angesehen wissen will. Seine im Herbst 1845 erschienene „theologische Ethik", gewiß eines der bedeutendsten Bücher, welche seit Jahren auf dem theologischen Felde erschienen sind, ein Werk, welches nicht blos das enthält, was man jetzt gemeinhin Ethik nennt, sondern ein ganz eigenthümliches, theologisches System, — trägt das bescheidene Bekenntniß an der Stirn (Bd. I. S. 33),

*) Vgl. oben I S. 456. 466 ꝛc.

**) Die Theosophie Oetinger's ꝛc. S. 34. 35.

daß den Ideen des Verfassers meistens Gedanken von Böhme und Oetinger zu Grunde liegen, welche er nur von ihrer „verschlackten Gestalt" befreit habe. Und in der That, so gewiß man nach allem Bisherigen die Fülle edeln Metalls, welche sich in den tiefen Schachten des Oetinger'schen Denkens findet, von seinen Schlacken gereinigt, geschmolzen und geläutert wünschen muß, ebensosehr muß man Rothe beim Durchstudiren seiner Ethik Recht geben, daß er hauptsächlich dieses Geschäft unternommen hat. Die meisten seiner dogmatischen Grundbegriffe sind aus Oetinger gewonnen, vor Allem jener neue Begriff des Geistes selbst, auf welchem das ganze System ruht; und es gereicht dem herrlichen Manne gewiß nicht zur Unehre, wenn man in mancher Hinsicht versucht ist, ihn den in die Sprache und Anschauungsweise der modernen Philosophie übersetzten Oetinger zu nennen.

Die später geschriebene Anmerkung Auberlen's fügt dann dieser Charakteristik hinzu:

So schrieb ich in gutem Glauben, lediglich aus der inneren Vergleichung der Oetinger'schen und Rothe'schen Ansichten heraus, und im Vertrauen auf die angeführte Stelle aus Rothe's Ethik. Man kann sich nun denken, wie seltsam und freudig überrascht ich war, als mir dieser hochverehrte Mann schrieb .... Ich weiß nicht, für welchen von beiden Männern ich dieses auffallende Zusammentreffen ehrenvoller finden soll. Daher mögen auch die folgenden Parallelen, wie sie sich namentlich durch den ganzen materiellen Theil hindurchziehen, getrost stehen bleiben. Damit will und kann übrigens die Bedeutung des Rothe'schen Buches keineswegs erschöpft sein, und das Urtheil oben im Text galt, wie gesagt, nur vom dogmatischen, nicht vom ethischen Theile desselben. Wie schon der Anfang und Ausgangspunkt des Rothe'schen Systems eine interessante, geistreiche Combination des Schleiermacher'schen und Hegel'schen Anfangs ist: so zeigt das ganze Werk eine ebenso gewissenhafte als selbständige Verarbeitung der gesammten neueren Philosophie und Theologie, auch der weniger zur Geltung gekommenen Systeme. Für die eigentliche Ethik insbesondere ist Schleiermacher einerseits benützt, andererseits vielfach tiefer begründet und weiter gebildet. Man kann vielleicht die Stellung Rothe's in der Kürze so bezeichnen: wie Schleiermacher vom subjektiven Idealismus aus auf das spezifisch Christliche zurückzugehen suchte, so Rothe vom objektiven; daher mußte Rothe so Vieles einerseits aus Schleiermacher, andrerseits aus Schelling und Hegel aufnehmen. Was sodann für Schleiermacher unter den Aelteren Spinoza ist, das ist für Rothe die Theosophie — Böhme und Oetinger —, wie sich dies z. B. sogleich beim Gottesbegriff zeigt; und in Verbindung damit steht bei ihm auch wieder eine positivere Stellung zur heil. Schrift und zu dem Schatze der christlichen Urgedanken, von denen er einen schönen Vorrath für die Wissenschaft neu gewonnen hat.

Auberlen's eigenes Werk stützt sich nun (wie er ja hinsichtlich der den ganzen materiellen Theil hindurchziehenden Parallelen selber ausspricht) bei den mannigfachsten Anlässen auf Rothe. Viele von diesen Ausführungen sind noch heute beachtenswerth, und jedenfalls ist Rothe's Einfluß nicht allseitig gewürdigt, wenn man sein Verhältniß zu Auberlen außer Betracht läßt. Denn nicht blos im Text seines Werkes bezieht sich dieser so häufig auf ihn, sondern ebenso oft theilt er in den Anmerkungen längere Ausführungen Rothe's als Parallelen zu den Ansichten Oetinger's mit. Schon der äußerliche Umstand, daß in dem „Register" der Artikel „Rothe" einer der allerumfangreichsten ist, läßt den Umfang, in welchem Auberlen sich auf ihn gestützt hat, deutlich in's Licht treten. Grade weil wir aber auf dieses Register*) verweisen können, dürfen wir von Auberlen's Darstellung Rothe's alsbald zu dessen eigenem Vorwort zurückkehren. ,

Er beginnt mit der Erklärung der unläugbaren Thatsache, daß Oetinger noch immer für Viele ein Räthsel sei, und findet diese Erklärung in der allgemeinen Situation der Theologie:

In Oetinger kann nur der sich finden, den die Wissenschaft der Gegenwart aller ihrer Fülle ungeachtet nicht sättigt, und der nach einer reellern Erkenntniß der Dinge sich sehnend, hoffnungsvoll in die Zukunft hinausschaut. Oetinger steht in seiner Zeit als eine prophetische, ahnungsreiche Erscheinung da, beschienen von den ersten Strahlen der eben erst am Horizont auftauchenden Sonne eines neuen Tages. Er steht noch mitten in Dämmerung und Nebel; aber der feinere Sinn empfindet bald, daß das Halbdunkel das der Morgendämmerung ist. Oetinger verkündet eine neue Theologie; aber er kann sie nur erst weissagen, noch nicht selbst bringen. Er kann nur

*) Es wird speciell hinsichtlich der folgenden Punkte Rothe's Anschauung berücksichtigt: „Begriff der Theosophie. Ineinandersein der Geister. Geist und geistl. Leib. Gott und Trinität. Speculative Physik. Nothwendigkeit der Sünde. Geistartiges Sein des Bösen. Christologie. Opfern und Heiligen. Bürgschaft. Ernährungsproceß. Gebet. Natürl. und geistl. Mensch. Chemie. Sakramente. Einheit des Göttlichen und Menschlichen im Geiste. Gemeine als Leib Christi. Menschheitsein Gottes. Liebe. Schöpfung. Prädestination. Eschatologie. Zustand nach dem Tod. Erste Auferstehung. Chiliastisches Reich. Wiederauflösung der irdischen Natur und allgemeine Auferstehung. Auferstehungsleib. Gericht. Höllenstrafen. Vernichtung der Gottlosen."

Ganz besonders die Leser von den aus Rothe's Nachlaß erschienenen dogmatischen Vorlesungen möchten manchen dort dunkel bleibenden Punkt in Auberlen's Erörterung heller beleuchtet finden.

erst mit der prophetischen Zuversicht des Entdeckers die Theologie auf die Himmelsgegend hinweisen, in der für sie ein neues Land liegt; die ersehnte Küste desselben erreicht er selbst noch nicht auf seiner Fahrt. Und auch wir sind immer noch nicht an ihr gelandet, die Sonne des neuen Tages, die Oetinger aufdämmern sah, hat die Morgennebel immer noch nicht überwältigt; aber das Vertrauen auf den glücklichen Ausgang der Fahrt und die künftige heitere Tageshelle ist mittlerweile in der Brust immer mehrerer erstarkt.

Es schließt sich hieran sofort eine Charakteristik der Periode des Rationalismus oder der inneren Auflösung des alten Protestantismus, eine Charakteristik, die besonders auf den inneren Zusammenhang von Pietismus und Rationalismus hinweist:

Diese Auflösung ging freilich zum großen Theil, und diese Seite an ihr fällt am allerstärksten ins Auge, von dem erwachten Geist der Skepsis und seiner Scheu vor allem Uebernatürlichen und Geheimnißvollen aus, von jener Aufklärungssucht, die alle Mysterien aus dem menschlichen Dasein verbannen und alle Höhen desselben abtragen wollte, von einer dem Christlichen entfremdeten zerstörenden Tendenz. Aber diese Richtung würde ihr Werk nicht mit so leichter Arbeit haben vollführen können, wenn nicht von der andern Seite zugleich eine ganz entgegengesetzte Tendenz ihr in die Hand gearbeitet hätte. Auch die evangelische Frömmigkeit selbst war gleichzeitig grade in ihren edelsten Organen mit der altprotestantischen Theologie und Kirche überhaupt zerfallen. Diese hatten angefangen ihr nicht mehr zu genügen, nicht als zu christlich, sondern als nicht christlich genug, — nicht als mit positiv-christlichem Inhalt überladen, sondern als zu arm an ihm, — nicht als zu gläubig, sondern als nicht gläubig genug. Viele grade unter den Frömmsten sehnten sich nach einer lebensvolleren und frischeren Theologie, nach einer weniger farblosen und abstracten, kurz nach einer reelleren Erkenntniß der göttlichen Dinge. Auch von dieser Seite her ging eine das Alte auflösende Wirkung aus; aber dies war eine Auflösung nicht nach der Art des Todes, sondern nach der Art des Lebens, eine Auflösung, wie der Frühling sie über die winterlich erstarrte Erde bringt. Jene Männer wollten allerdings nicht zerstören, sondern bauen; aber ihr Neubau drückte unvermeidlich, wenngleich wider ihren Willen, das alte morsche Gebäude zusammen, dem er angefügt wurde. Sie waren heterodox nicht aus Unglauben, sondern durch die Fülle ihres Glaubens; aber darum waren sie doch nicht weniger heterodox.

Von diesem allgemeineren Hintergrunde hebt sich nun das Bild Oetinger's selbst ab. Rothe's Zeichnung desselben kann gradezu ein Meisterstück historischer Zeichnung genannt werden, und nur mit leb-

haftem Bedauern verzichten wir auf die Aufnahme seiner betreffenden Ausführungen über den Mann und seine Tendenz, die des „christlichen Realismus", speciell des Realismus in den eschatologischen Hoffnungen. Unbedingt nicht vorbeigehen aber dürfen wir an der weiteren Charakteristik von Oetinger's Stellung oder Stimmung gegenüber der h. Schrift, deren herkömmlich kirchliche Auslegung ihm zum reinen Verständniß derselben nicht ausreichte. Denn hier gibt Rothe zugleich wieder eine Selbstcharakteristik:

Ich kann, was ich hiermit von Oetinger sagen will, vielleicht am deutlichsten machen, wenn ich erzähle, wie es mir selbst seit nun mehr als 30 Jahren mit der h. S. ergeht, besonders mit dem N. T., und vor allem mit den Reden des Herrn und den paulinischen Briefen. Der Eindruck, den die Schrift mir gibt, wenn ich mit unsern Commentaren vor sie trete, ist das immer lebendigere Bewußtsein um ihre Ueberschwänglichkeit, nicht etwa blos was das nicht auszuschöpfende Meer der Empfindung betrifft, das sie durchwogt, sondern nicht minder auch in Ansehung der in ihrem Wort niedergelegten Gedanken. Ich stehe vor ihr mit einem Schlüssel, den mir die Kirche als einen lange Jahrhunderte hindurch bewährten in die Hand gegeben hat. Ich kann nicht gradezu sagen, daß er nicht paßt, aber noch weniger, daß er der rechte ist; er schließt nothdürftig auf, aber nur mit Hülfe der Gewalt, die ich dem Schloß anthue. Unsere traditionelle Exegese — ich meine nicht die neologische, — läßt mich die Schrift verstehen, aber sie reicht nicht aus, um mich sie ganz und rein verstehen zu lassen. Die allgemeinen Gedanken derselben weiß sie wohl hervorzuziehen, aber die eigenthümliche Gestalt, in der diese Gedanken in ihr auftreten, weiß sie nicht zu motiviren. Es liegt mir immer noch wie ein Flor über dem Texte auch nach geschehener Auslegung. Dieser bleibt an dem Schriftwort ein irrationaler Rest zurück, der, wenn anders sie ihr Geschäft tüchtig ausgerichtet hat, die biblischen Verfasser und diejenigen, deren Wort diese selbst erst wieder referiren, in eine sehr ungünstige Lage bringt. In der That, haben der Herr und seine Apostel nur das sagen wollen, was die Ausleger sie sagen lassen, so haben sie sich sehr unbequem und ungelenk oder, richtiger geredet, sehr wunderlich ausgedrückt, und denen, die sie hörten und lasen, höchst unnöthigerweise das Verständniß erschwert. Die unübersehliche Bibliothek unsrer exeget. Literatur ist in diesem Falle eine ernste Anklage wider sie, daß sie so wenig klar und deutlich, so wenig mit reinlicher Zunge gesprochen haben von so unvergleichlich wichtigen Dingen. Aber wer fühlte nicht, daß es sich eben nicht so verhält? Der rechte Leser der Bibel empfängt den völlig unzweideutigen Eindruck, daß das keine bedeutungslosen Schnörkel sind, was unsere Exegese von der Fassung der Schriftgedanken immer erst als wilde Rebe abschneiden muß, ehe sie in ihren Gehalt eindringen kann, — daß ihre langgewohnte Art,

das Schriftwort, weil es so alt und verlegen sei, erst abzustäuben, ehe sie es verdollmetscht, darauf hinausläuft, zuerst den unnachahmlichen Schmelz von ihm abzuwischen, durch den es nun schon seit Jahrtausenden in ewig unvergänglichem Frühlingsglanze strahlt. Die Exegeten mögen lächeln, wie sie wollen, nichtsdestoweniger bleibt es dabei, — es steht etwas zwischen den Zeilen ihres Textes geschrieben, was sie nicht im Stande sind zu lesen, und was man grade vor allem müßte lesen können, um die durchaus eigenthümliche Fassung zu verstehen, in welcher die allgemein anerkannten Gedanken der göttlich geoffenbarten Wahrheit eben nur in der h. Schrift, im characteristischen Unterschiede von allen übrigen Darstellungen derselben auftreten. Unsere Interpreten deuten uns nur die im Vordergrunde stehenden Figuren des Schriftgemäldes, aber den Hintergrund desselben ignoriren sie; und doch fällt grade von diesem aus ein in seiner Art völlig einziges magisches Licht auf jene, in dem sie eine Verklärung erhalten, die für uns das eigentlich Räthselhafte an ihnen ist. Die eigenthümlichen Grundgedanken und Grundanschauungen, die der Art und Weise, wie die Schrift redet, als ausgesprochene Voraussetzung zum Grunde liegen, fehlen uns; mit ihnen aber fehlt uns nicht weniger als eben das alles Einzelne der Schriftgedanken organisch zusammenhaltende Band, die eigentliche Seele, der innere Zusammenhang der einzelnen Elemente des biblischen Gedankenkreises. Kein Wunder dann, daß wir es bei hundert Dingen in unsrer Bibel, die eben deshalb immerwährende cruces interpretum bleiben, nicht zu einem genauen Verständniß bringen können, zu einem Verständniß, welches das Detail des Textes vollständig in allen seinen kleinen Zügen als motivirt erkennt. Kein Wunder, daß wir bei so vielen Stellen eine lange Reihe von verschiedenen Auslegungen haben, die nun schon seit undenklichen Zeiten mit einander im Streit liegen, ohne daß es zum Ausschlag des Kampfes gekommen wäre! Denn sie werden wohl alle falsch sein, weil alle ungenau, alle nur ungefähr, nur in Bausch und Bogen richtig. Wir treten mit dem Alphabet unsrer Grundbegriffe von Gott und Welt zu dem biblischen Text heran, wir unterstellen in gutem Glauben, das der biblischen Verfasser, welches hinter allem, was sie denken und schreiben, als stillschweigende Voraussetzung steht, werde unstreitig dasselbe sein; aber das ist leider eine Täuschung, von der die Erfahrung uns längst geheilt haben sollte. Unser Schlüssel schließt eben nicht, der rechte Schlüssel ist abhanden gekommen, und ehe wir uns nicht wieder in seinen Besitz gesetzt, wird alle unsere Schriftauslegung Stümperei bleiben. Das in der Schrift selbst nicht entwickelte, sondern nur vorausgesetzte System der biblischen Grundbegriffe fehlt uns, es ist nicht das unsrer Schulen, obwohl die Meisten dies als sich ganz von selbst verstehend ansehen, — und so lange wir ohne jenes arbeiten, muß uns die Bibel ein halbverschlossenes Buch bleiben. Mit anderen Grundbegriffen als die uns geläufigen müssen wir in sie eintreten, und welche diese auch immer

sein und wie sie auch immer zu suchen sein mögen, das Eine wenigstens ist wohl unzweifelhaft nach dem ganzen Klange der Schriftmelodie in ihrer natürlichen Fülle, daß sie realistischere, „massivere" sein müssen. Ich habe hier meine eigne Erfahrung berichtet. Fern davon, sie dem aufdringen zu wollen, dem sie fremd ist, darf ich doch zuversichtlich glauben, Oetinger würde mich verstehen und mir bezeugen, grade eben dies sei auch sein Fall gewesen. Und auch unter den Zeitgenossen rechne ich auf solche, die bei allen sonstigen Protestationen gegen mich, hierin mich verstehen werden; ich nenne nur zwei — den trefflichen Dr. Beck und meinen lieben Freund Rudolph Stier.*)

An dem übrigen Theil der Rothe'schen Darstellung Oetinger's müssen wir leider vorbeigehen, bemerken aber wenigstens, daß er nunmehr der Anerkennung die Kritik folgen läßt, davon ausgehend, „daß seine Größe in dem liege, was er gewollt, nicht in dem, was er wirklich erreicht und geleistet", und daß es deshalb für den, welchen das gleiche Bedürfniß treibe wie ihn, vor Allem darauf ankomme, „den Ursachen nachzuforschen, die das eigentliche Gelingen der Bemühungen Oetinger's vereitelt haben mögen." Es gehört dazu zum Theil der Umstand, „daß einem frommen Christen jener Zeit schwerlich diejenige Unbefangenheit und Freiheit des Geistes der herrschenden Kirchenlehre gegenüber möglich war, ohne welche ein Unternehmen wie das hier besprochen werdende nimmermehr glücken kann." Noch wichtiger jedoch ist die Verfehlung des geraden Weges in dem Bestreben der Herstellung einer philosophia sacra, statt einer spekulativen Theologie. Bei diesem Anlaß fällt nun wieder ein Selbstzeugniß Rothe's ab, das doch nicht fehlen darf:

Es kann nicht meine Meinung sein, gegen die so gestellte Aufgabe Einreden erhaben zu wollen, — ich kann mich ja nur freuen, in ihr unzweideutig eben das wieder zu erkennen, was auch für mich seit langen Jahren ein nicht zu betäubendes wissenschaftliches und zugleich religiöses Bedürfniß ist. Was Oetinger wollte, ist eben dasselbe, was ich die spekulative Theologie nenne. Aber es ist dies, so scheint es mir, einer von den Fällen, wo es nicht gleichgültig ist, welchen Namen man der Sache gibt. Der Name, den Oetinger wählte, philosophia sacra, scheint mir schon zu verrathen, daß er, wie sehr er auch darüber mit sich im Reinen war, was er wollte, doch keines-

*) Im gedruckten Text ist Beck allein genannt. Rothe's Concept, aus dem ich die betreffende Stelle übernehme, nennt Beck und Stier nebeneinander.

wegs schon über den Weg rechte Klarheit hatte, der ihn zu seinem Ziele führen sollte.

Ebenso folgt in der weiteren Ausführung eine für die Rothe'sche Art der Ergänzung von Speculation und Schriftforschung wichtige Erklärung:

Durch die bloße Auslegung lassen sich die noch nicht gehobenen Schätze heiliger Erkenntniß, jene biblischen Fundamentalgedanken nimmermehr an's Licht ziehen. Sie, auf ihre dermaligen eigenen Mittel allein gestellt, behält eben, wenn sie ehrlich ist, und nicht allzu kurzsichtig, einen irrationalen Rest übrig, den man nur in dem Fall auflösen könnte, wenn man diejenigen Ideen, durch deren Hineinspielen in uns geläufige Gedanken er entsteht, schon von anderswoher mit hinzubrächte zur Auslegung. Natürlich! Denn jene Fundamentalgedanken des Schriftsystems, von denen ich vorhin geredet, sind ja eben Gedanken, die in der Bibel nicht ausdrücklich ausgesprochen, sondern nur durchweg stillschweigend vorausgesetzt werden. So können sie denn freilich nicht ursprünglich aus ihr herausgeholt werden, sondern nur, wenn sie anderweit gefunden worden, an ihr bewährt werden, nämlich dadurch, daß mit ihrer Hülfe die Auslegung vollständig aufschließen kann, was bis dahin für sie irrationell blieb in dem Texte. Ich denke, die Geschichte der Schriftauslegung bestätigt diese Behauptung durchgängig. Wenn man mich aber fragen wird, durch welches Verfahren man denn nun, unabhängig von der Exegese, jenen offenbarungsmäßigen Grundgedanken auf die Spur zu kommen suchen solle, so ist meine Antwort: durch eine tüchtige, vor keiner Consequenz des Denkens erbebende theologische Speculation. Nur durch Speculation, denn sie allein kann wirklich neue wirkliche Gedanken erzeugen, — aber noch einmal sei es gesagt, nur durch eine wahrhaft theologische Speculation.

Von dieser Basis aus wird nun auch die Kritik Oetinger's weiter durchgeführt, besonders hinsichtlich seiner Abhängigkeit von der Kabbala und seiner damit zusammenhängenden emanatistischen Principien. Schließlich mündet aber diese Kritik in einem Ausblick auf die Zukunft, der zumal im Hinblick auf das gegenwärtige, von dem damaligen so durchweg abweichende gegenseitige Verhältniß von Philosophie, Naturwissenschaft und Theologie trotz Rothe's eigener entgegengesetzter Erklärung wahrhaft prophetisch genannt werden dürfte:

Aber bei dem allen behauptet Oetinger auch für die Wissenschaft seine Bedeutung durch seine prophetische Vorwegnahme der Richtung welche sich in der Wissenschaft unsrer Tage je länger desto deutlicher als die unsrer höchsten Zukunft kund gibt. Ich meine der Richtung auf einen lebensvollen Realismus und im engsten Zusammenhange

mit ihm auf das wahrhaft eingehende Studium der Natur. Die in der Gegenwart eigentlich lebendige Wissenschaft ist die Naturwissenschaft, und ohne Prophet zu sein, kann man voraussagen, daß die neue Philosophie, auf die wir so schmerzlich harren und wohl noch ziemlich lange werden harren müssen, wesentlich Naturphilosophie sein wird. Grade auf diesem Gebiet werden Philosophie und Theologie zuerst wieder sich verstehen lernen, und grade hier, wo Viele es am wenigsten erwarten dürften, wird der Materialismus zum ersten Male gründlich überwunden werden vermöge der Besiegung des idealistischen Spiritualismus durch einen realistischen.

Wir kommen zu dem Revolutionsjahre 1848. Es liegt uns aus demselben zunächst ein Brief an Heubner vor, von dem Anfangstage der Pariser Revolution selbst; dem 24. Februar, freilich aber noch völlig unberührt von dem politischen Strudel. Vielmehr, was uns in diesem Briefe zuerst auffällt, ist der Rückblick auf die abgelehnten Anträge des Vorjahres. Rothe sagt hier noch über diesen Gegenstand:

Der Ruf nach Breslau hat mir schwere Wochen gemacht, in denen mir aber doch der Herr zu freudiger Sicherheit durchhalf. Du weißt von selbst, wie vieles mich stark nach Breslau ziehen mußte, aber ich konnte doch auch von Anfang schon der ersten Einleitungen durch Bruder Hahn an die sehr lebendige Empfindung in mir nicht unterdrücken, daß es für mich, um mit gutem Gewissen von hier wegzugehen, einer Erlaubniß bedürfe, die ich nur in dem Umstand finden könnte, daß mir hier auf die Länge meine Berufsarbeit zu schwer werden werde. Dies habe ich auch Bruder Hahn sogleich geschrieben. Ich kann es gar nicht verkennen, daß Gott mich grade in meinen hiesigen Berufsverhältnissen aufs gnädigste getragen und mir hier einen, wenn auch noch so kleinen Wirkungskreis zugewiesen hat, wie er grade meiner Schwachheit angemessen ist, ein persönliches Vertrauen erweckt, wie es mir nur durch seine besondere Fürsorge erklärlich wird. Die Gläubigen in unserm Lande vertrauen mir persönlich aufrichtig, so anstößig ihnen natürlich meine Theologie sein muß. Wie sollte ich nicht eine solche Freistätte für meine Ueberzeugungen, deren Anstößigkeit für die auf andern Standpunkten stehenden ich eben so zweifellos erkenne und anerkenne, als ich sie nach bestem Wissen und Gewissen hegen muß, als mir vom Herrn gemacht betrachten, und ernstlich fürchten müssen, an einem andern Ort, unter bedeutend verschiedenen kirchlichen Verhältnissen nur Verwirrung statt Förderung anzurichten? Die herzliche Art, wie man hierorts und von Seiten unsers Ministeriums mich bat zu bleiben und mir, da es sich doch vor allem um Amtserleichterung handelte, jede Abnahme von Geschäften, die ich wünschen würde, wenn ich nur vorschlagen wolle, wie es geschehen möge, anbot,

machte es mir vollends zu einer moralischen Unmöglichkeit, mit Freudigkeit meinen hiesigen Beruf im Stiche zu lassen. Man sagte mir es sogleich auf der Stelle zu, als ich die Anstellung eines weiteren Lehrers am Seminar in der Person des seit Ostern v. J. hierherversetzten Pfarrers Holtzmann, eines ebenso christlich gesinnten als wissenschaftlich tüchtig gebildeten Mannes, proponirte, und von Ostern an wird dieser nun mit am Seminare fungiren, so daß sich meine Arbeit an dieser Anstalt in der Art stellt, wie ich es nur wünschen kann. Ich leugne auch nicht, daß die Art, wie ich allem Ansehn nach, ohne irgend eine Mitwirkung der dortigen theol. Facultät, vielleicht zum Theil den Wünschen derselben entgegen, nach Breslau berufen wurde, meinem Sinne nicht ganz entsprach. Welche Freudigkeit ich in meinem Herzen empfand, als ich mich bestimmt entschieden hatte zu bleiben, kann ich Dir gar nicht beschreiben. Dabei fühle ich sehr, welch ein Opfer meine Luise gebracht hat, indem sie auf das Zusammenleben mit einer theuren Schwester verzichten mußte. Wäre ich dem Rufe gefolgt, so würde mir jetzt die Sorge, ob es denn auch mit Gottes Hülfe in Breslau mit mir gehen würde, wie ein schwerer Stein auf der Seele liegen. Selbstvertrauen, das glaubst Du mir gewiß, ist meine Sache nicht.

Von dem übrigen Inhalt dieses Briefes erwähnen wir der Freude über Heubner's wiederhergestellte Gesundheit und häusliches Glück, des Danks für die Uebersendung einiger Predigten und des Loosungsbüchleins, des Glückwunsches zu dem ehrenvollen Examen seines Sohnes, der wiederholten und dringenden Einladung der Heubner'schen Familie nach Heidelberg. Derselbe Brief gedenkt ferner des Todes von Lewald und der Anfänge Hundeshagen's. Die häuslichen Berichte, auch über den Knaben, lauten im Allgemeinen befriedigend; aus dem Kreise der amtlichen Thätigkeit heißt es:

Im Seminar war ich im vorigen Sommer mit dem herrschenden Geist gar nicht recht zufrieden; die Erinnerungen haben aber wohl gefruchtet, und ich habe in diesem Winter recht viel Freude an der Mehrzahl der Seminaristen.

Vom 8. April 1848 ist ferner die Vorrede zum dritten Bande und Theile der Ethik, der Pflichtenlehre, datirt. Hier nimmt Rothe auf die inzwischen stattgehaben Ereignisse Bezug (S. VI):

Mein Buch erscheint in einem Augenblicke, der nicht ungünstiger sein konnte. Ich empfinde selbst am lebhaftesten, wie fade es schmecken muß bei dem bittern Ernst der stürmisch aufgewühlten Zeit. Lange vor den verhängnißvollen Februartagen geschrieben, ist es überdieß in manchen seiner Theile schon während des Drucks ein Anachronismus geworden. Die Geschichte geht freilich vielfach Wege, die

der besonnenen Wissenschaft nicht gefallen dürfen; aber die letzten Ziele beider können doch nicht verschieden sein. Gott wird dafür zu sorgen wissen, daß die Zwecke seiner heiligen Liebe und Weisheit in Christo auch an unserem Volke nicht vereitelt werden.

Im Uebrigen erinnert diese Vorrede darin an die zu den „Anfänge der Kirche" daß, — eben sowie Rothe dort hinsichtlich des ersten Hauptstücks des zweiten Buches erklärte, der größere Teil desselben habe ihn herzlich gelangweilt und er habe ihn nur, weil das Folgende dieser Unterlage bedürfe, nicht übergehen können — hier die auf das Einzelne eingehende Behandlung ihn „keine kleine Selbstverleugnung gekostet hat." Der Inhalt des neuen Bandes erscheint ihm seinem größten Theile nach als von solcher Art, daß er sich nur zum mündlichen Vortrage eigne; doch hat er seine eigne Empfindung der Ansichtsweise der großen Mehrheit der theologischen Leser untergeordnet.

Von Interesse ist ferner die Betonung des Festhaltens an der wissenschaftlichen Tradition, das bestimmte Absehen darauf, „die wesentliche Errungenschaft der bisherigen Bearbeitung unter uns sorgfältig einzusammeln und zusammenzufassen". Es wird das besonders in Hinsicht auf Reinhard und Schleiermacher in schönen Worten betont. In Zusammenhang mit dieser „Freude von den Vorgängern zu lernen", steht auch die reichliche Mittheilung von Ausführungen Anderer, welche meistens „den Text ergänzen und der eigenen weiteren Ausführung der aufgestellten allgemeinen Sätze überheben sollen". Denn „ich höre weit lieber Andre reden als mich selbst. Darum habe ich gern, so oft ich solche fand, tüchtige Ersatzmänner für mich eintreten lassen". Umgekehrt wird dann aber auch wieder erklärt, daß grade in der Pflichtenlehre oft ein völlig individuelles Urtheil habe ausgesprochen werden müssen. Und es wird darum auch hinsichtlich dieser persönlichen wissenschaftlichen Ueberzeugung ausdrücklich bemerkt: „Objective Gültigkeit beansprucht sie nicht von ferne, und ich werde mit Niemanden über sie streiten. Ich denke überhaupt von der Objectivität viel zu hoch, um nicht zum voraus zu wissen, daß meine Arbeiten unendlich weit hinter ihr zurückbleiben müssen, meiner redlichen Bemühung um sie ungeachtet."

Grade während des unruhigen Sommers 1848 hatte nun Rothe noch das damals so außerordentliche schwierige Universitätsrectorat zu führen. Es blieben ihm denn auch die üblen Wirren, in die

damals alle geordneten Verhältnisse hineingezogen wurden, durchaus nicht erspart, und es ist deshalb doppelt hoch anzuschlagen, wenn wir ihn gegen Ende d. J. in seiner Amtsrede den ideellen Charakter der Universitätseinrichtungen so hoch halten sehen. Gleich das Sommersemester 1848 brachte auch in Heidelberg eine Art Studentenkrawall, und da ist es nun recht charakteristisch, mit welcher Energie sich Rothe über das Politikspielen der jungen Leute ausläßt. Er thut dies in einem Brief an Heubner vom 4. August 1848, der zwei Briefe des Letzteren, vom 6. Mai und vom 10. Juli 1848, beantwortet:

Daß ich nicht sogleich geantwortet, wurde besonders dadurch veranlaßt, daß Dein Brief vom 10. v. M. grade in einer Zeit eines sehr unruhigen Treibens hier ankam, ziemlich gleichzeitig mit einem theilweisen Auszug unserer Studenten nach Neustadt a. d. Haardt infolge des sehr dankenswerthen festen Einschreitens unserer Regierung gegen einen sich so nennenden demokratischen Studentenverein, der sich hier gebildet hatte und (einen Juden aus Halberstadt an der Spitze) mit der äußersten Frechheit gebahrte. Da das Ministerium ruhig auf seinem Beschluß beharrte, so hatte die Sache zwar keine andere Folge, als daß die im Triumph ausgezogenen Herren nach acht Tagen als Gegenstand allgemeinen Lächelns friedlich wiederkehrten; allein es hat doch eine unangenehme Störung in den Fleiß der Studenten gebracht, der ohnehin in diesem Semester ein sehr schwankender ist, mir aber hat die Sache viel geschäftliche Schmiererei und was sonst daran hängt verursacht. Ich habe nämlich seit Ostern die lästige Ehre des Prorectorats auf mir, der ich mich grade diesmal nicht entziehen wollte, weil ein sehr verdrießliches und odiöses Officium in Aussicht stand, was sich auch bisher genugsam bewährt hat. So schlecht ich mich im Uebrigen zum akademischen Magistratus schicke, so habe ich wenigstens vor vielen meiner Collegen den negativen Vorzug voraus, der in dem gegenwärtigen Augenblick einigermaßen in Betracht kommt, daß ich mich vor den Studirenden nicht fürchte, und keinen Anstand nehme, in aller Ruhe dem läppischen, kindischen Selbstgefühl entgegenzutreten, in dem sie gern die Zügel der Weltleitung in die Hand nehmen möchten, und den Gelüsten, die „ruhmwürdigen, ewig unvergeßlichen Großthaten" der Wiener Aula nachzuäffen. Wie weit dieser nur ihrer Unwissenheit vergleichbare mehr als lächerliche Uebermuth unserer Jugend, die an der Spitze der Zeit zu stehen träumt, geht, ist kaum zu sagen. So forderte vor einigen Wochen eine Zahl von Studenten den Senat durch eine förmliche Eingabe auf, sich mit ihnen, sammt den übrigen Lehrern der Universität zur peremtorischen Forderung der Abschaffung des Universitäts-Curators (das Amt eines Regierungsbevollmächtigten ist nämlich hier schon seit Anfang dieses Semesters feierlich aufgehoben,) zu verbinden, indem sie voraussetzten,

daß auch wir eine solche unwürdige Bevormundung mit Entrüstung empfänden!

Die Vereitelung der Hoffnung, Heubner in Heidelberg zu sehen, und der damit verbundene Wunsch, daß bis zum nächsten Jahre „wieder ein gesicherterer Zustand der Dinge eingetreten sein möge", führt weiterhin zu einer Erörterung über die Revolution überhaupt:

Hier fangen wir wieder an zu vertrauen, daß dem Strudel der Revolution Einhalt gethan werden und Deutschland vor einer allgemeinen Zertrümmerung noch bewahrt werden werde. Der Rausch der Februar- und Märztage hat sich in unserer Gegend doch sehr gelegt, und das Verlangen, daß der Anarchie kräftig gesteuert werde, ist bei allen denen, die nicht im allgemeinen Ruin eine Rettung für die Zerrüttung ihrer Privatangelegenheiten suchen, vorherrschend. Wenn nur nicht in der Sache selbst, auch bei etwaigem leidlichem gutem Willen aller Theile, unüberwindliche Schwierigkeiten liegen werden! Diese verhängnißvolle deutsche Einheit, wie sie von der kurzsichtigen Eitelkeit verstanden wird, kann uns noch um alle die eigenthümlichen Güter bringen, die Gott uns vor anderen Nationen geschenkt hat, ohne daß wir gegen sie das, wodurch andere Völker groß sind, eintauschen! Wird die Zeit nicht endlich den furchtbaren Leichtsinn fühlen lernen, in dem sie mit unbegreiflicher Selbstvermessenheit den Bau vieler Jahrhunderte eingerissen, um ein Luftschloß, dessen Plan sie selbst noch nicht kannte, ebenso hastig aufzubauen? Wird sie immer noch nicht einsehen, daß man nur mit Gott bauen kann, und daß, so Er nicht das Haus bauet, die Bauleute umsonst arbeiten?

Endlich spricht Rothe sich in dem gleichen Briefe noch — und mit auffällig geringem Vertrauen — über den in Wittenberg projektirten ersten Kirchentag aus:

Die bei Euch beabsichtigte Versammlung wegen der kirchlichen Angelegenheit naht nun auch immer mehr heran. Ich habe wenig Vertrauen zum Erfolge desjenigen, was in kirchlichen Dingen auf diesem Wege angegriffen wird, so ehrenwerth auch die Personen, die sich dabei betheiligen, sein und so redlich sie es auch meinen mögen. Mein Gebet ist nur, daß der Herr uns und vor allem unserm armen Volk, den verirrten und verschmachteten Schafen, die sich selbst nicht zur rechten Weide zu leiten wissen, das Bischen Kirche, das wir noch besitzen, erhalten wolle; von den Herrlichkeiten der beabsichtigten Neubauten verspreche ich mir nichts. „Treue Hirten und Lehrer", die thäten uns vor allem Noth, bei ihnen würden wir ungeachtet der unvollkommensten Verfassungsformen wohl bestehen; aber auch in der Kirche wollen Alle große Herren sein, Jeder will regieren, Keiner dienen. Es ist ein höchst erschreckendes Ding, daß die Frankfurter Nationalversammlung die allgemeinen Grundlagen unserer kirchlichen

Einrichtungen ordnen will, — eine Versammlung, die hiervon wenigstens in ihrer ungeheuren Mehrzahl gar nichts versteht. Die verständigen Mitglieder derselben empfinden dies selbst sehr wohl und sind selbst sehr bange wegen der Sache. Prof. Wackernagel in Wiesbaden kenne ich nicht persönlich, habe aber immer viel Gutes von ihm gehört, als von einem gläubigen Manne von vieler Umsicht. Diejenigen, von denen die Wittenberger Versammlung ausgeht, wollen gewiß Alle die Sicherung unsers alten christlichen Glaubens, aber über die menschlicherseits dazu einzuschlagenden Wege mögen sie wohl noch wenig im Klaren sein. Auch fürchte ich, die Versammlung wird größer werden, als es der Sache selbst vortheilhaft ist.

Wir verbinden hiermit gleich, was ein weiterer Brief an Heubner, vom 18. September 1848, über denselben Gegenstand sagt:

Ich erhalte heute eine unerwartete Veranlassung, Dir früher als ich es gedacht, meinen herzlichen Dank für Eure lieben Briefe vom 29. v. M. zu sagen, durch die wir am 1. d. M. erfreut worden sind. Unser Freund Abt Lücke nämlich, der sich hier zu einer Art von Traubenkur aufhält, bittet mich, Dich in seinem Namen darum zu bitten, daß Du die Güte haben wollest eine Zuschrift von ihm an die dortige Conferenz zu übergeben. Ich zweifle um so weniger, daß Du dies gern thun wirst, da Du die Tendenz derselben aller Wahrscheinlichkeit nach billigen wirst. Der liebe Mann ist noch sehr leidend, ungeachtet ihm Karlsbad sehr wohl gethan hat; Du würdest ihn sehr verändert finden. Er sieht Eurer dortigen Versammlung auch nicht ohne alles Bedenken entgegen, und ist nur auf eine ganz unbestimmte Ermächtigung hin mit unter die Einlader zur Versammlung gesetzt worden. Möge der Herr die Versammlung vor übereilten Schritten behüten! Ich verstehe diejenigen nicht recht, die einen so mächtigen Drang haben ins Große und Ganze zu wirken; in meinem kleinen unmittelbaren Wirkungskreise bleibt mir so viel ungethane Arbeit übrig, daß ich zu dem Gedanken, an das große Ganze die bauende Hand anzulegen, gar nicht zu kommen weiß.

Ueber die allgemeinen Verhältnisse heißt es in dem gleichen Briefe:

Wenn ich mich bei dem Strich, der dies Jahr durch unsre Aussichten gemacht wurde, mit der Hoffnung auf günstigere Zeiten im nächsten Jahre zu trösten gesucht habe, so hat freilich dieser Trost auch bei mir nicht recht verfangen wollen. Daß es übers Jahr schon wesentlich besser geworden sein sollte mit unsern Zuständen, ist mir auch sehr wenig glaublich. Ueberhaupt sehe ich menschlicherweise nicht ab, wie es anders mit ihnen werden soll als ohne ernste und schwere Gerichte. Im gegenwärtigen Moment wird die Aufregung wieder zu einer neuen Höhe gesteigert werden infolge der Annahme des dänischen

Waffenstillstands von Seiten der Reichsversammlung; die Feinde aller Ordnung haben daran eine erwünschte Handhabe zu neuen Wühlereien, die sie nicht versäumen werden, nach Kräften in Bewegung zu setzen. Indem ich dieses schreibe, wird in Mannheim aus dieser Veranlassung wieder eine sogenannte Volksversammung abgehalten, und Heidelberg wird wohl auch bald wieder die Ehre haben, der Schauplatz einer derartigen Manifestation zu sein. Wohl uns, daß wir wissen, wer doch allein im Regimente sitzt bei allem solchem Unwesen. Es fehlt übrigens auch hier nicht daran, daß immer mehrere nüchtern werden und anfangen zu merken, wo allein wirklicher Ankergrund ist für ein sich selbst verstehendes menschliches Herz, und das ist doch tröstlich bei so vielem Schmerzlichen.

Noch vor diesem Briefe hatte sich nun aber in Rothe's eigenem Geschicke die Aenderung wirklich zu vollziehen begonnen, von der schon das vorhergehende Jahr einen gewissen Vorschmack gebracht hatte. Ein Brief an Bleek, vom 6. September 1848, zeigt wie der Ruf nach Bonn nun direkt an ihn herantrat und wie er ihn aufnahm. Wir geben diesem Briefe wieder vollständig Raum:

Ich habe Ihnen für Ihren freundlichen Brief vom 28. v. M. nicht umgehend gedankt, weil der mir so ganz unerwartete Inhalt desselben mir wirklich zunächst einigermaßen den Kopf verwirrte. Zwar lag es mir sogleich aufrichtig an, Ihnen und Ihren verehrten Herren Collegen ohne Verzug zu sagen, wie lebhaft ich Ihrer aller unverdientes Wohlwollen gegen mich empfinde, von dem Ihre gütige Mittheilung einen so unzweideutigen Beweis gibt; allein Sie wollten doch auch bestimmt wissen, wie mein Entschluß in der betr. Sache sich etwa stellen möchte, und darüber muß ich bei der völligen Neuheit der Sache für mich erst mit mir selbst ins Klare zu kommen suchen. Meine Gesinnungen für Sie verehrte Freunde in Bonn, so wie für Ihre Universität als solche kennen Sie längst, und daß ich mich mit dem Gedanken eines Wechsels von Heidelberg in Beziehung auf keine andere Universität so leicht auszusöhnen im Stande wäre, wie in Betreff Bonns, das ist Ihnen auch wohlbekannt; aber jetzt konnte mir überhaupt an eine Veränderung meiner äußeren Lage auch nicht von ferne ein Gedanke kommen, da ich eine Veranlassung dazu nicht im mindesten in der Perspective hatte. Wenn das Preuß. Ministerium in dem Rescript an ihre Facultät unterstellt, daß dem äußeren Vernehmen nach ich jetzt nicht abgeneigt sein würde, einen Ruf an eine preußische Universität anzunehmen, so begreife ich um so weniger, wie diese Voraussetzung veranlaßt sein mag, da ich bei Empfang Ihres gütigen Schreibens mir erst selbst die Frage stellen mußte, wie es doch in dieser Hinsicht bei mir stehe. Denn, wie gesagt, eine Berufung auf eine preußische Universität lag gar nicht im Gesichtskreise meiner Möglichkeiten, und ich hatte mir also auch nie über eine solche

Frage Gedanken gemacht. Nun aber forderten Sie mich hierzu auf, und zwar mit der bestimmten Beziehung auf Bonn, und da bin ich denn allerdings gewahr geworden, daß man in Berlin meine noch ungeborenen Gedanken, wofern ich mich selbst richtig verstehe, nicht falsch verstanden hat. Auch jetzt würde es mich freilich sehr hart ankommen, von hier und namentlich von meinen hiesigen Freunden zu scheiden, aber ich würde doch auch sehr gern bei Ihnen und mit Ihnen leben; und da nun das doch nicht möglich ist, was mir das allerliebste wäre, daß wir Bonn und Heidelberg auf einen Fleck zusammen brächten, so hätte ich eben nur zwischen zwei unvollkommen guten Dingen die Wahl, und könnte mich also wohl entschließen, nachdem ich das eine davon eine schöne Weile genossen habe, nun auch einmal dem andern mich zuzuwenden. Ja ich würde gradezu ein nach Ihrer Seite hin den Ausschlag gebendes Gewicht in meinem noch immer gut conservirten Preußenthum finden, und ganz besonders in der nie geschwächten Dankbarkeit für das viele und sehr unverdiente Gute, das ich in meinem alten Vaterlande empfangen habe. Nach meinem eigenen Gefühl bin ich nun zwar der Meinung, diesem keinen reelleren Dienst leisten zu können, als wenn ich ihm nicht zur Last falle; allein wenn man nun einmal dort anderer Meinung ist, so müßte ich denn schon auf eine andere Prämisse hin mir mein Urtheil über die Frage bilden, was in einem solchen Falle auf meiner Seite Dankbarkeit sein würde oder Undank. Mit dem, was ich der badischen Regierung schuldig bin, kommt der Gedanke an eine solche Eventualität in eine gewisse Collision. Ich fühle dies wohl, und eben dieser Punkt hat mir viel sehr peinliche Unruhe gemacht. Ich habe mir aber doch zuletzt sagen müssen, daß ich Preußen nicht bloß den älteren, sondern auch den unvergleichlich größeren Dank schuldig bin. Besonders aber bringe ich dabei hoch in Anschlag, daß sich seit vorigem November die Lage der Dinge in der Welt überhaupt und insbesondere in unserm schönen badischen Lande gewaltig geändert hat, und durch die Umgestaltung der kirchlichen Dinge bei uns die diesseitige Staatsregierung leicht in Bälde in den Fall kommen kann, selbst herzlich froh darüber sein zu müssen, daß sie mich mit guter Manier grade noch vor Thorschluß glücklich losgeworden ist. Aengstlich macht mich allerdings das gar so freundliche Vertrauen, das Sie dort in mich setzen. Ich versichere Sie aufrichtigst, wenn ich für eine ähnliche Stelle Vorschläge zu machen hätte, ich schlüge keinen Mann von meinem Schlage vor. Ueberdieß wie lange wird es dauern, so bin ich in die Kategorie der Halbinvaliden vorgerückt? Es hätte mir von Ihrer Seite nichts wohlwollenderes und ehrenvolleres begegnen können, als daß Sie in Ihrem Vorschlage mir keine anderen Kandidaten zur Seite gegeben haben; aber, ich sage die volle Wahrheit, mich macht dies um der Sache selbst willen recht besorglich.

Während ich noch mit diesen und ähnlichen Deliberationen beschäftigt, erhielt ich am letzten Sonntage ein Schreiben von Herrn v. Ladenberg, in dem mir die dortige Stelle förmlich angetragen wird.

Natürlich habe ich noch einmal alles von Neuem überlegt, aber ich kam auf kein anderes Resultat, und habe in diesem Sinne gestern geantwortet, daß ich, wenn Se. Majestät der König meine Berufung nach Bonn beschließen sollte, diesem Ruf zu folgen bereit sei. Nur habe ich freilich eine Bedingung hinzugefügt, die mir zwar sauer genug wurde, die ich aber doch der Sorge für die Meinigen schuldig bin. Herr v. Ladenberg trägt mir nämlich die dortige Stelle mit einem Gehalt von 1500 Thlrn. an. Nun beziehe ich hier, so lange ich hier bin, ca. 1600 Thlr (2800 Gulden), und im vorigen Herbste bot man mir preußischerseits aus freien Stücken für Breslau 1700 Thlr. an. Diesen Punkt habe ich Herrn v. Ladenberg offen dargelegt, und die Annahme des Rufs von der Bewilligung der 1700 Thaler abhängig gemacht. Niemandem kann es peinlicher sein als mir, mein verehrter Freund, solche Bedingungen zu machen; aber ich wäre auch der hiesigen Regierung gegenüber in eine ganz sonderbare Stellung gekommen, wenn ich bei ihr meine Entlassung nachgesucht hätte, um mich zu deterioriren, oder einen Ruf nach Preußen unter ungünstigen Bedingungen angenommen, nachdem ich ihn kurz zuvor unter günstigen abgelehnt. Ueberdies kommt auf diese Weise die letztliche Entscheidung der Sache aus meiner Hand in eine andre, und darin liegt für mich etwas beruhigendes. Hierdurch ist nun freilich alles wieder höchst problematisch geworden, ja ich muß glauben, daß sich die ganze Angelegenheit darüber zerschlagen wird, und bin daher weit entfernt, mich den angenehmen Gedanken hinzugeben, die sich für mich an die Aussicht auf eine Versetzung in Ihre Mitte knüpfen.

So stehen die Dinge zur Zeit, mein hochgeehrter Freund und Gönner; Gott wolle nun alles lenken wie es seinem Willen gemäß ist, und wir wollen das ruhig abwarten; jedenfalls weiß ich, daß, wenn er mich zu Ihnen führen sollte, ich bei Ihnen liebevolle Gesinnungen und Vertrauen, wenn es auch schlecht genug begründet ist, finde, und Sie wissen von mir, daß ich mit Freuden komme. Früher als Ostern könnte ich übrigens von hier in keinem Falle fort, noch dazu da ich bis dahin die Last des Prorectorats auf mir habe. Ich sage hier zu Keinem ein Wort von der Sache bis es zu einer Entscheidung gekommen ist. Sie liegt diesmal so, daß mir der Rath der Freunde kaum viel zu Hülfe kommen kann. Ohnehin sind Umbreit und Ullmann in diesen Wochen von hier abwesend, jener in Dürkheim, dieser in Baden.

Ich schließe mit nochmaligem herzlichstem Dank für Ihre liebevolle Freundlichkeit und bitte Ihre verehrten Herren Collegen von der Facultät meinerseits der gleichen Gesinnung zu versichern, so wie auch das Bernd'sche Haus bestens zu grüßen. Gott schenke Ihnen recht heitere Ferien und walte fort und fort über Ihrem Hause! Im übrigen füge er es mit uns nach seinem h. Willen.

Der folgende Brief an Bleek aber, vom 3. November 1848,

geht bereits von dem fait accompli der neuen Anstellung aus:

Mein hochverehrter Freund und College!

Also wirklich College? Mir selbst ist es wie ein Traum, so wenig habe ich bis auf den letzten Augenblick daran geglaubt, daß Ihre freundlichen Pläne mit mir in Erfüllung gehen sollten. Seit dem Schreiben des Herrn v. Ladenberg vom 30. August hatte ich in der Sache kein Wörtchen mehr vernommen und mir die Gedanken an sie so völlig wieder aus den Sinn geschlagen, daß ich gar nicht einmal in Versuchung kam, meinen Freunden etwas von ihr zu verrathen (was, wie ich nachmals gesehen habe, auch sehr gut war). Mit dem Rücktritt des Ministerium Auerswald glaubte ich dieselbe völlig beseitigt, und betrachtete mich von Neuem als für immer in Heidelberg bestätigt. Sie können Sich demnach vorstellen, in welchem Grade ich überrascht war, als ich plötzlich (an demselben Tage, an welchem im vorigen Jahre der offizielle Antrag wegen Breslau an mich kam), durch ein neues Schreiben des Herrn v. Ladenberg vom 20. October von meiner Ernennung für Bonn in aller Form benachrichtigt wurde. Ich läugne nicht, daß ich mir nicht vorgestellt hatte, die Sache werde sofort so völlig fix und fertig gemacht werden als es geschehen ist; indeß ist es mir doch ganz lieb, daß man es so gemacht hat, denn mein Loskommen von hier ist mir dadurch in etwas erleichtert worden. Die Dinge sind so gekommen, daß sie mich gewissermaßen mit fortgerissen haben; aber um so zuversichtlicher glaube ich, daß Gottes Hand dabei im Spiele gewesen ist, und folge getrost dem Wege, der mir unter diesen Umständen gleich sehr zu einer inneren und zu einer äußeren Nothwendigkeit geworden ist. Ja ich komme mit gutem Muth zu Ihnen und schließe mich mit Freuden, so viel Gott Kraft schenken wird, Ihrem schönen Werke an. Nehmen Sie mich nun auch mit demselben Wohlwollen auf, durch das Sie mich schon zum Voraus so eng an Sie geknüpft haben. Ich darf Ihnen sagen, daß Sie wenigstens keinen schlimmen und unbequemen Collegen an mir erhalten werden, was freilich wenig genug bedeuten will. Ueberdieß will ich mir aber auch gewiß redlich Mühe geben, mit Gottes Hülfe Ihnen noch etwas über diese rein negative Größe hinaus zu sein.

Lebhaft tritt ferner die Nachwirkung, welche diese Annahme des Rufes nach Bonn in Heidelberg hatte, aus demselben Briefe hervor:

Der Anfang oder vielmehr das Vorspiel meiner Bonner Laufbahn ist, wie es bei einem guten Christen in der Ordnung ist, ein tüchtiges Martyrium gewesen. Ja, mein verehrter Freund, ich hätte Ihnen nicht gewünscht, in diesen letzten 8 Tagen an meiner Stelle zu sein. Ich habe sie in einem wahren Fegefeuer zugebracht, in dem mein Ent-

schluß, zu Ihnen zu kommen, die volle Feuerprobe hat bestehen müssen, und sie bestanden hat. Das Wasser ist mir wahrlich bis an die Seele gegangen, so daß ich nicht dafür einstehen will, was ich gethan haben würde, wenn ich noch freie Hand gehabt hätte. Von den Freunden habe ich eine eigentliche Bestürmung erfahren nicht nur mit Bitten, sondern zum Theil auch Vorwürfen, die mir das Herz durchschnitten, von den Behörden bin ich mit den wohlwollendsten Vorstellungen und Anerbietungen persönlich und schriftlich bedrängt worden. Wenn ich nur mit blutendem Herzen standhaft geblieben bin, so werden Sie mir das nicht übelnehmen; es sind in der That sehr feste Bande, die ich bei dem Weggange von hier zerreißen muß, und ich müßte ein fühlloser, nichtswürdiger Mensch sein, wenn ich dieß ohne die tiefste Wehmuth vermöchte. Gleichwohl ist es mir unter dem allen nicht zweifelhaft geworden, daß ich meine Pflicht thue, indem ich mich durch den Zug tiefgefühlter Dankbarkeit in mein preußisches Vaterland zurückziehen lasse; und ich hoffe, meine hiesigen Freunde werden das auf die Länge auch immer klarer erkennen. Ich wandre ja nicht deshalb nach Bonn, weil mich das Verlangen nach besseren Lagen kitzelt, — nein, wahrhaftig nicht, — sondern weil ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß dieß für mich einer von den Fällen ist, in dem es gilt, das „Leben wir, so leben wir dem Herrn", praktisch zu machen. Diese beständigen Gefechte, die ich zu bestehen hatte, und das viele amtliche und nichtamtliche Hin- und Herschreiben mit den Ministerium und dem Oberkirchenrath in Karlsruhe, dieß ist auch der Grund, warum ich Sie nicht schon früher mit einigen Zeilen begrüßt und mich Ihnen zu freundlicher Collegenschaft empfohlen habe; was Sie mir deshalb gewiß zu gute halten werden. Es geschieht ein paar Tage später nicht weniger herzlich und ehrlich.

Ebenso zieht Rothe bereits sofort den neuen Pflichtenkreis in Betracht:

Herr v. Ladenberg gibt mir auf, die Anzeige meiner für das Sommersemester 1849 anzukündigenden Vorlesungen in der letzten Hälfte des December an den Decan der Facultät einzusenden. Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir Ihren Rath in dieser Beziehung ertheilen wollten. Sie können ja ungefähr beurtheilen (was ich hier nicht im Stande bin), welche Vorlesungen, soweit sie in den Kreis meiner Thätigkeit fallen, am zweckmäßigsten angekündigt werden dürften. Vielleicht deuten Sie mir auch die Stunden an, die etwa für mich disponibel wären. Auch weiß ich nicht, wen von Ihnen ich als den derzeitigen Decan zu verehren habe. Ich habe deshalb meine vorgestrige Zuschrift, die Ihnen bereits vorliegen wird, pure an die Facultät adressirt.

Und nach einer Reihe von Grüßen und geschäftlichen Bemerkungen schließt dieser Brief:

Noch einmal also: in Gottes Namen! ich komme zu Ihnen, und vertraue fest, an Ihnen, mein verehrter Freund und Lehrer, einen getreuen Rath und Anhalt zu finden, so wie ich meinerseits mit inniger Verehrung und Anhänglichkeit bin und bleibe Ihr treu ergebener Rothe.

Am 22. November 1848 hatte Rothe die Rektoratsrede bei dem Universitätsfeste zu halten, die in der üblichen Weise in Programmform und verbunden mit dem Jahresbericht erschienen, eben um dieser Form aber wenig zugänglich ist und uns deshalb etwas genauer beschäftigen muß. Sie weicht dabei nicht nur nicht dem Blick auf das allerorts herrschende Chaos aus, sondern geht der schwierigen Frage „über die Aussichten der Universitäten aus dem Standpunkte der Gegenwart" näher zu Leibe. Ja, man erhält einen noch heute erquickenden Eindruck von dem festen Mannesglauben an die Zukunft seines Volkes und an die der Wissenschaft. Und dabei tritt der theologische Charakter des Festredners erst gegen das Ende hervor, überall spricht der Vertreter der gesammten universitas litterarum.

Wohl ist es ein ernstes, tiefernstes Bild, das der Redner zuerst aufrollt. Er beginnt gleich mit der „eigenthümlichen und ungewohnten Stimmung" bei dem diesjährigen Feste, wo man es so lebhaft wie noch nie empfinde, „daß die Zeit, deren Erinnerung die Feier geweiht, eine längst entschwundene und nie wiederkehrende" sei. Ja, „unwiderruflich ist ein neuer Zeitlauf angebrochen, der Zusammenhang mit jenem früheren ist Ein für alle Mal zerrissen." Und persönlich bekennt Rothe seinen Schmerz hierüber:

> Ich verläugne nicht, daß ich dieß mit inniger Wehmuth ausspreche. Ich bin kein grundsätzlicher Verehrer des Alten und halte es nicht mit denen, welche die Geschichte rückläufig machen möchten, — ich bin nicht blind für die stark genug ins Auge fallenden ernsten Schattenseiten jener Zeit, und gar nicht aufgelegt, sie zu entschuldigen und im Allgemeinen jene Vergangenheit über unsre Gegenwart zu stellen, — ich sehe auch nicht schwarz in die Zukunft und vertraue freudig, daß die Menschheit durch Gottes Weltregierung sich wirklich vorwärts bewegt, dem Besseren entgegen, wenn gleich nur langsam und unter steten Schwankungen; aber bei dem allen kann ich doch nicht ohne ein schmerzliches Gefühl einer Zeit Lebewohl sagen, der auch meine frühesten Erinnerungen noch angehören und die doch auch neben ihren großen Schwächen wieder gar manches Schöne und Liebenswürdige besaß, das uns seither beinahe verloren gegangen ist,

und darunter Eins, woran uns grade die heutige Festfeier mahnt und was jedem edleren Gemüthe unendlich wohlthut und ein heiliges Bedürfniß ist, die Pietät.

Aber damit nicht genug, es muß sich diesem wehmüthigen Gefühl auch wirkliche Sorge beigesellen:

An diese wehmüthige Empfindung hängt sich jedoch unmittelbar eine ernste Sorge an, beim Hinausblick in die Zukunft unserer Hochschule, und nicht der unsrigen allein, sondern nicht minder auch aller ihrer deutschen Schwesteranstalten überhaupt. Wird denn — so fragen wir uns in jener Stimmung unwillkürlich — wird denn, nachdem derjenige Zeitraum unsrer Geschichte, in welchen die Glanzepoche der deutschen Universitäten fällt, bis auf seine letzten Augenblicke verronnen ist, die neuangebrochene so ganz veränderte Zeit auch noch ihrer Blüthe günstig sein, oder werden sie nicht vielleicht in der völlig umgewandelten Atmosphäre siech werden und allmählig eingehen?

Und diese Sorgen rühren dabei nicht einmal erst aus dem allgemeinen Umsturze her, sondern es gingen ihnen eine Reihe übler Vorzeichen vorher. Als solche werden vor Allem die mancherlei Stimmen der letzten Decennien über das verloren gegangene Ansehen der Universitäten, ja über die Ueberlebtheit ihrer gegenwärtigen Form angeführt. Eine erste Ursache hiervon ist für Rothe das Zurücktreten des allgemeinen Gegensatzes zwischen Gelehrten und Ungelehrten. Die erfreuliche Seite dieser Thatsache wird nicht verkannt, ebenso wenig aber die Gefahr der „massenhaften wissenschaftlichen Halbbildung und ihrer eitlen Selbstgefälligkeit". Mit lebhaften Farben wird jenes oberflächliche Getriebe der dreißiger und vierziger Jahre, der Blüthezeit des junghegelschen Absprechens und des jungdeutschen Cynismus geschildert und die Rückwirkung davon auf die Stellung der Universitäten:

So kann es uns denn nicht befremden, daß in der Zeit, von der wir reden, unter uns plötzlich eine üppig aufwuchernde für das große Publikum berechnete wissenschaftliche Literatur aufschoß, die sich gegen den Ernst und die Strenge der wahren Wissenschaft, wie sie von den Universitäten vertreten werden, mit vielem Selbstgefühl auflehnte, und ebendeshalb unter der großen Masse derer, die sich nur entfernterweise für wissenschaftliche Dinge interessiren, eine systematische Agitation gegen die Universitäten und die universitätsmäßige Wissenschaft betrieb, eine wissenschaftliche Demagogie und Freibeuterei. Diese unter uns Deutschen ziemlich neue, aber sehr wirksame Gattung der Literatur stützte sich zum Theil auf bedeutende und glänzende Talente; sie scheute

aber leider mitunter auch unwürdige Mittel nicht, wie sie denn z. B. eine geraume Zeitlang ihren Leserkreis mit gemeinem, wenn auch noch so pikantem Geklätsch über fast alle deutschen Hochschulen unterhalten hat. Natürlich scholl ihr grade deshalb lauter Beifall zu, so daß sie sich rühmen darf, mit glücklichem Erfolg die Universitäten in der öffentlichen Meinung herabgewürdigt zu haben.

Dieser einen Ursache stellt Rothe jedoch sofort eine andere an die Seite, die mit der fortschreitenden Idee der Wissenschaft selbst zusammenhänge, die immer zunehmende Absonderung besonderer Disciplinen und die damit verbundene Gefahr, den Blick auf das Ganze zu verlieren:

Je enger der Kreis sich zieht, in welchem der einzelne Gelehrte sein besonderes Werk wissenschaftlicher Forschung zu betreiben hat, desto größere Gefahr läuft er augenscheinlich, das von ihm erarbeitete Wissen nicht richtig und klar mit dem jedesmaligen Ganzen der Wissenschaft zusammen zu schauen, worauf doch eben der wirklich wissenschaftliche Charakter des Wissens beruht, und sich in einer Einseitigkeit zu versteifen. Am unverkennbarsten liegt uns diese Wirkung in dem Ermatten der originell philosophirenden Kraft vor Augen, das wir trotz aller der eminenten kritischen und dialektischen Virtuosität, auf die unsre heutige Wissenschaft stolz sein darf, zu beklagen haben.

Damit zeigte sich weiter die Versuchung verbunden, der gediegenen Gründlichkeit eine brillante und effektvolle oder doch elegante Oberflächlichkeit vorzuziehen. Aber auch das sagt noch nicht Alles. Rothe richtet auch gradeswegs den Blick auf das dem wissenschaftlichen Geiste schädliche Miasma in der allgemeinen geistigen Atmosphäre der letzten Jahrzehnte. Und wieder sind es tiefergreifende Züge, aus denen sich dies Bild ihm zusammensetzt:

Es mußte wohl so geschehen, daß damals das politische Interesse, im engsten Sinne des Worts, die Gemüther in einem sonst kaum erhörten Maße einnahm und alle übrigen gleichberechtigten geistigen Interessen zu ersticken drohte, — es mußte wohl so geschehen, daß sich damals eine so ungeheure Masse politischen Zündstoffs in unsrem Dunstkreise ansammelte, damit es in unserm staatlichen Leben zu der alles mit fortreißenden Explosion und zu dem unaufhaltsamen Durchbruch der veralteten und erstarrten, aber einen desto zäheren Widerstand leistenden Zustände käme, die wir seitdem erlebt haben; aber wie geschichtlich nothwendig auch immer dieses unverhältnißmäßige Vorwiegen des politischen Interesses damals sein mochte, einen frischen und regen wissenschaftlichen Sinn konnte es im Allgemeinen nicht aufkommen lassen. Es ging also sehr natürlich zu, wenn dieser auch auf den Universitäten selbst vielfach verkümmerte, besonders unter der akademischen Jugend,

die ja immer für die Eingebungen des Zeitgeists (in seinem bestimmten Unterschiede von dem wirklichen Geiste der Zeit) vorzugsweise offen ist, — wenn die kurzsichtige Ueberschätzung des unmittelbar Praktischen auch bei ihr Eingang fand, und die Wissenschaft selbst immer weniger der Gegenstand ihres Interesses und ihrer Beschäftigung blieb. Ich darf nicht verschweigen, daß hierbei ein Theil der Schuld auf die akademischen Lehrer selbst fällt. Denn es gab leider unter ihnen Einzelne, welche die studirende Jugend, ihr auf eine für sie höchst gefährliche Weise schmeichelnd, veranlaßten, den ihr zukommenden Standpunkt, den der Vorbildung für die künftige Wirksamkeit im Staate, voreilig zu verlassen, und sich schon mithandelnd in das öffentliche Leben einzumischen, in dem sie doch noch keine organische Stelle einnimmt und mithin noch keinen Beruf hat.

Wahrlich ernste Worte, die von der sogenannt liberalen Kurzsichtigkeit weit entfernt sind, welche die Ursache des Uebels nur auf Seite der Gegner sieht, die im Gegentheil zunächst dem eigenen Kreise einen gewissenhaften Spiegel vorhalten. Eben bei solcher ernsten Selbstprüfung aber ist kein Raum zur Verzagtheit. Selbst bei dem vollständigen Untergang der Universitäten wie der gesammten modernen Cultur würde sich noch eine hohe Aufgabe stellen, den Kern des wissenschaftlich Erreichten „vor den Fluthen der Verheerung zu bergen und in die neue Welt, die aus der Zerstörung der alten hervortauchen soll, hinüberzuretten, als den Samen einer neuen, auf einem frischen, noch naturkräftigen Boden anzubauenden neuen Schöpfung." Aber zu diesem äußersten Fall wird es — so hofft nun der deutsche Christ, als den sich der Redner hierbei bekennt — nicht kommen:

Was wir hier unterstellt haben, das wird, wir hoffen es zuversichtlich, nicht eintreten. Die Gedanken Gottes über unser deutsches Volk und unsere europäische Menschheit überhaupt sind noch Gedanken des Friedens und nicht des Verderbens. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß seine Wege mit uns durch die ernstesten Gerichte hindurchgehen können; aber ihr Ziel wird nicht unser Untergang sein. So hoffen wir es als ein christliches Volk. Denn das sind wir von Kindesbeinen unserer Geschichte an, christlicher Gottlob als wir es selbst wissen. Die Erschütterungen der Gegenwart sind nicht die Zuckungen des Todeskampfes, sondern die Wehen der Geburt eines neuen Lebens. Je schwerer sie sind, desto schöner wird dieses sein.

Allerdings ist vorerst Alles aus dem Gleichgewicht gewichen. Und wir hören sofort auch wieder die allgemeinen Ursachen entwickeln, warum das so kommen mußte. Aber dieselben Ursachen lassen für den deutschen Staat der Zukunft Besseres hoffen:

Nachdem in unserm politischen Leben Jahrhunderte lang das autokratische Princip allein gewaltet hat, ist nun plötzlich — eben infolge des nicht nachgebenden Widerstands, mit dem es sich zu behaupten suchte, — ein desto gewalsamerer Rückschlag nach der entgegengesetzten Seite erfolgt, und das demokratische Princip ist zunächst in seiner häßlichen Verzerrung als Ochlokratie zur Herrschaft gekommen. Allein die blinde und rohe Gewalt der noch nicht sittlich beseelten Massen — die eben als solche regiert werden müssen, nicht aber zu regieren haben, — kann nimmermehr einen wirklichen Staat begründen, noch weit weniger als ein schrankenloser, allein auf sich selbst gestellter fürstlicher Wille. Eben weil unser Volk ein edles und intelligentes ist, wird es eine Zwingherrschaft des Unverstandes und der Gemeinheit über sich nimmermehr dulden. Es ist zwar eine tiefe Schmach für uns, daß auch die verworfenste Richtung unsers Zeitgeists sich in ihrer ganzen Nacktheit vor unsern Augen enthüllen durfte; aber durch diese Enthüllung ist ihrer Macht die Spitze abgebrochen. Es ist nicht genug zu beklagen, daß die an sich so hohe neue Idee des Staats, die der Zeit aufgegangen ist, nur von so wenigen rein und klar verstanden wird, und deshalb auch nur so wenige in ihrer Ehrfurcht gebietenden, jede selbstsüchtige und niedrige Leidenschaft ertödtenden Heiligkeit anleuchtet, — denn sonst würde die reformatorische Bewegung sich nicht auf so beängstigende Weise überstürzt haben; aber die Weltgeschichte geht nun einmal nicht den ruhigen und stätigen Gang, der uns freilich am wünschenswerthesten erscheinen muß, sondern sie bewegt sich in stürmischen und scheinbar regellosen Schwankungen fort, — Schwankungen, die gleichwohl dem ewigen Gesetz der heiligen Liebe und Weisheit gehorchen müssen, welche die Welt regiert. Wir werden diese Schwankungen der Geschichte, die uns schonungslos zwischen den beiden äußersten Richtungen der staatlichen Bewegung hin und herwerfen, noch lange zu empfinden haben, und vielleicht noch heftigere als die, welche wir bereits erfuhren, — wir Aelteren werden wahrscheinlich diesem Strudel nie wieder völlig entrinnen während unsrer irdischen Lebensdauer; aber die Geschichte wird nichts desto weniger diesen Kampf der unversöhnlichen Gegensätze unfehlbar schlichten. Sie, oder vielmehr der, welcher sie mit sichrer, allmächtiger Hand leitet, wird unser staatliches Leben über kurz oder lang in die richtige Bahn einführen, die zwar nicht zwischen jenen beiden Extremen liegt, wohl aber über ihnen, und wird es seine einzig mögliche Beruhigung in der allgemeinen Anerkennung der alleinigen Souveränität der nationalen Vernunft finden lassen. Es wird sich, wenn auch erst nach vielen und schweren Katastrophen, aus dem jetzigen Chaos zuletzt doch eine verjüngte und höhere Form des Staats erheben und eine sittlich reinere und deshalb auch lebenskräftigere Gesittung.

Von dieser allgemeinen Basis aus ergibt sich nun dem Redner zugleich seine specielle Hoffnung hinsichtlich der Universitäten. Und

durften wir schon die bisher gebotenen Schilderungen nicht übergehen, mußten dieselben im Gegentheil in ihrem Gesammtzusammenhang vorgeführt werden, so gilt das noch mehr von den wahrhaft herrlichen Ausführungen über die Idee der Universitäten, mit denen der Redner sich nun an Lehrende und Lernende wendet:

Lassen Sie es mich zuversichtlich aussprechen: so lange es ein deutsches Volk geben wird, werden auch seine Hochschulen bestehen. Ich wenigstens wüßte mir ein deutsches Volk nicht ohne Universitäten zu denken. Denn sie gehören zu den hervorstechenden Eigenthümlichkeiten desselben, eben so gewiß, wie ein starker Vorgeschmack der Wissenschaft vor den andren Elementen seines geistigen Lebens. Wissenschaftliche Größe war von Alters her ein Stolz Deutschlands und soll es auch forthin bleiben, und seine nationale Einheit hat geraume Zeit ihren Schwerpunkt beinahe vorzugsweise in der deutschen Wissenschaft und Kunst gehabt. Auch sind unsere Hochschulen grade für unsre nationale Entwickelung und die Erstarkung unsres nationalen Bewußtseins von unberechenbarer Bedeutung gewesen. Nicht nur sofern die Entwickelung des gesammten geistigen Lebens unter uns seit vielen Jahrhunderten wesentlich und durch die vielfältigsten Fäden an sie geknüpft war; sondern auch bei jedem Aufschwunge unsers nationalen Lebens haben sie in erster Reihe mitgewirkt, wie bei dem literarischen in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts, so noch weit ruhmvoller in jenen späteren Tagen der Prüfung bei der patriotischen und kriegerischen Erhebung in den Befreiungskriegen. So daß wir wohl behaupten dürfen: der Untergang unserer Hochschulen würde zugleich der Untergang desjenigen sein, was man bei dem Namen „das deutsche Volk" bisher zu denken gewohnt war.

Rothe geht nunmehr näher darauf ein, wie die Nothwendigkeit einer neuen Kräftigung der Universitäten einfach mit der Erschütterung des allgemeinen Culturbodens zusammenhängt, wie darum mit der Beruhigung des staatlichen Lebens auch für sie die Rückkehr ihrer vollen Festigkeit kommen muß, ja wie grade sie dem wahren Staate, der nicht blos Rechtsstaat, sondern Sittlichkeitsstaat ist, unbedingt nothwendig sein werden. Dieser Staat der Zukunft wird nicht an dem trivialen Vorurtheil haften, daß die Wissenschaft unpraktisch sei, er wird die Bedeutung der Wissenschaft für die Praxis richtig würdigen. Wieder sind es begeisterte schöne Worte, in die der Redner diesen Gedanken gekleidet:

Insbesondere wird er für die dem öffentlichen Dienst sich widmende Jugend einer Weihe durch die Wissenschaft bedürfen, einer Einführung derselben in das Reich der Ideen, einer Befreundung der

jugendlichen Geister mit diesen, die für ihn, wenn er nicht eine Gemeinschaft der Gemeinheit und der Profanität werden will, wahrlich von dem äußersten Interesse sind. Er wird von diesem Theile seiner Jugend fordern müssen, bevor er ihn zur Theilnahme an den öffentlichen Geschäften zuläßt, daß er zunächst die großen Aufgaben des menschlichen Lebens und der menschlichen Gemeinschaft, an deren Lösung er mitarbeiten will, nach ihrem wahren und vollen Sinn, nach ihrer Höhe und Tiefe kennen lerne, — daß er sich zunächst mit Geist und Gemüth in die innere Welt der sittlichen Ideen einwohne, eben um diese nachmals praktisch machen zu können.

Dieser Forderung aber wird zugleich das innere Bedürfniß der Jugend entgegenkommen. Und an sie wendet sich darum jetzt der Redner mit einer tiefempfundenen Paräneſe:

Ich denke nämlich groß von der Jugend, zumal unsrer deutschen; ich glaube fest an ihre adlige Art, an ihren wahrhaft „liberalen" Sinn (in der antiken Bedeutung des Worts), der sich von allem Gemeinen abwendet und allem Würdigen und Hohen zukehrt. Dieser Sinn aber wird allezeit ganz besonders auch bei der Wissenschaft seine Nahrung suchen und finden. Ich räume nimmermehr ein, selbst in dem jetzigen so ungünstigen Momente nicht, daß der wissenschaftliche Sinn im Allgemeinen in unsrer Jugend erloschen ist, am wenigsten, daß sie sich grundsätzlich für denselben verschließt. Die vielen einzelnen betrübenden Beispiele dieser Art und die verächtlichen Aeußerungen der lautesten jugendlichen Sprecher wider die Wissenschaft werden uns akademische Lehrer nicht beirren, die wir Gotttlob durch die eigne Erfahrung wissen, daß der jugendliche Geist zu dem wirklich Edlen und Hohen durch einen tiefen Zug hingezogen wird, und daß ein rechtes Wissen, in würdiger und lebensvoller Weise ihm nahe gebracht, nie ganz verfehlt, in ihm zu zünden.

Dabei werden die neuen Gestaltungen des Staatslebens diesen wissenschaftlichen Sinn ebenfalls wecken und damit das unreife studentische Politikspielen von selber zurückdrängen:

Denn wenn erst jedem Einzelnen nach Maßgabe seiner geistigen Befähigung ein geordneter verhältnißmäßiger Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten gesichert sein wird, dann wird sich die studirende Jugend auch gern bescheiden, sich innerhalb der Stellung zu halten, die ihr durch die Natur der Sache vorgezeichnet ist, und sie wird kaum noch in Versuchung kommen, sich durch vorzeitiges Uebergreifen in einen weiter hinaus liegenden Lebenskreis, an dem ihr zu seiner Zeit die Theilnahme nicht entgehen kann, den reinen Genuß und den vollen Gewinn eines schnell vorübereilenden unvergleichlich anziehenden Lebensabschnitts zu schmälern, in dem ihr dieses süßeste von Allem nicht nur vergönnt, sondern ausdrücklich aufgegeben ist, sich in größter Freiheit

der eigenen Entwicklung unbefangen in den höchsten Sphären des Geistes zu bewegen, nur die reinste geistige Luft einathmend und nur von den edelsten Ideen sich nährend.

So die allgemeine Bedeutung der Universitäten für den neuen Staat, der „in ihnen als Werkstätten der Intelligenz zugleich Bürgen der politischen Ordnung, Wälle gegen jegliche Anarchie, sie komme von unten her oder von oben her, Dämme gegen die vordringende Fluth der Gemeinheit erkennen wird." Aber auch die Sorge, es werde die möglicherweise ungünstigere Gestaltung der äußeren Lage der akademischen Lehrer von diesem Berufe selber abschrecken, kann entschieden abgewiesen werden:

Im Munde eines Universitätslehrers kann diese Frage nicht ernstlich gemeint sein. Nein, so lange es in unserm Volke überhaupt noch eine geistige Bildung gibt, wird es in ihm auch nie an Solchen fehlen, deren einzige Leidenschaft die reine Liebe zur Wissenschaft ist, — ich meine die Liebe zur Wissenschaft als solcher, völlig abgesehen von jedem außer ihr liegenden Zweck, — und die deshalb auch ihre Befriedigung in keinem andern Berufe finden können als in dem des Gelehrten, dessen ausschließende Aufgabe die wissenschaftliche Forschung und die Tradition ihrer Ergebnisse ist. Lassen wir immerhin diejenigen, die diese Liebe nie gekostet haben, um ihrer willen uns als beschränkte Pedanten belächeln; wissen wir ja doch, daß grade die Erkenntniß der Wahrheit frei macht, und ihr Licht die Nebel verscheucht, die unsern geistigen Gesichtskreis verengen. Für die innerlich Berufenen wird dieser Reiz des gelehrten Berufs sich nur immer mehr verstärken.

Noch aber erheben sich eine Reihe von Einzelfragen, zum Theil schwieriger Art. Und auch an ihnen geht Rothe nicht etwa vorbei. Es kann ja auch die Consequenz aus dem neuen Verhältnisse zwischen Staat und Kirche gezogen werden, daß die theologische Facultät losgetrennt wird. Der Redner würde dies zwar für in hohem Grade nachtheilig halten und zweifelt an der Durchführung solcher Consequenzmacherei, aber auch dies würde ihn nicht irre machen: denn es würden die Objekte der theologischen Forschung nur unter anderm Namen in der philosophischen Facultät wiedererstehen. Und hier gibt sich nun auch die christliche Glaubensgewißheit des Redners persönlichen Ausdruck:

Je klarer die Wissenschaft sich selbst verstehen lernen wird, desto gründlicher wird sie vollends jeden Zweifel darüber abthun, daß sie ohne die deutliche und gewisse Idee Gottes in allen ihren Zweigen

des letzten Halts entbehrt und des eigentlichen Auges, — grade wie sich im Leben der Menschen der überirdische Duft der Religion und ihr allein wirksam gegen die Fäulniß schützendes Salz nie wird missen und durch irgend ein Surrogat ersetzen lassen. Und eben so wenig wird die Wissenschaft je das Christenthum aus dem Bereich ihrer Forschungen ausschließen können. Schon deshalb nicht, weil es unbestreitbar die gewaltigste geistige Macht ist, welche die Geschichte kennt. Der Stifter desselben aber, diese völlig einzige und eben durch diese ihre absolute Einzigkeit und Eigenthümlichkeit unmittelbar beglaubigte Erscheinung, an der, wer sie nur überhaupt ansieht, unbedingt hinaufschauen muß, — er wird, wie er der Menschheit, wenn ihr Leben nicht abstehen und schaal werden soll, je weiter sie fortschreitet nur immer unentbehrlicher werden wird, so auch der Wissenschaft, je mehr sie sich vertiefen wird, immer entschiedener das höchste und anziehendste Problem werden, gleichmäßig aber auch ihrem Verständniß immer näher treten.

Ebenso werden eine Reihe anderer möglicher Veränderungen und Reformen noch einzeln besprochen. Rothe hebt nachdrücklich hervor, daß diese Reformen nur untergeordnete Punkte betreffen können, daß vor allem die akademische Freiheit unangetastet bleiben muß, d. h. die „unbeschränkte Freiheit wirklicher Selbstbildung der studirenden Jugend", und daß umgekehrt die akademischen Lehrer sich zu wappnen haben gegen die Versuchung zum Hinausschweifen aus der Bahn ihres eigenthümlichen Berufes. Auch hier beherzigenswerthe Bemerkungen:

Nachdem die Wissenschaft Gottlob ihre vom Leben isolirte Stellung verlassen und aufgehört hat, Stubengelehrsamkeit zu sein, tritt nun dem Gelehrten die Verlockung nahe, selbst unmittelbaren thätigen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten nehmen zu wollen, statt seine unmittelbare Thätigkeit ausschließend der Beschäftigung mit der Wissenschaft als solcher zuzuwenden. Dieser Versuchung werden wir widerstehen lernen müssen, ohne uns durch den Vorwurf pedantischer Bornirtheit einschüchtern zu lassen, mit dem grade die Beschränktheit am schnellsten bei der Hand ist, die nicht einzusehen vermag, daß es überall nur da ein lebendiges organisches Ganze gibt, wo Jeder zunächst ganz seinem besondren Kreise lebt und nicht über den Bezirk desselben, ein fremdes Gebiet störend, übergreift. Betheiligen wir uns unmittelbar bei den Verhandlungen über die Fragen des Tages, so werden wir nur als Doctrinärs verspottet, ohne daß man auf unsern Rath hört. Und damit geschieht uns kein Unrecht. Denn in diesen Dingen treffen wir wirklich nicht leicht das Richtige. Unsre wissenschaftlichen Theorien finden ja ihrer Natur nach keine unmittelbare Anwendung auf die im Augenblicke gegebenen Verhältnisse, für die sie

in der abstracten Region, in der sie entstanden sind, gar nicht berechnet wurden. Unser Geschäft ist es, uns um die letzten Principien, nach denen die Fragen auch des öffentlichen Lebens entschieden werden müssen, in ihrer möglichsten wissenschaftlichen Reinheit und Schärfe zu bemühen, und in dieser können sie niemals unmittelbar anwendbar sein. Das ist aber gar kein Fehler; denn vermöge ihres mittelbaren Einflusses als die letzten, alles bestimmenden Orientirungspunkte sind sie nichts desto weniger von der entschiedensten praktischen Wichtigkeit. Beide Geschäfte, die wissenschaftliche Erforschung der Principien und die Erledigung der praktischen Fragen, lassen sich nun einmal nicht füglich in Einer Person vereinigen; denn die Talente für beide sind nur in den seltensten Fällen verbunden, und selbst wo sie dies sind, ist doch das menschliche Leben zu kurz für die Ausübung einer solchen doppelten Kunst.

Der Schluß der Rede kann nach all dem eine zuversichtliche Hoffnung sein. Und sie schließt mit der Mahnung: „Mögen unsere Hochschulen nur ihr Schicksal allein an die Wissenschaft selbst knüpfen, die in sich unvergänglich bleibt, wenn alle ihr fremden äußeren Stützen zusammenbrechen!"

Rothe's Rektorrede bildet einen würdigen Abschluß des Decenniums, das seine erste Heidelberger Periode ausmacht. Auch wir können unsern Ueberblick über diese Periode mit ihr wesentlich abschließen. Nur gewissermaßen anhangsweise sei noch der letzten Briefe gedacht, die uns aus den letzten Monaten vorliegen, und die sich denn auch sämmtlich vorwiegend mit den Vorbereitungen auf die neue Amtsstellung beschäftigen.

Gleich vom Tage nach dem Universitätsfest, vom 23. November 1848, ist wieder ein Brief an Bleek, dem wir eine Reihe einzelner Nachrichten entnehmen. Zunächst den Dank für die allseitige collegialische Begrüßung:

Vor allem also den herzlichsten Dank für das freundschaftliche Wohlwollen, mit dem Sie mich in Ihrer Mitte willkommen heißen, und das mir auch durch Ihre Facultät auf so herzliche Weise bezeugt worden ist. Seien Sie alle fest überzeugt, daß ich dasselbe auf das aufrichtigste erwidere. Ich gebe mich der wohlthuenden Zuversicht hin, daß ich in Ihnen die mir so nöthigen Stützpunkte und alle die Berathung und Hülfe finden werde, bei der es mir durch Gottes Gnade möglich werden wird, in irgend einem Maaße fördernd in Ihr Werk mit einzugreifen.

Rothe bestimmt dann seine ersten Collegien in Bonn:

Publice: Geschichte der Predigt: 2 Mal von 5—6 Uhr Nachm.

Privatim: 1) Theologische Ethik: 6 Mal von 7—8 Uhr Morgens, 2) Homiletik: 4 Mal von 5—6 Uhr Nachmittags.

Die Stunde von 7—8 Uhr Morgens ist mir nämlich, wie Freund Ritschl ganz recht referirt hat, sehr erwünscht, und ich nehme an, daß sie auch den dortigen Studirenden nicht zu früh fällt, wie dies wenigstens hier durchaus nicht der Fall ist, wo im Sommer vielfach schon von 6—7 Uhr Morgens gelesen wird.

Ebenso spricht er bezüglich der Leitung des homiletischen Seminars seine Ansicht dahin aus:

Das homiletisch-katechetische Seminar angehend, werde ich mich zwar durchaus nicht weigern, seine Leitung allein zu übernehmen, wenn von den Herren Collegen ein andrer sich bei demselben nicht mitbetheiligen will, und namentlich wenn College Kling die Mitleitung desselben sich abgenommen zu sehen wünscht, als ihm lästig. Mein Wunsch geht aber sehr bestimmt dahin, daß Hr. Coll. Kling geneigt sein möchte, seine so wohl geübte Hand von diesem Pfluge nicht abzuziehen, sondern daß wir beide, wie es bei Nitzsch und Sack der Fall gewesen, alternirend, Woche um Woche, die seminarist. Stunden und Uebungen halten möchten. Dieser Wunsch gründet sich bei mir wirklich nicht auf den Gedanken an meine größere Bequemlichkeit, sondern lediglich auf die Ueberzeugung, daß es der Sache selbst in hohem Grade förderlich ist, wenn dergleichen Anleitungen zur Praxis nicht von Einem allein gegeben werden, sondern von Mehreren, und in diesem besonderen Falle noch speciell auf die Gewißheit, daß grade die Gabe und die Treue unseres trefflichen Kling die Sache auf das entschiedenste fördern und dem, was ich bei ihr thun kann, auf eine für mich höchst wünschenswerthe Weise aufhelfen werden.

Dagegen gibt er eine motivirte Ablehnung des ihm durch Bleek nahegelegten Wunsches, außer dem Universitäts- noch einen Theil des Gemeindegottesdienstes zu übernehmen:

Nunmehr komme ich auf einen Punkt, in Ansehung dessen ich Ihnen sehr dankbar dafür bin, daß Sie es übernommen haben, die Mittelsperson bei ihm zu machen, den Wunsch des dortigen Presbyteriums, daß ich es übernehmen möchte, auch den Nachmittagsgottesdienst abwechselnd mit dem Gemeindegeistlichen zu halten, wie es Nitzsch aus eignem guten Willen gethan, wenigstens vorläufig. Ich habe mir diese Sache reiflichst überlegt, bin aber entschieden immer wieder auf meinen ersten Entschluß zurückgekommen, und glaube, Sie werden mir Recht geben oder wenigstens es mir nicht falsch auslegen. Ich weiß mir nämlich keinen andern Rath, als diese Proposition mit Bedauern abzulehnen. Wenn Sie mich näher kennen werden, werden Sie sich überzeugen, daß ich gar nicht einmal zu demjenigen tauge, worum es sich bei ihr handelt. Aber auch wenn wir das ganz aus

dem Spiele lassen, so werden Sie es mir nicht verübeln, wenn ich mich streng innerhalb der Officia des Universitätspredigers halte (wie mir vor bald 2 Jahren Hr. v. Bethmann-Hollweg sagte: außer dem homilet.-katech. Seminar alle 14 Tage eine Predigt, mit Ausnahme der Ferienzeiten). Bei einer Vertauschung meiner hiesigen Verhältnisse ist mir immer der Wunsch nach einer rein akademischen Stellung besonders in den Vordergrund getreten. Das zweien Herren dienen ist mir grade auf die Länge schwer geworden. Auch hängen an dergleichen Nebendiensten leicht noch manche andere per consequens, oder man kann doch wenigstens solche oft schwer ablehnen, wenn man sich einmal zu jenen verstanden hat. Ich muß mich deshalb schon an das Principiis obsta halten. Eine vorläufige Uebernahme solcher Verpflichtungen zieht nur peinliche Verwickelungen nach sich. Bei der bedeutenden Seelenzahl der Gemeinde kann doch eine wirkliche Abhülfe für ihre Bedürfnisse in der That nur durch die Anstellung eines weiteren Gemeindegeistlichen erzielt werden; denn eine in der Seelsorge aushelfende weitere Kraft wird doch ganz besonders dringend erfordert werden. Wenn ich auch ganz außer Acht lassen wollte, was doch immerhin auch eine Fatalität sein möchte, daß ich bei der Uebernahme jenes Officiums nie einen Sonntag zu meiner Verfügung behielte, so geht das ofte Predigen ganz entschieden wider meine individuelle Natur. Und so bitte ich Sie denn recht dringend um Ihre freundschaftliche Vermittlung, daß das dortige Presbyterium, dessen Vertrauen ich gewiß zu würdigen weiß, mich nicht in die peinliche Lage bringen wolle, ihm einen Wunsch, den ich ohne Unbesonnenheit nicht erfüllen könnte, abschlagen zu müssen.

Der weitere Inhalt des Briefs bezieht sich auf die Wohnungsfrage, in der Bleek und ein Vetter Rothe's, Prof. Bernd, ihm ihre Hülfe angeboten. Eine allgemeine politische Betrachtung schließt, von einigen wechselseitigen Grüßen abgesehen, den Brief ab:

Es sieht sehr traurig aus an unserm Horizont! Das übrige Deutschland hoffte, sich auf Preußen stützen zu können, und nun wird dieses selbst an den Rand des Abgrunds getrieben! Es kommt mir oft ganz sonderbar vor, daß ich unter solchen Verhältnissen Pläne auf 4 Monate hinaus machen soll. Auf eine schnelle Lösung unsrer Wirren können wir auch im besten Falle nicht hoffen. Zum Glück weiß Gott auch da noch Rath, wo er den Menschen ausgeht.

Vom 5. December 1848 schließt sich ferner ein Brief Rothe's an Heubner an, der sich zunächst auf seine am 10. November gefeierte silberne Hochzeit bezieht. In Heidelberg hatte Niemand darum gewußt, und gleich am Tage nachher war seine Frau wieder von einer längeren Erkrankung befallen worden. Um so herzlicher ist sein Dank für Heubner's Begrüßung:

Wir sind gewiß, daß Ihr unsrer an jenem Tage mit treuer Fürbitte vor dem Herrn gedacht habt. Er wird Eure Gebete und Segenswünsche nicht unerfüllt lassen. In welcher Weise es am besten geschieht, weiß nur Er und soll auch nur Er bestimmen. Daß Sein Wille allein wie im Allgemeinen so auch mit mir selbst und allen, die mir in Liebe zugehören, geschehen möge, das wird immer mehr das aufrichtigste Verlangen meines Herzens, und von der Thorheit, eigne Wünsche zu haben, komme ich, Ihm sei es gedankt, immer mehr los. Die Erfahrungen der Gegenwart machen dies Einem freilich auch sehr leicht. Ich habe, wenn ich auf mein vergangenes Leben zurückblicke, von so außerordentlich viel Gnade zu rühmen, daß es mir im höchsten Grade undankbar und ungenügsam erscheinen würde, wenn ich für das Bischen irdischer Zukunft, das ich vielleicht noch habe, für mich etwas andres vom Herrn wünschen und erbitten wollte, als daß Er mich und die Meinen nicht aus Seiner Hand sich entreißen lassen und, wenn ich Ihm zu irgend etwas zu brauchen bin, rein nach Seinem heiligen Ermessen über mich verfügen wolle. An einem 25jährigen Jahrestage einer Eheverbindung, in der Er auf die mannichfaltigste Weise mit Segen, Durchhülfe und Treue als den besten Hausfreund sich bewährt hat, muß einem wohl dieses Facit der Rechnung mit doppelter Klarheit vor die Seele treten. Möge Er mein Gelübde, mit besserer Treue als bisher mich von Seiner Hand allein führen zu lassen, im Bewußtsein der unberechenbaren Dankesschuld, die ich auf mir habe, gutgeheißen und angenommen haben! Zu dem reichen Segen, der sich für mich von dem 10. Nov. 1823 herschreibt, rechne ich ganz besonders auch das blutsverwandtschaftliche Band, das mich von jener Zeit an mit Dir, Deiner theuren Charlotte und allen den lieben Eurigen verknüpft. Auch in Beziehung auf dieses weiß ich nichts andres auszusprechen als das tiefe Gefühl davon, wie unwerth ich so großer Gnade und Treue des guten Hirten bin.

Es schließt sich daran der weitere Dank für die sinnigen Festgeschenke:

Der wunderschöne Teppich ist ein wahres Stammbuch des weiblichen Theils der I. Heubner'schen Familie; er soll uns auch gewiß ein solches sein. Du aber, theurer Bruder, hättest für diesen Tag kein sinnigeres Angebinde wählen können, als diese innerlich und äußerlich gleich prächtige Ausgabe der Luther-Lieder. Möge von diesen vollen und reinen Grundaccorden christlicher Gottseligkeit mein Herz und Leben immer mächtiger durchtönt werden. Nur das Prachtkleid paßt nicht wohl zu dem einfachen Hauskleide, in dem bei mir alles einhergeht. Deine Befürchtung, daß ich das Buch schon besitzen möchte, war insofern nicht ohne Grund, als ich mich bei der Erscheinung desselben allerdings stark versucht fühlte, es zu kaufen; ich wider-

stand aber der Versuchung wegen der zu großen Ausgabe. Nun hat es freilich für mich noch einen ganz andern Werth, und es soll mir in jeder Beziehung ein heiliggehaltenes κειμήλιον sein. Verstehe ich mich auch weniger als leicht Einer auf die werthe Musica, so glaube ich doch zu empfinden, wozu Gott sie uns gegeben hat, und hoffe, dort oben, wo wir es doch erst recht erfahren werden, was der Psalter ist und das heilige Harfenspiel, auch mit schwacher, aber doch reiner Stimme mitsingen zu dürfen in dem ewigen Chor derer, die vor dem Stuhl Gottes in weißen Kleidern, rein gewaschen im Blute des Lammes, mit großer Stimme dem Lob und Preis singen, der auf dem Stuhle sitzet, und dem Lamme. Es ergreift mich oft ein mächtiges Gefühl, wie kindisch uns von dort aus unser jetziges, dessen ungeachtet doch so ernstes, Wesen und Treiben vorkommen wird, und ich freue mich in der tiefsten Seele, daß es so gar lange nicht mehr hin ist, bis zu dem Zeitpunkt, wo sich uns die Pforte jener wahren Welt durch des Herrn Gnade öffnen soll. Da er nicht nach Würdigkeit und Unwürdigkeit fragt, sondern nur nach demüthigem und reumüthigem Glauben, so darf man ja auch bei der tiefsten Beugung den Blick zu ihr aufheben und das Verlangen des Herzens. Möge Er das mir täglich immer geläufiger werden lassen! Auch für die neuen Loosungen, mit denen Du mich beschenkt hast, herzlichen Dank.

Auch den andern Familiengliedern in Wittenberg, Rackith, Torgau und Berlin spricht Rothe für ihre allseitigen Glückwünsche seinen Dank aus. Außerdem aber gibt der weitere Verlauf des Briefs einen genauen Bericht über die Amtsveränderung, der trotz einzelner Wiederholung manches Neue enthält, so daß wir nicht daran vorbeigehen dürfen:

Sehr unerwartet wird Dir mein Uebergang nach Bonn gekommen sein; mir selbst ist es nicht anders gegangen. Auch heute kann ich nur sagen, daß ich die Sache als etwas ansehe, was ich mit mir geschehen lasse, in der Ueberzeugung, daß ich mit meinem eigenen Willen nicht dazwischen treten durfte. In meinen Wünschen hat es keine Wurzel, ich vertraue aber ohne Bangen, damit dem Willen des Herrn zu folgen. Weit entfernt nun davon, das, was man einer Verbesserung seiner Lage dankt, zu versprechen, sehe ich vielmehr darin einer neuen Schule entgegen, in die Gott mich nehmen will, und die, wie ich nur zu viel Grund habe anzunehmen, mir wohl recht nöthig sein mag. In den letzten Tagen des August erhielt ich einen Brief von Bleek, worin er mir zu meiner großen Ueberraschung schrieb, die dortige Facultät sei von dem Ministerio aufgefordert worden, Vorschläge wegen der Wiederbesetzung der Stelle von Nitzsch zu thun, mit dem Beisatz, dasselbe gebe ihr anheim, ob sie nicht auch auf mich reflectiren wolle; darauf habe die Facultät dem Ministerio einstimmig

erwiedert, sie beschränke sich darauf, das Ministerium zu bitten, mich für Bonn zu gewinnen zu suchen. Wenige Tage darauf kam eine amtliche Anfrage von Hrn. v. Ladenberg an mich, ob ich geneigt sei nach Preußen zurückzukehren und die Professur und Universitätspredigerstelle mit einer Besoldung von 1500 Thlr. anzunehmen, indem er mich zugleich auf eine sehr freundliche Weise an meine Anhänglichkeit an mein altes Vaterland Preußen erinnerte. Es war dies grade in den Tagen, als man in Frankfurt über die Trennung von Kirche und Staat debattirte, und ich mir sagen mußte, daß in Folge des veränderten Verhältnisses zwischen beiden die Aufhebung des hiesigen Prediger-Seminars sich in nahe Aussicht stelle; in einem Augenblick, wo ich vielfach mit meiner Luise davon gesprochen, daß hierdurch meine hiesige Stellung (denn meine Besoldung beziehe ich ganz aus dem Fonds des Seminars) eine höchst prekäre und ich unsrer Regierung, deren finanzielle Lage jetzt eine sehr schwierige ist, zu einer Last werden könne, und wo wir uns gesagt hatten, für einen solchen Fall werde Gott schon für uns sorgen. Besonders aber fiel mir der Gedanke schwer auf's Herz, daß ich mich einer Undankbarkeit gegen Preußen, das wider alles mein Erwarten noch ein Mal bei mir anfragte, schuldig machen könne, wenn ich wieder Nein sagte. Ich fand nach reiflichster Erwägung vor dem Herrn zu keiner andern Antwort Freudigkeit als zu der: ich sei bereit, wenn ich meinem alten Vaterlande nützlich sein könne, nach Bonn zu gehen, doch werde man nicht wollen, daß ich mich gegen meine hiesige Stellung gradezu um 100 Thlr. Besoldung verschlechtere. Ich hoffte, an dieser Clausel würde die Sache sich zerschlagen, um so mehr, da gleich nach Abgabe meiner Erklärung eine Ministerialveränderung in Berlin eintrat, und da ich zunächst über die Angelegenheit gar nichts weiter vernahm, hielt ich sie für völlig begraben, so sehr, daß ich gänzlich nicht mehr an sie dachte. Desto mehr war ich überrascht und für den ersten Augenblick eigentlich consternirt, als ich am 24. October (grade an demselben Tage kam ein Jahr vorher der Ruf nach Breslau) ein neues Schreiben von Hrn. v. Ladenberg erhielt, worin er mir mittheilt, daß Se. Majestät mich für jene Stelle in Bonn mit einem Gehalt von 1700 Thlrn. ernannt habe, meine Bestallung schon allerhöchsten Orts zur Vollziehung vorliege, das Curatorium von Bonn und das Coblenzer Consistorium schon von meiner Ernennung benachrichtigt seien u. s. w. Kurz, die Sache war völlig abgethan, wie ich denn auch wenige Tage nachher bereits meine unter dem 23. Oktbr. vollzogene Bestallung erhielt. Ich hatte hier von dem mir gemachten Antrage niemandem etwas gesagt, weil ich wohl voraussah, daß wenn etwas vor beendeter Sache hier verlautbare, es mir zu einer moralischen Unmöglichkeit gemacht werden würde, von hier wegzugehen. Davon habe ich dann auch die vollständigste Erfahrung gemacht, als die Sache zur Entscheidung gekommen war. Wäre die Entschließung noch in meiner Hand gewesen, so hätte ich, wie ich bin, auf die Art,

wie man mich von Seiten der vorgesetzten Behörde sowohl als meiner Freunde, der jüngeren und älteren Geistlichen unseres Landes ꝛc. bat, zu bleiben, nichts anderes thun können, als nicht von hier weggehen. Ich beschreibe es Dir lieber nicht, wie mir in den ersten Wochen, nachdem die Würfel gefallen waren, zu Muthe gewesen ist und wie ich in meinem Innern gelitten habe. Gleichwohl habe ich die Zuversicht immer behalten, daß ich nicht anders hätte handeln dürfen; und so gehe ich denn, so Gott will, an Ostern in Seinem Namen nach Bonn. Wir sind dann wenigstens wieder in Einem und demselben engeren Vaterlande, und durch eine ununterbrochene Eisenbahnlinie verbunden. Freilich ladet der jetzige Augenblick nicht vorzugsweise zur Rückkehr nach Preußen ein. Die dortige Krisis wird wohl lange noch nicht überstanden sein; aber diese Dinge muß man hinnehmen, wie Gott sie gibt, und die Geschicke Preußens werden überdieß in jedem Falle das übrige Deutschland mit in ihre Bahn hineinziehen.

Im Uebrigen ist zunächst noch eine Rückbeziehung auf den Wittenberger Kirchentag zu erwähnen:

Du hast kein sonderliches Vertrauen zu dem evang. Kirchenbunde vom vorigen September. Mir geht es ebenso mit diesem künstlichen Werke, von dem es mir immer noch schwer wird, mir klar zu machen, worin es denn eigentlich besteht. Diejenige Einigung, auf die es dabei angetragen wird, dünkt mich, haben wir schon längst gehabt. Ich fürchte aber sehr, daß die Sache Veranlassung zu neuen Zerwürfnissen werden dürfte. Stahl hat auch unsere Facultät zu einer Erklärung über dieselbe aufgefordert; zur Zeit aber scheint sie uns noch gar nicht spruchreif.

Und endlich — in Verbindung mit den Festgrüßen zu Christfest und Neujahr, eine kurze politische Erwägung:

Was das Jahr 1849 in seinem Schooße tragen wird, wer mag das voraussagen? Gewiß aber wird es abermals ein sehr ernstes Jahr werden, in dem des Herrn Gnade, Hülfe und Obhut doppelt Noth thun wird. Er wolle denn uns allen allezeit nahe sein, in guten und in bösen Tagen.

Der letzte uns vorliegende Heidelberger Brief ist vom 25. März 1849 und an Bleek gerichtet. Er beginnt, um die Verzögerung des Schreibens zu motiviren, mit einem Rückblick auf die Geschäfte der letzten Monate:

Der Abhaltungen gab es allerdings gar manche, mit denen ich mich nicht ohne Grund entschuldigen könnte. Anfangs die Nothwendigkeit, meinen Augen jede mögliche Schonung angedeihen zu lassen,

später so viel Liebes und Leides, das ich hier noch zu erfahren hatte, das Letztere in Beziehung auf die im Augenblick äußerst verwirrten und gespannten Verhältnisse in unsrer akadem. Corporation, mit denen ich mir vermöge des Prorectorats leider viel zu schaffen machen mußte. Ich ließ mich das Friedensstiften gern nicht verdrießen, aber wenn die Streitenden eben den Streit wollen und nicht den Frieden, so hilft auch der geduldigste gute Wille nichts. Sofern ich die Verhältnisse unter den Collegen hier ansehe, wie sie sich in der neuesten Zeit gestaltet haben, und die Stellung, welche unser Ministerium aus einer beklagenswerthen Furchtsamkeit zu ihnen annimmt, gehe ich gern von hier (und gar viele der trefflichsten Collegen würden gern desgleichen thun), so schwer es mir auch in allen anderen Beziehungen wird.

Weiterhin werden die ersten amtlichen Obliegenheiten der neuen Stellung besprochen:

Die Bedingungen meines Eintritts in Ihre Facultät, welche Sie mir mittheilen, muß ich mir natürlich gefallen lassen, wenn ich gleich auf dergleichen gelehrte Künste schlecht genug eingeschult bin. Nach dem Eintritt in die Facultät und der Theilnahme an ihren amtlichen Angelegenheiten gelüstet mich nun zwar gar nicht, und wenn ich meiner Neigung folgen wollte, so würde ich mit großer Genugthuung vor der Thür des hochwürdigen Collegiums stehen bleiben; allein ich sehe wohl ein, daß es einfach meine Schuldigkeit ist, auch von diesen Leiden und Freuden mich nicht auszuschließen. Es soll also gewiß meinerseits in dieser Beziehung alle Gerechtigkeit erfüllt werden. Wenn die lateinische Vorlesung, wie Sie schreiben, daß es bei Coll. Dorner geschehen, in eine deutsche verwandelt werden kann, so ist mir das allerdings um vieles bequemer und deshalb lieber; wo nicht, nun so werde ich wohl auch mit der lateinischen noch zur Noth zurecht kommen. Um Dispensation von diesen Dingen nachzusuchen, will mir nicht recht ein, ungeachtet ich alt genug dazu wäre, um propter barbam dispensirt zu werden. Sogleich in den allerersten Monaten aber werde ich diese Specimina allerdings nicht ablegen können, zumal es voraussichtlich ziemlich lange währen wird, ehe ich dort häuslich zur Ruhe kommen werde; doch verspreche ich Ihnen, mich möglichst dazu zu halten und keine Zögerungen zu machen; und damit, denke ich, werden Sie und die l. Collegen sich zu gut geben. Denn hier habe ich nur noch äußerst wenig vorbereitend für die Sache thun können, was Sie nicht auf meine Lässigkeit schieben wollen, sondern auf die Lage der Umstände.

Noch wird der Einrichtung des Seminars abermals gedacht, ebenso über den bevorstehenden Druck eines von Bleek für die „Studien und Kritiken" eingesandten Aufsatzes berichtet. Von den Heidelberger wie den badischen Zuständen überhaupt aber heißt es:

Die Besetzung meiner Stelle hier schwebt immer noch im Unsichern, was mich sehr schmerzt, um so mehr, da ich immer deutlicher sehe, daß in unsrer Landeskirche durch Gottes Gnade wirklich in den letzten zwölf Jahren etwas herangewachsen ist, was der fördernden Pflege werth, aber auch ebenso sehr bedürftig ist, besonders in dem jetzigen Augenblick, wo mißliche Tendenzen unter einem übrigens sehr ehrenwerthen Theile der älteren Geistlichkeit auftauchen.

Eine Mittheilung eigenthümlicher Art folgt etwas später, über eine in der Zwischenzeit noch gekommene Anfrage von Halle, die aber Rothe trotz der fast um das Zehnfache größeren Zahl der dortigen Studirenden sofort ablehnend beantwortet hatte:

Ein Curiosum muß ich Ihnen doch im Vertrauen mittheilen. Man hat mich Ihnen schon vor der Hochzeit abspenstig machen wollen. Um die Mitte des Februar erhielt ich zu meinem nicht geringen Erstaunen einen Brief von Thilo in Halle, worin er mir im Auftrage seiner sämmtlichen Collegen die Frage vorlegte, ob ich nicht geneigt sei, statt nach Bonn vielmehr nach Halle zu gehen, und ob ich nicht gestatten wolle, daß die dortige Facultät sich in einer desfalls an das Ministerium zu richtenden Eingabe auf die vorläufige Erklärung meiner Geneigtheit beziehen dürfe. Dabei suchte er mir durch ein langes Register von allen möglichen angeblichen Vorzügen Halle's vor Bonn den Mund wässrig zu machen. Natürlich bedurfte die Sache bei mir keiner weiteren Erwägung. Ich habe dem lieben Freunde umgehend geantwortet, daß ich Ihnen in Bonn mein Wort gegeben, und schon aus diesem Grunde für sich allein auch es Ihnen halten werde. Eine gewisse Unbescheidenheit lag allerdings darin, daß ich nicht zuerst bei Ihnen anfragte, ob Sie nicht vielleicht mit guter Manier mich vorweg los sein wollten, wozu die Gelegenheit günstig gewesen wäre.

Und auch diesen Brief schließt ein Blick auf die Gesammtlage:

Wohin werden die Dinge in unserm lieben deutschen Vaterlande ihren Ausgang nehmen? Auch in Preußen wollen wir doch noch nicht zu früh Triumph rufen; Grund und Boden haben wir noch lange nicht gefunden.